

Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien

Bulletin Nr. 41

Texte

Männlichkeiten

Kontinuität und Umbruch

Bulletin-Texte / Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien /
Humboldt-Universität zu Berlin, Berlin 25 (2014) 41

Bulletin – Texte 41

ISSN 0947-6822

Vertrieb: Geschäftsstelle des Zentrums für transdisziplinäre
Geschlechterstudien der Humboldt-Universität
zu Berlin
Georgenstr. 47, 10117 Berlin
Tel.: 030-2093-46200/-46201

Herausgeber_innen: Michael Frey
Marianne Kriszjo
Gabriele Jähnert

Redaktionelle Bearbeitung: Christina Banditt

Erscheinungsweise: unregelmäßig

Redaktionsschluss: April 2014

Druck: Universitätsdruckerei der HU

Umschlaggestaltung: Sabine Klopffleisch

Download unter:
<http://www.gender.hu-berlin.de/forschung/publikationen/gender-bulletins/>

Inhalt:

Seite:

Michael Frey / Marianne Kriszio / Gabriele Jähner:

Einleitung1

I. Theoretische Konzepte zur Analyse der Konstruktion von „Männlichkeit“

Michael Frey:

Männlichkeit im Plural denken – das Konzept der hegemonialen

Männlichkeit12

Kathrin Kremer:

Pierre Bourdieus männliche Herrschaft in der Frauen- und

Geschlechterforschung.....31

Tina Schönborn:

„...und je größer die Lockung wird, um so stärker läßt er sich fesseln“ –

Kritische Männlichkeitsanalyse in der Kritischen Theorie 50

II. Soziale Felder der Konstruktion von „Männlichkeit“

Saskia Klein:

Väter und Elternzeit – Eine genderkritische Analyse von

Entscheidungsfaktoren 76

Elisabeth Riha / Felix Heyer / Franziska Günther:

Männlichkeitskonstruktionen im Kontext von Wandlungsprozessen

in der Arbeitswelt.....107

Martin Fischer:

Das Blockbuster-Kino als Reproduktionskanal hegemonialer

Männlichkeiten – Eine Analyse der The Dark Knight-Trilogie 123

Franziska Körner:

Fußball als moderner Zufluchtsort traditioneller Männlichkeit.

Eine Analyse des sozialen Feldes Fußball unter dem Aspekt

der Männlichkeit 138

Maria Lehnig:

Die sozialistische DDR – ein (Re)Produktionsort hegemonialer Männlichkeit? 152

Lucia Bruns:

Frauen nach hinten, nur Männer nach vorne. Männlichkeitskonstruktionen in der Szene der Autonomen Nationalisten 166

Mona Aurich:

Die Antifa – ein Männerbund? Die Reproduktion von Männlichkeit im antifaschistischen Kontext 182

III. Kritische De-Konstruktion patriarchaler Männlichkeit

Frederic Heine:

Prekarierte Männlichkeiten. Die doppelte Erosion industriegesellschaftlicher Männlichkeitskonstruktionen 194

Patrick Henze:

Männlichkeit als Negation. Zur Bedeutung von Schwulsein, Selbsthass und Schwulenfeindlichkeit für die Konstitution von Männlichkeit. 209

Benedikt Wolf:

Zur Theorie, Geschichtsschreibung und Politik penetrierter Männlichkeit. Mit einer Lektüre von Mynonas Der Schmarotzer 227

Verzeichnis der Autor_innen und Herausgeber_innen 249

Michael Frey / Marianne Kriszio / Gabriele Jähnert

Einleitung

Das Thema „Männlichkeit(en)“ hat seit einiger Zeit sowohl in der Wissenschaft als auch in den Medien Konjunktur. Es finden rege Diskussionen innerhalb der Geschlechterforschung und in vielen geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen statt, die sich selbst wiederum mit verschiedenen Fragestellungen und theoretischen Zugängen dem Thema nähern. In den gendersensiblen Sozialwissenschaften geht es u.a. um die Mechanismen der sozialen Konstruktion von Männlichkeit (Baur/Luedtke 2008), um die Rolle von Männlichkeit bei der 2008 einsetzenden großen Finanzkrise (Kurz-Scherf 2009; Scheele 2009; Kurz-Scherf/Scheele 2012), um die Krise von Männlichkeit (Bereswill/Neuber 2011) oder um die Konstruktion von homosexueller Männlichkeit in den Medien (Heilmann 2011). In den Kultur- und Literaturwissenschaften werden insbesondere Narrative und Repräsentationsstrategien analysiert, über die Männlichkeiten symbolisch konstruiert werden. Hierbei sind insbesondere das Konzept der „hegemonialen Männlichkeit“ von Raewyn (vormals Robert) Connell – auf das sich auch viele der Beiträge in diesem Band beziehen – und die allgegenwärtigen Narrative über die Krise der Männlichkeit kritisch hinterfragt worden (Mathes 2006 bzw. Schnurbein 2001; Glawion u.a. 2007; Haschemi 2011). In den Medien und der öffentlichen Diskussion ist das Thema „Männlichkeit“ gegenwärtig ebenfalls stark präsent. Hier wird die Diskussion vor allem dominiert durch die vermeintliche Benachteiligung von Jungen im Erziehungs- und Bildungssystem (kritisch dazu Rose/Schmauch 2005; Koch-Priewe u.a. 2009; Budde 2011; Helbig 2011), die spezifische gesundheitliche Gefährdung von Männern (Dinges 2010; Radebold 2012; Spangenberg/Brähler 2012) oder auch die Situation von Scheidungsvätern (Amendt 2006; kritisch dazu Rosenbrock 2012: 52 ff.; Gärtner 2013: 54 ff.).

Wie lässt sich die verstärkte mediale und wissenschaftliche Aufmerksamkeit für Männlichkeit insbesondere aus sozialwissenschaftlicher Perspektive erklären? Wenn mit Connell (1999) davon auszugehen ist, dass Männlichkeit nicht als ein isoliertes Objekt, sondern als Teil einer umfassenderen (Sozial-)Struktur und damit als Position im Geschlechterverhältnis zu verstehen ist, dann verweist die verstärkte Thematisierung von „Männlichkeit“ nicht nur auf einen Wandel

derselben, sondern auch auf Veränderungen im Geschlechterverhältnis insgesamt. Diese Veränderungen wurden seit Beginn der zweiten Frauenbewegung vor allem von Seiten der Frauen angestoßen, indem sie z.B. zunehmend in vormals allein Männern vorbehaltene soziale Sphären eintraten. Dies gilt vor allem für die Arbeits- und Berufswelt, betrifft aber auch die Politik oder Institutionen wie die Armee. Der damit einhergehende Wandel im Geschlechterverhältnis tangiert auch die soziale Position von Männern. Ein Beispiel dafür sind die aufgrund der steigenden Erwerbspartizipation von Frauen sich verändernden Erwartungen an die Arbeitsteilung der Geschlechter auch im Privatbereich, auch wenn diese nach wie vor stark zuungunsten von Frauen ausfällt (Gille/Marbach 2004). Sowohl die sozialen und privaten Erwartungen, wie u.a. junge Männer sich in die Erziehung ihrer Kinder einbringen sollen, als auch die diesbezüglichen Orientierungen der jungen Männer selbst haben sich gewandelt. Diesem Wandel in den subjektiven Orientierungen entsprechen aber noch nicht gleichermaßen gewandelte Strukturen in der sozialen Realität bzw. in den gesellschaftlichen Institutionen und Teilbereichen. Insbesondere die Strukturen in der Arbeitswelt und der Wirtschaft sind nach wie vor stark androzentrisch geprägt (z.B. die Anforderung ständiger Verfügbarkeit und die damit einhergehende Erschwerung eines privaten Lebens jenseits der Erwerbsarbeit). Diese persistenten institutionellen und sozialen Strukturen treffen auf ein Geschlechterverhältnis, das sich vor allem durch die Emanzipationsbewegung der Frauen verändert hat. Wird das Geschlechterverhältnis als eine soziale Relation von Frauen und Männern verstanden, die auch die Verfügung über soziale Ressourcen (z.B. Zeit, Macht, Geld, Prestige) vermittelt, dann impliziert die zunehmende soziale Partizipation von Frauen eine Um- und Neuverteilung von Ressourcen zu Lasten von Männern. Dies wird von vielen Männern weniger als Chance und Gewinn, sondern vor allem als Bedrohung und Verlust wahrgenommen. Gesellschaftlich wird dies auch als eine „Krise der Männlichkeit“ (Hollstein 2008; Bönt 2012; Rosin 2012) erlebt. Phänomene dieser Krise zeigen sich nicht zuletzt in den o. g. medialen Diskursen über Benachteiligungen von Jungen bzw. Männern gerade in solchen Bereichen, in denen die Frauen- und Geschlechterforschung zuvor noch eher Diskriminierungen von Mädchen und Frauen verzeichnete: Bildungswesen, gesundheitliche Versorgung, Scheidungsrecht und die Situation alleinstehender Mütter. Jungen werden – mit Fokus auf das allgemeinbildende Schulsystem und unter Ausblendung der

beruflichen Bildung – als die vermeintlichen neuen Bildungsverlierer dargestellt; nach der Kritik der Frauengesundheitsforschung an der Männerzentriertheit medizinischer Forschung und daraus ableitbaren Defiziten in der gesundheitlichen Versorgung von Frauen gerät nun die erhöhte gesundheitliche Gefährdung von Männern in den Fokus der Aufmerksamkeit; und schließlich werden Benachteiligungen von Vätern im Umgang mit ihren Kindern nach Scheidung bzw. Trennung beklagt. Diese häufig populärwissenschaftlichen Diskurse werden begleitet von einem wesentlichen schärferen und stark populistischen Ton, der vor allem von der sogenannten „Männerrechtsbewegung“ ausgeht, die sich einen ausgesprochenen Antifeminismus auf ihre Fahnen geschrieben hat (vgl. Gesterkamp 2010; Kemper 2011; Rosenbrock 2012). Dies verbindet sich mit einem Angriff auf die Geschlechterstudien, denen vorgeworfen wird, durch ihre Erkenntnisse die vermeintlich „natürliche“ Ordnung der Geschlechter auszuhöhlen (Zastrow 2006; Martenstein 2013). Ton und Argumente dieser Äußerungen verweisen auf eine starke Verunsicherung und Bedrohung durch die Infragestellung vermeintlicher Gewissheiten und Ordnungen.

Der gesellschaftliche Hintergrund dieser als „Krise der Männlichkeit“ wahrgenommenen Prozesse ist die Erosion des fordistischen Geschlechterverhältnisses (Kohlmorgen 2004; Nickel 2013), welches ein Resultat der Entstehung der modernen kapitalistischen Industriegesellschaft ist.¹ Der Bedeutungszuwachs von Dienstleistungen, die partielle De-Industrialisierung (Baethge 2001), die Relativierung des (implizit männlichen) Normalarbeitsverhältnisses (Holst/Maier 1998) und die zunehmende Prekarisierung von Arbeit (Castel/Dörre 2009) haben auch das traditionelle industriegesellschaftliche Geschlechterverhältnis destabilisiert (Schmidt 2012). Flankiert werden diese sozialstrukturellen Veränderungen durch eine Emanzipation von Frauen aus traditionellen Rollenzuschreibungen. Die soziale Selbstverständlichkeit der Erwerbstätigkeit von Frauen – wenn auch weiterhin mit Konzentration auf weniger gut bezahlte Berufsfelder, Gender Pay Gap und schlechteren Aufstiegs-

¹ Mit „Fordismus“ wird aus regulationstheoretischer Perspektive eine spezifische Phase des Kapitalismus bezeichnet (Aglietta 1976). Kennzeichen dieser Phase sind industrielle Massenproduktion, sozial abgesicherte (männliche) Normalarbeitsverhältnisse, ein expansiver Wohlfahrtsstaat und ein Familienmodell, das sich aus männlichem Alleinernährer und allenfalls zuverdienender Ehefrau zusammensetzt (Kohlmorgen 2004).

möglichkeiten in qualifizierten Berufen und Führungspositionen – ist ein wichtiger und offensichtlicher Indikator dafür. Gleichzeitig werden Arbeitsplätze in männlich konnotierten Arbeitsbereichen, die vormals oftmals als stabil und existenzsichernd erfahren wurden, ebenfalls zunehmend prekärer. Dadurch schwindet auch die in modernen westlichen Gesellschaften lange Zeit als Leitbild etablierte Institution des „Familienlohnes“ (Gottschall/Schröder 2013), der auf dem traditionellen hegemonialen Modell des männlichen Alleinernährers und der allenfalls zuverdienenden Hausfrau basiert. In der DDR waren die Verhältnisse zwar insofern anders, als die Erwerbstätigkeit der Frau dort selbstverständlich und ein zentrales Element des sozialistischen Selbstverständnisses war (Nickel 1993). Dies verhinderte allerdings nicht, dass auch dort in der Realität und im Leitbild der Unterstützung der „berufstätigen Mutter“ (Gysi/Meyer 1993) bei der Erfüllung ihrer „familiären Pflichten“ durchaus Elemente einer hegemonialen Männlichkeit zu verzeichnen waren (Scholz 2008).²

In der bundesdeutschen Gesellschaft gibt es noch keine neuen institutionellen Strukturen, die den gewandelten Lebens- und Arbeitsweisen der Geschlechter angemessen wären. Ebenso wenig gibt es einen ergebnisoffenen gesellschaftlichen Diskurs darüber, wie Frauen und Männer gleichberechtigt in Zukunft leben und arbeiten wollen und wie dabei auch die Anforderungen der sozialen und individuellen Reproduktion bewältigt werden können. Insbesondere die Organisation der privaten Sorge- und Erziehungsarbeit ist dabei ein noch nicht gelöstes Problem. In der fordistischen Phase der kapitalistischen Industriegesellschaft wurde die Reproduktion des sozialen und individuellen Arbeitsvermögens im Rahmen eines ungleichen Geschlechterverhältnisses „gelöst“. Das Ideal der nicht erwerbstätigen Ehefrau, Mutter und Hausfrau sowie des alleinverdienenden Ehemanns und Familienernährers dominierte die soziale Realität und die individuellen Lebensentwürfe, auch wenn es in der Realität nie von allen Bevölkerungsteilen so gelebt wurde.³ Dieses Lebens- und Familienmodell hat

2 Der Beitrag von Lehnigk in diesem Band geht speziell auf diese Thematik ein.

3 In der Realität bestand schon seit dem Ende des 19. Jahrhunderts in Deutschland (bzw. später auch in Westdeutschland) immer etwa ein Drittel der Erwerbsbevölkerung aus Frauen (Willms-Herget 1985).

inzwischen seine ideologische Hegemonie auch im Westen der vereinigten Bundesrepublik Deutschland eingebüßt. An dessen Stelle ist jedoch kein neues einheitliches Lebens- und Familienmodell getreten, sondern eine Pluralisierung von Lebensweisen und -formen. Der damit einhergehende Verlust eines gemeinsam geteilten Leitbildes der Lebensführung kann auch als Verlust eines Orientierungsmaßstabes bei der Lebensgestaltung wahrgenommen werden. Das Fehlen eindeutiger Leitbilder der Lebensgestaltung sowie die zunehmende Diskontinuität der individuellen Berufsbiografien durch die Prekarisierung von Arbeit kann gerade von den traditionell erwerbszentrierten Männern als krisenhafter Prozess erlebt werden (Völker 2011; Dörre 2012). Frauen haben traditionell – auch im Fordismus – die Erfahrung prekärer Arbeitsverhältnisse gemacht (Mayer-Ahuja 2003). Für sie ist der gegenwärtige Strukturwandel in der Arbeitswelt also weniger neu. Für Männer, die traditionell hingegen in stark regulierten Normalarbeitsverhältnissen gearbeitet haben, jedoch schon. Dabei ist die volle Erwerbspartizipation in modernen Arbeitsgesellschaften sozial erwartet und zentral für das Selbstverständnis und die Identität eines Mannes (Scholz 2004; Meuser 2010). Eine Erosion des Normalarbeitsverhältnisses durch steigende Anteile atypischer Beschäftigungen und eine zunehmende Prekarisierung von Arbeit tangiert somit auch das männliche Selbstverständnis (Lengersdorf/Meuser 2010). Auch dies trägt zur augenblicklichen Wahrnehmung einer Krise der Männlichkeit bei.

Die vorliegende Ausgabe des ZtG-Bulletins Texte zum Thema „Männlichkeiten. Kontinuität und Umbruch“ ist vor diesem Hintergrund zu lesen. Der konkrete Anstoß dazu ging zunächst auf zwei Veranstaltungen zurück: Zum einen ein wissenschaftliches Kolloquium, das vom Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien (ZtG) der Humboldt-Universität zu Berlin im Juli 2013 veranstaltet wurde und den Zusammenhang von „Männlichkeit und Reproduktion – Reproduktion von Männlichkeit?“ thematisierte, zum anderen ein soziologisches Proseminar von Michael Frey an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Potsdam im Bereich der Professur für Geschlechtersoziologie von Theresa Wobbe über „Konzepte von Männlichkeit“, das im WS 2012/13 stattfand und sich als Einführung in eine kritische Soziologie

der Männlichkeiten verstand.⁴ Im Rahmen dieses Proseminars entstanden zahlreiche qualitativ gute Hausarbeiten, die sich mit der Konstruktion von Männlichkeit in unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen auseinandersetzten. Hieraus ergab sich die Anregung, parallel zur Buchpublikation der Beiträge des ZtG-Kolloquiums (Heilmann u.a. 2014) ein Heft mit vorwiegend studentischen Arbeiten zum Thema „Männlichkeiten“ in der Reihe Bulletin Texte des ZtG zu publizieren. Aufgrund einer Umfrage bei den Lehrenden der Gender Studies der Humboldt-Universität zu Berlin konnten weitere Arbeiten von Promovend_innen und Student_innen der Gender Studies, die im Rahmen ihres Studiums an diesem Thema gearbeitet hatten, einbezogen werden. Bei einem Teil der Texte handelt es sich aufgrund dieser Entstehungsgeschichte um Arbeiten, die auf Seminararbeiten im Rahmen eines BA-Studiums beruhen. Andere Beiträge stammen von Student_innen am Ende eines Magister- oder MA-Studiums. Zwei Arbeiten stellen gekürzte Fassungen von Abschlussarbeiten dar, und in zwei Fällen handelt es sich um Texte von Doktoranden.

Der erste Abschnitt umfasst drei Beiträge zu grundlegenden theoretischen Konzeptionen zur Konstruktion von Männlichkeit. Zu Beginn stellt Michael Frey das im gegenwärtigen Männlichkeits-Diskurs zentrale Konzept einer „hegemonialen Männlichkeit“ von Raewyn (vormals Robert) Connell vor, zu dem auch das Zusammenwirken dieser hegemonialen mit subalternen Formen von Männlichkeit gehört. Alle Beiträge, die aus dem Potsdamer Seminar hervorgegangen sind, aber auch viele der übrigen beziehen sich mehr oder weniger ausführlich auf diesen Ansatz. Kathrin Kremer liefert eine ausführliche Darstellung des theoretischen Ansatzes der „männlichen Herrschaft“, den Pierre Bourdieu in seinen späteren Lebensjahren auf der Basis seines generellen Habituskonzepts unter Einbeziehung ethnologischer Studien in einer algerische Stammesgesellschaft entwickelt hat, und auf den ebenfalls zahlreiche andere Beiträge Bezug nehmen. Schließlich setzt sich Tina Schönborn in ihrem Beitrag damit auseinander, inwiefern die theoretischen Ausführungen von zwei zentralen Autoren der Kritischen Theorie – Adorno und Horkheimer – zum Charakter kapitalistisch-bürgerlicher Männlichkeit in ihrem Werk „Dialektik der

⁴ Im Fokus des Proseminars standen vor allem die Konzepte der „hegemonialen Männlichkeit“ von Connell und des „männlichen Habitus“ von Bourdieu.

Aufklärung“ , das Ende der 40er Jahre des vorigen Jahrhunderts entstand, zusätzliche Anknüpfungspunkte auch für die heutige Männlichkeitsforschung bieten könnten. Dabei steht im Unterschied zu den Ansätzen von Connell und Bourdieu, die die Funktionsmechanismen und Wirkungsweisen männlicher Hegemonie bzw. Herrschaft in den Vordergrund stellen, für Schönborn die analytische Einbeziehung innerpsychischer Prozesse, die sich in den männlichen Subjekten abspielen, im Vordergrund, u. a. die Dimensionen von Rationalität, Trieb- und Selbstbeherrschung.

Der zweite Abschnitt umfasst Beiträge, in denen die Konstruktion von Männlichkeit anhand von Beispielen aus unterschiedlichen gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Handlungsfeldern analysiert wird. Saskia Klein hat im Rahmen ihrer Abschlussarbeit die vorliegende Literatur zur Wahrnehmung von Vätermotiven auf der Grundlage des neuen Elternzeitgesetzes ausgewertet und dazu zusätzliche Studien im Rahmen eigener Interviews durchgeführt. Auch Elisabeth Riha, Felix Heyer und Franziska Günther haben – im Rahmen einer Seminararbeit – Interviews zum Selbstverständnis heutiger Männer durchgeführt, und zwar mit Männern in weiblich konnotierten Berufen, mit Selbständigen in eher prekären Berufsfeldern sowie mit einigen Vätern in Elternzeit. Martin Fischer untersucht Bilder von hegemonialer Männlichkeit im Blockbuster-Kino anhand einer Analyse der US-amerikanischen Dark-Knight-Trilogie und der Darstellung des zentralen Helden und seiner Gegenspieler. Franziska Körner analysiert Konstruktionen und Präsentationen von Männlichkeit im wichtigen Freizeitbereich Fußball. Maria Lehnigk setzt sich damit auseinander, welche gesellschaftlichen Leitbilder und welche soziale Realität von Männlichkeit in der früheren DDR-Gesellschaft vorzufinden und welche Widersprüche zwischen Leitbildern und Realität dabei in bestimmten Bereichen zu verzeichnen waren. Schließlich präsentieren Lucia Bruns und Mona Aurich Ausprägungen von Männlichkeit in zwei spezifischen politischen Subkulturen: Bruns macht dies am Beispiel der „Autonomen Nationalisten“, einer rechten Gruppierung mit Auftritten, Outfit und Kampfformen, die teilweise an die der Linken Szene angelehnt sind, und die auch Frauen etwas andere Handlungsmöglichkeiten anbietet als andere rechte Gruppierungen. Aurich untersucht die Binnenstrukturen der Antifa und die Widersprüche, die dort zwischen dem offiziell vertretenen Antisexismus und einer faktisch zu verzeichnenden Männerdominanz – u. a.

aufgrund der präferierten Formen der politischen Auseinandersetzung – zu verzeichnen sind.

Der letzte Abschnitt der Publikation setzt sich mit ganz unterschiedlichen Aspekten der De-Konstruktion patriarchaler Männlichkeit auseinander. Im Beitrag von Frederic Heine geht es um die Dimension prekarisierter Männlichkeit, die aufgrund von Veränderungen in der gegenwärtigen Arbeitswelt die Lebensbedingungen, den sozialen Status und das Selbstverständnis einer zunehmenden Teilgruppe von Männern bestimmt. Die Beiträge von Patrick Henze und Benedikt Wolf behandeln verschiedene Aspekte des Selbstverständnisses schwuler Männlichkeit. Henze befasst sich mit der Frage, inwieweit ein heteronormatives und damit hegemoniales Männlichkeitsbild konstitutiv auch für die Identität und das Verhalten von schwulen Männern ist. Die daraus entstehenden Widersprüche und Konflikte kristallisieren sich in der Figur der Tunte, der sowohl die Ablehnung der heteronormativen Gesellschaft als auch der internalisierte (Selbst-)Hass der schwulen Männer entgegenschlagen. Dahingegen nimmt Wolf den penetrierten männlichen Anus als neuralgischen Punkt des modernen Geschlechterverhältnisses in den Blick. Er leitet daraus eine „Politik mit dem penetrierten Anus“ ab, die den Strukturen männlicher Herrschaft entgegenläuft und dadurch ein Element bilden kann, um zu ihrer Destabilisierung beizutragen.

Literatur

- Aglietta, Michel (1976): *Régulation et crises du capitalisme. L'expériences des Etats-Unis*. Paris: Calmann-Lévy
- Amendt, Gerhard (2006): *Scheidungsväter. Wie Männer die Trennung von ihren Kindern erleben*. Frankfurt/New York: Campus
- Baethge, Martin (2001): *Abschied vom Industrialismus. Konturen einer neuen gesellschaftlichen Ordnung der Arbeit*. In: Ders./Ingrid Wilkens (Hrsg.), *Die große Hoffnung für das 21. Jahrhundert? Perspektiven und Strategien für die Entwicklung der Dienstleistungsbeschäftigung*. Opladen: Leske + Budrich, S. 23-44
- Baur, Nina/Luedkte, Jens (2008): *Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland*. Opladen; Farmington Hills, Mich.:Budrich
- Bereswill, Mechthild/Neuber (Hrsg.) (2011): *In der Krise? Männlichkeiten im 21. Jahrhundert*. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot
- Bönt, Ralf (2012): *Das entehrte Geschlecht. Ein notwendiges Manifest für den Mann*. München: Pantheon

- Budde, Jürgen (2011): „Und der Valentin dürfte auf alle Fälle bisschen schon auf Kontra aus sein ...“. Bildungsungleichheiten als kulturelle Passungsprobleme zwischen männlichem Habitus und Schulkultur? In: *Bulletin Texte / Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien / Humboldt-Universität zu Berlin*. 20(2011)37, S. 8-19
- Castel, Robert/Dörre, Klaus (Hrsg.) (2009): *Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts*. Frankfurt/New York: Campus
- Dinges, Martin (2010): *Männlichkeit und Gesundheit. Aktuelle Debatte und historische Perspektiven*. In: Doris Bardehle/Matthias Stiehler (Hrsg.), *Erster Deutscher Männergesundheitsbericht. Ein Pilotbericht*. Germering/München: Zuckschwerdt, S. 2-16
- Dörre, Klaus (2012): *Prekäre Männlichkeiten: Alles ganz anders?* In: Hans Prömpfer/Mechtild M. Jansen/Andreas Ruffing (Hrsg.), *Männer unter Druck. Ein Themenbuch*. Opladen u.a.: Budrich, S. 147-163
- Glawion, Sven/Haschemi Yekani, Elahe/Husmann-Kastein, Jana (Hrsg.) 2007: *Erlöser. Figurationen männlicher Hegemonie*. Bielefeld: Transcript
- Gärtner, Marc (2013): *Doppelstandard – Zur politisch interessierten Selektivität der Vorwürfe*. In: Regina Frey/Marc Gärtner/Manfred Köhnen/Sebastian Scheele, *Gender, Wissenschaftlichkeit und Ideologie. Argumente im Streit um Geschlechterverhältnisse*. Band 9 der Schriften des Gunda-Werner-Instituts. Herausgegeben von der Heinrich-Böll-Stiftung. Berlin, S. 53-66
- Gesterkamp, Thomas (2010): *Geschlechterkampf von rechts. Wie Männerrechtler und Familienfundamentalisten sich gegen das Feindbild Feminismus radikalisieren*. Expertise der Friedrich-Ebert-Stiftung. Bonn
- Gille, Marina/Marbach, Jan (2004): *Arbeitsteilung von Paaren und ihre Belastung mit Zeitstress*. In: Statistisches Bundesamt (Hrsg.), *Alltag in Deutschland. Analysen zur Zeitverwendung. Beiträge zur Ergebniskonferenz der Zeitbudgeterhebung 2001/02 am 16./17. Februar 2004 in Wiesbaden*. Forum der Bundesstatistik, Band 43, o. O., S. 86-113
- Gottschall, Karin/Schröder, Tim (2013): *'Familienlohn' – Zur Entwicklung einer wirkmächtigen Normierung geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung*. In: *WSI-Mitteilungen* 3/2013, S. 161-170
- Gysi, Jutta/Meyer, Dagmar (1993): *Leitbild: berufstätige Mutter. DDR-Frauen in Familie, Partnerschaft und Ehe*. In: Gisela Helwig/Hildgard M. Nickel (Hrsg.), *Frauen in Deutschland 1945-1992*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 166-191
- Haschemi Yekani, Elahe (2011): *The Privilege of Crisis. Narratives of Masculinities in Colonial and Postcolonial Literature, Photography and Film*. Frakfurt/New York: Campus
- Heilmann, Andreas (2011): *Normalität auf Bewährung. Outings in der Politik und die Konstruktion homosexueller Männlichkeit*. Bielefeld: Transcript
- Heilmann, Andreas/Jähnert, Gabriele/Schnicke, Falko/Schönwetter, Charlott/Vollhardt, Mascha (Hrsg.) (2014): *Männlichkeit und Reproduktion. Zum gesellschaftlichen Ort historischer und aktueller Männlichkeitsproduktionen*. Wiesbaden: Springer VS Verlag (im Druck)
- Helbig, Marcel (2011): *Es sind nicht die Lehrerinnen. Empirische Belege zum Geschlecht der Lehrkraft und dem Schulerfolg der Kinder*. In: *Bulletin Texte / Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien / Humboldt-Universität zu Berlin*. 20(2011)37, S. 20-31
- Hollstein, Walter (2008): *„Was vom Manne übrig blieb“*. Krise und Zukunft des starken Geschlechts. Berlin: Aufbau
- Holst, Elke/Maier, Friederike (1998): *Normalarbeitsverhältnis und Geschlechterordnung*. In: *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung*. 31(1998)3, S. 506-518

- Kemper, Andreas (2011): [r]echte Kerle. Zur Kumpanei der MännerRECHTSbewegung. Münster: Unrast
- Koch-Priewe, Barbara/Niederbacher, Arne/Textor, Annette/Zimmermann, Peter (2009): Jungen – Sorgenkinder oder Sieger? Ergebnisse einer quantitativen Studie und ihre pädagogischen Implikationen. Wiesbaden: VS-Verlag
- Kohlmorgen, Lars (2004): Regulation, Klasse, Geschlecht. Die Konstituierung der Sozialstruktur im Fordismus und Postfordismus. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot
- Kurz-Scherf, Ingrid (2009): Monopoly-Kapitalismus – Reservat der Männlichkeit. In: Blätter für deutsche und internationale Politik. 53(2009)5, S. 36-40
- Kurz-Scherf, Ingrid/Scheele, Alexandra (Hrsg.) (2012): Macht oder ökonomisches Gesetz? Zum Zusammenhang von Krise und Geschlecht. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot
- Lengersdorf, Diana/Meuser, Michael (2010): Wandel von Arbeit – Wandel von Männlichkeiten. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 35(2010)2, S. 89-103
- Martenstein, Harald (2013): Schlecht, schlechter, Geschlecht. In: Die Zeit magazin Nr. 24/2013
- Mathes, Bettina (2006): Ödipus in der Männerforschung. Bemerkungen zur „hegemonialen Männlichkeit“. In: Brigitte Aulenbacher u.a. (Hrsg.), FrauenMännerGeschlechterforschung. State of the Art. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, S. 175-178
- Mayer-Ahuja, Nicole (2003): Wieder dienen lernen? Vom westdeutschen „Normalarbeitsverhältnis“ zu prekärer Beschäftigung seit 1973. Berlin: Ed. Sigma
- Meuser, Michael (2010): Geschlecht, Macht, Männlichkeit – Strukturwandel von Erwerbsarbeit und hegemoniale Männlichkeit. In: Erwägen-Wissen-Ethik 21(2010)3, S. 325-336
- Nickel, Hildegard M. (1993): „Mitgestalterin des Sozialismus“ – Frauenarbeit in der DDR. In: Gisela Helwig/Dies. (Hrsg.), Frauen in Deutschland 1945-1992. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, S. 233-256
- Nickel, Hildegard Maria (2013): Krise und Kritik der Geschlechterverhältnisse. Ein arbeits- und geschlechtersoziologischer Fokus. In: Dies./Andreas Heilmann (Hrsg.), Krise, Kritik, Allianzen. Arbeits- und geschlechtersoziologische Perspektiven. Weinheim u. Basel: Beltz Juventa, S. 49-68
- Radebold, Hartmut (2012): Männergesundheit: Keine Rücksicht auf den eigenen Körper. Deutsches Ärzteblatt 109(2012)33-34, S. 404
- Rose, Lotte/ Schmauch, Ulrike (2005): Jungen – die neuen Verlierer? Königsstein: Helmer
- Rosenbrock, Hinrich (2012): Die antifeministische Männerrechtsbewegung. Denkweisen, Netzwerke und Online-Mobilisierung. Band 8 der Schriften des Gunda-Werner-Instituts. Herausgegeben von der Heinrich-Böll-Stiftung. Berlin
- Rosin, Hanna (2012): The End of Men: And the Rise of Women. New York: Riverhead Books
- Scheele, Alexandra (2009): Hat die Wirtschaftskrise ein Geschlecht? In: Blätter für deutsche und internationale Politik. 53(2009)3, S. 26-28
- Schmidt, Tanja (2012): Gender und Genderregime. In: Forschungsverbund Sozioökonomische Berichterstattung (Hrsg.), Berichterstattung zur sozioökonomischen Entwicklung in Deutschland. Teilhabe im Umbruch. Zweiter Bericht. Wiesbaden: VS Verlag, S. 89-110
- Schnurbein, Stefanie v. (2001): Krisen der Männlichkeit. Schreiben und Geschlechterdiskurs in skandinavischen Romanen seit 1890. Göttingen: Wallstein

- Scholz, Sylka (2004): Männlichkeiten erzählen. Lebensgeschichtliche Identitätskonstruktionen ostdeutscher Männer. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot
- Scholz, Sylka (2008): „Sozialistische Helden“. Hegemoniale Männlichkeit in der DDR. In: Dies./Weertja Willms (Hrsg.), Postsozialistische Männlichkeiten in einer globalisierten Welt. Berlin u. a.: Lit, S. 11-36
- Spangenberg, Lena/Brähler, Elmar (2012): Mannsein als Risikofaktor. In: Wolfgang Harth/Elmar Brähler/Hans-Christian Schuppe (Hrsg.), Praxishandbuch Männergesundheit. Interdisziplinäre Beratungs- und Behandlungsleitfaden. Berlin: MWV Medizinisch Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, S. 3-10
- Völker, Susanne (2011): Praktiken sozialer Reproduktion von prekär beschäftigten Männern. In: WSI Mitteilungen 8/2011, S. 423-429
- Willms-Herget, Angelika (1985): Frauenarbeit. Zur Integration der Frauen in den Arbeitsmarkt. Frankfurt/New York: Campus
- Zastrow, Volker (2006): Der kleine Unterschied. In: FAZ vom 07.09.2006

I. Theoretische Konzepte zur Analyse der Konstruktion von „Männlichkeit“

Michael Frey

Männlichkeit im Plural denken – das Konzept der hegemonialen Männlichkeit

In den letzten Jahren ist Männlichkeit verstärkt zum Thema geworden. Insbesondere in den Medien und in der öffentlichen Wahrnehmung herrscht dabei ein Krisendiskurs vor (Scheub 2010). Die Rede ist von einer Verunsicherung traditioneller Männlichkeitsentwürfe und einer erforderlichen Neuorientierung der männlichen Identitätsbildung (Bönt 2012; Hollstein 2012). Als Ursachen dafür werden u.a. die veränderten Berufs- und Karrierechancen von Männern, die vermehrte Partizipation von Frauen im Erwerbssystem (insbesondere auf den mittleren Positionen) und die gesundheitlichen Risiken der männlichen Lebensführung angeführt (Meuser 2012). Problematisch an dieser Krisenwahrnehmung ist zum einen die Stilisierung von Männern zu den „Verlierern“ des gegenwärtigen sozialen Strukturwandels, die mit den tatsächlichen Dominanzverhältnissen in der Gesellschaft nicht übereinstimmt. Zum anderen ist die undifferenzierte Rede von „den“ Männern problematisch. Sie verdeckt, dass es innerhalb der Genusgruppe der Männer unterschiedliche soziale Positionen, individuelle Lebensentwürfe und subjektive Identitäten gibt. Ein Ansatz, diesen Differenzierungen in der männlichen Genusgruppe gerecht zu werden, ist das Konzept der hegemonialen Männlichkeit von Raewyn (vormals Robert) Connell. Dieses Konzept entstand in den 1980er Jahren im angelsächsischen Sprachraum und wurde in Deutschland zunächst von der sich neu formierenden Männerforschung rezipiert (BauSteineMänner 1996).¹ Mittlerweile wurde es auch von der Frauen- und Geschlechterforschung

¹ Meuser/Scholz (2005) bezeichnen den Begriff der „hegemonialen Männlichkeit“ sogar als Leitkategorie der Men's Studies. Einen Überblick zur institutionellen und inhaltlichen Entwicklung der Männer- und Männlichkeitsforschung gibt Schölper (2008).

aufgegriffen (Bereswill/Meuser/Scholz 2007; Baur/Luedtke 2008; Bereswill/Neuber 2011; Paulitz 2012; Scholz 2012) und es ist darüber hinaus zu einem zentralen Referenzpunkt der Erforschung von Männlichkeiten geworden.² Ein weiterer wichtiger Bezugspunkt für diese Forschung ist das Konzept des „männlichen Habitus“ von Pierre Bourdieu, das im Rahmen seiner Theorie der männlichen Herrschaft entwickelt wurde (Bourdieu 2005; vgl. auch Kremer in diesem Band). Vor diesem Hintergrund soll im Folgenden der Frage nachgegangen werden, ob das Konzept der hegemonialen Männlichkeit auch den gegenwärtigen sozialen und ökonomischen Wandel – der vielfach als eine „Krise der Männlichkeit“ (Richter 2006) wahrgenommen wird – angemessen erfassen kann. Dazu wird zunächst das Konzept der hegemonialen Männlichkeit in den Grundzügen skizziert und sein Erkenntnisgewinn ausgelotet (1). Sodann wird auf die Kritik daran eingegangen (2). Danach werden exemplarisch zwei Aspekte des derzeitigen Wandels benannt und geprüft, inwieweit sie mit dem Konzept zu fassen sind (3). Am Ende erfolgt eine Beschreibung des gegenwärtigen Gestaltwandels hegemonialer Männlichkeit (4).

1. Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit

Connell versteht „Männlichkeit“ nicht als eine isolierte soziale Entität, sondern als „Position im Geschlechterverhältnis“ (Connell 1999: 91), die in spezifischer Beziehung zu „Weiblichkeit“ steht. Männlichkeit wird somit als eine *relationale* Kategorie konzeptualisiert, die nicht ohne das Verhältnis zu Weiblichkeit zu analysieren ist. Damit ist eine erste zentrale Analysedimension des Konzepts benannt, um Männlichkeit zu erforschen: Das soziale Verhältnis zwischen Frauen und Männern. Neben dieser heterosozialen (auf das Verhältnis von Frauen und Männern bezogenen) Analysedimension gibt es noch eine weitere Dimension, die bei einem relationalen Verständnis von Männlichkeit zu deren Erforschung bedeutsam ist: Der Beziehungen innerhalb der Genusgruppe Männer selbst, also das Verhältnis zwischen unterschiedlichen sozialen Gruppen von Männern. Diese homosoziale Dimension ist die zweite zentrale

² Ein weiterer wichtiger Bezugspunkt ist das Konzept des „männlichen Habitus“ von Pierre Bourdieu (2005).

Analyseebene, die das Konzept der hegemonialen Männlichkeit enthält. Mit ihr wird es möglich, die Genusgruppe Männer nicht mehr als homogene, in sich geschlossene soziale Einheit zu fassen, sondern als in sich differenzierte, mit eigenen inneren Widersprüchen und Spannungen versehene Gruppe, die sich aus verschiedenen Subgruppen zusammensetzt. Kriterien für die Differenzierung der männlichen Subgruppen sind die sozialen Strukturkategorien Klasse, Ethnie („Race“) und Sexualität. Entlang dieser drei Strukturkategorien – sowie der daraus hervorgehenden Machtrelationen – unterscheidet Connell vier Gruppen von Männlichkeiten, die in einer hierarchischen Beziehung zueinander stehen:

1.1 Hegemoniale Männlichkeit

Connell geht davon aus, dass es in jeder historischen Epoche eine spezifische Form der Männlichkeit gibt, die den anderen Formen der Männlichkeit kulturell und sozial übergeordnet ist. Diese übergeordnete Form der Männlichkeit bezeichnet Connell als „hegemoniale Männlichkeit“. Ihre Repräsentanten zeichnen sich dadurch aus, dass sie die gesellschaftlichen Führungspositionen (in Wirtschaft, Politik, Militär, Kultur etc.) einnehmen und gleichzeitig als Leitbild für die anderen Männlichkeiten fungieren. Sie vereinen kulturelles Ideal und institutionelle Macht und stellen somit die soziale Elite dar. Hegemoniale Männlichkeit „zeichnet sich weniger durch direkte Gewalt aus, sondern durch ihren erfolgreich erhobenen Anspruch auf Autorität“ (Connell 1999: 98). Dieser Führungsanspruch richtet sich sowohl auf die anderen Formen der Männlichkeit als auch auf Frauen insgesamt. Die Dominanz gegenüber Frauen ist die Gemeinsamkeit, die *alle* Formen der Männlichkeit miteinander teilen und die sie miteinander verbindet. Für Connell macht sich hegemoniale Männlichkeit weniger an einer konkreten Ausprägung oder Erscheinungsweise von Männlichkeit fest, vielmehr verkörpert sie eine in der jeweiligen gesellschaftlichen Situation allgemein akzeptierte Strategie zur Aufrechterhaltung der männlichen Dominanz gegenüber Frauen und der Vorherrschaft einer bestimmten Männlichkeit auch gegenüber anderen Männern (ebd.). Mit dieser Bestimmung zielt Connell zum einen auf eine gesellschaftstheoretische Fassung der generellen Herrschaft von Männern gegenüber Frauen. Sie ist für Connell kein Neben- oder Zufallsprodukt, sondern ein soziales Kern- bzw. Strukturelement,

das dazu berechtigt, auch von der modernen bürgerlichen Gesellschaft als einer patriarchalen Gesellschaft zu sprechen. Zum anderen zielt diese Bestimmung auf eine handlungstheoretische Fassung der jeweiligen Mechanismen zur Erlangung der Vorherrschaft bzw. Hegemonie einer spezifischen Männlichkeit. Aus dieser doppelten, gesellschafts- und handlungstheoretischen Perspektive heraus definiert Connell „hegemoniale Männlichkeit“ als „jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis (...), welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll)“ (ebd.). Diese Bestimmung verweist – durch die Betonung der Legitimitätsforderung – auf den veränderlichen und umkämpften, somit auch kontingenten Charakter der männlichen Dominanz: „Die Vorherrschaft *jeder* Gruppe von Männern kann von den Frauen herausgefordert werden. Hegemonie ist deshalb eine historisch bewegliche Relation“ (ebd.; Hervorh. i. Org.).

1.2 Untergeordnete Männlichkeit

Als wichtigste Dominanzachse innerhalb der Genusgruppe der Männer macht Connell die Vorherrschaft der heterosexuellen Männer und die Unterordnung der homosexuellen Männer aus. Diese Dominanz bedeutet mehr als die bloße soziale Stigmatisierung von Homosexualität und schwuler Identität, sondern beinhaltet eine ganze Palette an sozialer, kultureller und juristischer Diskriminierung (z.B. Ausschluss von der Ehe), staatlicher Repression (z.B. antihomosexuelle Gesetze, Polizeirazzien) und alltäglicher Gewalt (z.B. Pöbeleien, körperliche Angriffe). „Durch diese Unterdrückung geraten homosexuelle Männer an das unterste Ende der männlichen Geschlechterhierarchie“ (a.a.O.: 99). Auch heterosexuelle Männer, die nicht über die sozial legitimierten Attribute von Männlichkeit (wie z.B. Körperkraft, Virilität oder Technikaffinität) verfügen und deshalb etwa als „effeminiert“ bezeichnet werden, gehören zum Kreis der untergeordneten Männlichkeit (a.a.O.: 100). Hier wird nach Connell die symbolische Nähe zum generell abgewerteten Weiblichen in der androzentrischen Gesellschaft deutlich.

1.3 Komplizenhafte Männlichkeit

Aufgrund ihrer exponierten sozialen Stellung als gesellschaftliche Elite gehören dem Kreis der hegemonialen Männlichkeit nur relativ wenige Männer an. Dennoch profitiert die weit überwiegende Mehrheit der Männer von der allgemeinen Dominanz der Männer gegenüber den Frauen. Dies zeigt sich in zahlreichen mittleren und gehobenen Positionen innerhalb verschiedener gesellschaftlicher Bereiche (z.B. in Ökonomie, Politik, Wissenschaft und Kultur). Auf diesen sozialen Positionen hat die komplizenhafte Männlichkeit teil an der „patriarchalen Dividende“, wie Connell es nennt, d.h. an „dem allgemeinen Vorteil, der den Männern aus der Unterdrückung der Frauen erwächst“ (a.a.O.: 100).

1.4 Marginalisierte Männlichkeit

Die Beziehungen innerhalb der Genusgruppe der Männer werden – neben dem Aspekt der sexuellen Orientierung bzw. Identität – auch durch die Zugehörigkeit zu einer sozialen Klasse oder Ethnie (bzw. „Race“) geprägt. Die Klassenstrukturen einer Gesellschaft beeinflussen auch das Verhältnis der Männlichkeitsformen untereinander. Gleiches gibt für die auf Ethnie bzw. Race basierenden Herrschaftsstrukturen. Die sozialen Strukturkategorien Geschlecht, Klasse und Ethnie (Race) stehen in einem Verhältnis wechselseitiger Beeinflussung und Überschneidung. Das bedeutet z.B. für Männer, die Angehörige einer subalternen sozialen Klasse sind (z.B. der Arbeiterklasse), dass sie im Verhältnis zu Männern, die einer führenden sozialen Klasse (z.B. Manager) angehören und somit die hegemoniale Männlichkeit repräsentieren, unterlegen und an den Rand gedrängt sind. Die Insignien dieser marginalisierten Männlichkeit – im Falle der Arbeitermännlichkeit z.B. traditionell die Muskelkraft – erlangen keinen Leitbildcharakter für die anderen Männlichkeitsformen. Im Vergleich zur Ausstrahlung der hegemonialen Männlichkeit wirkt die Arbeitermännlichkeit in den Dienstleistungs- und Wissensgesellschaften des globalen Nordens eher antiquiert und randständig. Ähnliches lässt sich über die Männlichkeit von nicht-weißen Männern sagen, die im Verhältnis zur hegemonialen Männlichkeit der weißen Männer nach Connell ebenfalls als randständig gilt. Sowohl bei der Arbeitermännlichkeit als auch bei der Männlichkeit von nicht-weißen Ethnien

macht sich im Verhältnis zur hegemonialen Männlichkeit die benachteiligte Situation in Hinblick auf die soziale Position und das soziale Prestige geltend.

Das skizzierte Konzept der hegemonialen Männlichkeit zeichnet sich durch eine Reihe von Punkten aus, mit denen sich jeweils ein besonderer Erkenntnisgewinn verbindet. Als Erstes zu nennen ist die Berücksichtigung der sozialen Relation zwischen Frauen und Männern und damit des gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisses. Dies ermöglicht eine Analyse von Männlichkeit, die eingebettet ist in die Struktur des jeweiligen Geschlechterverhältnisses eines Landes oder einer Epoche. Zweitens werden die sozialen Beziehungen zwischen verschiedenen Gruppen von Männern beachtet. Dadurch werden die internen Differenzierungen und die damit jeweils verknüpften Hierarchisierungen innerhalb der Genusgruppe der Männer sichtbar. Drittens wird die Bedeutung von Sexualität bzw. sexueller Identität für die soziale Hierarchisierung verschiedener Männlichkeiten deutlich. Die heterosexuelle Männlichkeit ist der homosexuellen Männlichkeit übergeordnet. Die Kategorie „Sexualität“ definiert somit (zwei) verschiedene Männlichkeiten und strukturiert ihr Verhältnis hierarchisch zueinander. Viertens wird auf die Relevanz der sozialen Strukturkategorien Klasse und Ethnie/Race für die Konstruktion von Männlichkeiten hingewiesen. Die Männlichkeit der (weißen) Arbeiter und der schwarzen Männer unterscheiden sich von der hegemonialen Männlichkeit der weißen Mittel- und Oberschichtsmänner. Im Verhältnis zu Letzterer sind die Arbeitermännlichkeit und die schwarze Männlichkeit randständig. Fünftens wird der Einfluss von sozialen Macht- und Ungleichheitsverhältnissen sowohl auf die Beziehungen zwischen verschiedenen Gruppen von Männern als auch zwischen Frauen und Männern deutlich. Connell verweist somit zu einem frühen Zeitpunkt auf die diversen „Achsen der Differenz“ (Klinger/Knapp 2005) und deren Zusammenhang mit den verschiedenen Facetten an sozialer Ungleichheit (Klinger/Knapp/Sauer 2007). Vorweggenommen wird damit auch der aus der feministischen Diskussion der USA stammende Ansatz der Intersektionalität zur Analyse der Überschneidungen und Interdependenzen von Gender, Class und Race (Walgenbach u.a. 2007; Winker/Degele 2009).

2. Zur Kritik am Konzept der hegemonialen Männlichkeit

Trotz der genannten Erkenntnisgewinne wird auch Kritik am Konzept der hegemonialen Männlichkeit geäußert. Sie wird aus verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen heraus geübt, so z.B. aus der Geschichtswissenschaft (Dinges 2005a u. 2005 b.), der feministischen Kulturwissenschaft (Mathes 2006) oder der Soziologie (Meuser/Scholz 2005). Aus der Männlichkeitsforschung selbst wird zum einen die inhaltliche Unbestimmtheit kritisiert, welche konkrete Gestalt hegemoniale Männlichkeit annimmt und durch welchen Typus von Männlichkeit sie ausgedrückt wird (Donaldson 1993).³ Zum anderen sei unklar, auf welcher sozialen Ebene sich hegemoniale Männlichkeit ausdrückt: auf der Ebene der kulturellen Repräsentation, der alltäglichen Handlungspraxis oder der institutionellen Strukturen (Hearn 2004)? Weiterhin wird kritisiert, dass unterschiedliche Bedeutungsebenen vermischt werden: Hegemoniale Männlichkeit sei zum einen ein Machtmechanismus im sozialen Geschlechterverhältnis, zum anderen eine dominante Form von Männlichkeit und schließlich ein empirischer Referenzpunkt für bestimmte Gruppen von Männern (Beasley 2008). Zudem würde in begrifflicher Hinsicht nicht ausreichend zwischen Hegemonie und Dominanz als zwei unterschiedlichen Formen von Macht differenziert (Coles 2009). Schließlich würden zwei Analyseebenen vermischt: die Analyse der Funktionsweise männlicher Herrschaft und die Bestimmung einer sozial hegemonialen Form von Männlichkeit (Scholz 2006).

Connell selbst versteht hegemoniale Männlichkeit nicht als festen Charaktertyp, sondern als „Handlungsmuster, (das) in bestimmten Situationen innerhalb eines veränderlichen Beziehungsgefüges entsteht“ (a.a.O.: 102). Dieses Beziehungsgefüge setzt sich aus verschiedenen Relationen zusammen, die sich durch unterschiedliche Qualitäten von Macht auszeichnen. Sie konstituieren Beziehungsstrukturen, die auf Hegemonie, Dominanz, Unterordnung, Komplizenschaft oder Marginalisierung beruhen. Für Connell geben diese Beziehungsstrukturen lediglich einen Rahmen ab, mit dem spezifische Formen von Männlichkeit analysiert werden können.

³ Die Ausführungen zur Kritik der Männlichkeitsforschung orientieren sich an Meuser (2010: 327).

An dieser Stelle wird die Besonderheit von Connells Perspektive deutlich: Männlichkeit wird – ebenso wie Weiblichkeit – als etwas Relationales verstanden. „Ohne den Kontrastbegriff ‚Weiblichkeit‘ existiert ‚Männlichkeit‘ nicht“ (a.a.O.: 88). Männlichkeit konstituiert sich aber nicht allein mit (Gegen-)Bezug auf Weiblichkeit, sondern weist zudem auch interne Bezüge zu verschiedenen Formen von Männlichkeit auf. Weiterhin versteht Connell Männlichkeit und Weiblichkeit als jeweils spezifische „Konfigurationen von Geschlechterpraxis“ (a.a.O.: 92). Die Verwendung des Begriffes „Geschlechterpraxis“ verweist – als weitere Besonderheit im Denken Connells – auf eine handlungsorientierte und praxeologische Sichtweise. Dementsprechend definiert Connell Männlichkeit und Weiblichkeit als „Prozesse der konfigurierenden Praxis in der Zeit“ (ebd.). Männlichkeit als eine Geschlechterpraxis weist keine kohärente und homogene innere Logik auf, sondern besitzt eine vielfältige Binnenstruktur mit unterschiedlichen Logiken. Connell beschreibt dies folgendermaßen: „Jede Form von Männlichkeit (...) ist gleichzeitig in einer Reihe von Beziehungsstrukturen verortet, die durchaus unterschiedlichen historischen Entwicklungsstrukturen folgen können“ (a.a.O.: 94). Deshalb ist Männlichkeit – als Konfiguration von (Geschlechter-)Praxis – mit inneren Widersprüchen und historischen Brüchen konfrontiert. Das Verständnis von sozialer (Geschlechter-)Praxis, das diesen Bestimmungen unterliegt, ist – und hier zeigt sich eine dritte Besonderheit in Connells Ansatz – ein dynamisches und konfliktorientiertes. Soziale (Geschlechter-)Praxis entsteht in der Auseinandersetzung von Menschen mit ihrer jeweiligen historisch-sozialen Situation. Das in diesen Auseinandersetzungen getätigte Handeln verdichtet sich zu größeren Einheiten, die – bezogen auf Geschlecht – als „Männlichkeit“ und „Weiblichkeit“ bezeichnet werden. Geschlecht kann somit als eine spezifische Struktur der sozialen Praxis verstanden werden. Connell geht hier von einem dezidiert anti-essentialistischen Verständnis von Geschlecht aus.

Die Kritik, Connells Konzept erlaube nicht, einen bestimmten Typus an Männlichkeit zu identifizieren, der die hegemoniale Männlichkeit repräsentiert (Donaldson 1993), verfängt vor diesem Hintergrund nicht. Denn das Konzept legt das Augenmerk nicht auf feste Charaktereigenschaften oder Typen von Männlichkeit, sondern – neben den strukturellen Beziehungen zwischen den Geschlechtern – auf die Macht- und Dominanzrelationen zwischen Männern

(bzw. verschiedenen sozialen Gruppierungen von Männern). Hegemonie ist für Connell eine „historisch bewegliche Relation“ (a.a.O.: 98), d.h., sie wandelt sich im Kontext sich verändernder Geschlechter- und Gesellschaftsverhältnisse. Für die moderne, bürgerliche Gesellschaft – wie auch für die große Mehrzahl anderer Gesellschaften in Geschichte und Gegenwart – lässt sich das Geschlechterverhältnis als eine asymmetrische Machtbeziehung zwischen Frauen und Männern beschreiben. Männer haben in wesentlichen Bereichen der bürgerlichen Gesellschaft die Vorherrschaft (z.B. in Ökonomie, Politik, Wissenschaft und Kultur). Diese Bereiche zeichnen sich dadurch aus, dass sie in der Sphäre der sozialen Öffentlichkeit angesiedelt und von daher entsprechend prestigeträchtig sind. Demgegenüber werden Frauen qua Geschlecht die sozial weniger prestigehaltige Privatsphäre (mit der unbezahlten Arbeit in Familie, Haushalt und Kindererziehung) oder die sozial wenig angesehenen (und schlecht entlohnenden) Erwerbsbereiche (z.B. Kranken- und Altenpflege, Erziehung) zugewiesen. Mit dieser ungleichen sozialen Arbeitsteilung der Geschlechter – sowie der damit einhergehenden ungleichen Verfügbarkeit von Handlungsressourcen – verbindet sich eine Machtstruktur, die auf der gesellschaftlichen Vorherrschaft der Männer gegenüber den Frauen basiert. Ungeachtet dieser generellen männlichen Dominanz gegenüber Frauen werden auch die Beziehungen der Männer untereinander durch Machtrelationen strukturiert. Die Machtrelationen zwischen Männern verlaufen entlang von Klassendifferenzierung (z.B. Unternehmer bzw. Manager/Arbeiter), ethnischer Differenzierung (Weiß/Nicht-Weiß) und sexueller Differenzierung (heterosexuell/homosexuell). Die Qualitäten der daraus erwachsenden Machtbeziehungen zwischen Männern beschreibt Connell mit den Begriffen der Hegemonie, Dominanz, Unterordnung, Marginalisierung und Komplizenschaft.

Trotz des relationalen und dynamischen Charakters von Männlichkeiten stellt sich die Frage, ob das Raster der Machtbeziehungen, mit denen Connell verschiedene Formen von Männlichkeit differenziert, auch den gegenwärtigen sozialen und ökonomischen Wandel sowie die dadurch konstituierten Beziehungen innerhalb der Genusgruppe Männer erfassen kann. Dieser Frage wird im nächsten Abschnitt nachgegangen.

3. Sozialer Wandel und hegemoniale Männlichkeit

Die Implikationen des sozialen und ökonomischen Wandels für das Konzept der hegemonialen Männlichkeit werden exemplarisch an zwei Aspekten diskutiert: Zum einen am Wandel der Erwerbsarbeit, zum anderen am Phänomen der offen homosexuellen Spitzenpolitiker.

3.1 Wandel der Erwerbsarbeit

Die gegenwärtigen Veränderungen in der Erwerbsarbeit lassen sich mit den Begriffen der Vermarktlichung, Subjektivierung, Entgrenzung und Prekarisierung von Arbeit charakterisieren (Sauer/Döhl 1997; Moldaschl/Voß 2001; Gottschall/Voß 2003; Lohr/Nickel 2005; Castel/Dörre 2009; Manske/Pühl 2010). Mit diesen Entwicklungen verbinden sich neue Anforderungen an die Erwerbstätigen. Ein wichtiger Punkt dabei ist die Fähigkeit zum Aushalten und Gestalten von Ungewissheit. Durch die Befristung von Arbeitsverhältnissen, die Projektifizierung von Arbeitsaufgaben und die direktere Anbindung der Arbeit an die Marktbedingungen werden die Arbeits- und Beschäftigungsbedingungen „entsichert“ (Völker 2008). Dies verlangt von den Beschäftigten die Fähigkeit zur aktiven Bewältigung und Gestaltung der damit einhergehenden Ungewissheiten. Arbeitssoziologische Charakterisierungen wie der „Arbeitskraftunternehmer“ (Voß/Pongratz 1998) oder das „unternehmerische Selbst“ (Bröckling 2007) verdeutlichen die damit einhergehenden Anforderungen. Es geht um ein aktiv gestaltendes und gewissermaßen unternehmerisches Verhältnis zur eigenen Arbeitskraft, den eigenen Qualifikationen und Kompetenzen sowie den eigenen Berufs- und Karrierechancen. Dies gilt nicht zuletzt auch für höher qualifizierte Beschäftigte auf Fach- und Führungspositionen. Vor diesem Hintergrund konstatiert Connell (2005) die Herausbildung einer neuen Managermännlichkeit, die als „transnational business masculinity“ bezeichnet wird. Meuser/Scholz (2011) nehmen darauf Bezug und sehen „ein zentrales Merkmal dieser Männlichkeit (...) darin, den immensen Druck auszuhalten, der mit den wachsenden Unsicherheitszonen einer globalen Ökonomie einhergeht, auch damit, dass die eigene Karriere alles andere als institutionell gesichert ist“ (Meuser/Scholz 2011: 66). In der erfolgreichen individuellen Bewältigung von beruflicher und arbeitsbezogener Ungewissheit machen sie das Kennzeichen einer neuen hegemonialen Männlichkeit aus: „Mit Unsicherheit produktiv

umzugehen, sich vom Wandel nicht verunsichern zu lassen, sondern diesen zu gestalten, sich gleichsam an dessen Spitze zu setzen, kennzeichnet (...) hegemoniale Männlichkeit unter den Bedingungen von Entgrenzung und wachsenden Unübersichtlichkeiten“ (a.a.O.: 66 f.). Als hegemonial kann diese neue Männlichkeit deshalb bezeichnet werden, weil Manager – insbesondere auf den höheren und höchsten Positionen – als kulturelle Leitfiguren in der Gesellschaft fungieren und als Teil der sozialen Elite gelten. Nach Connell (1999: 98) sind damit die entscheidenden Voraussetzungen gegeben, um kulturelle Hegemonie in einer Gesellschaft zu erlangen. Dementsprechend lässt sich das global agierende Management „als die gegenwärtig vorherrschende institutionelle Verkörperung hegemonialer Männlichkeit“ (Meuser 2012: 258) begreifen (vgl. Connell/Wood 2005). Im Vergleich zur traditionellen Managermännlichkeit, die – grob gesprochen – hierarchisch, direktiv und langfristig ausgerichtet ist, gibt sich die neue Managermännlichkeit kommunikativ, affektual und kurzfristig orientiert. Im zeitlich begrenzten und thematisch bezogenen „Projekt“ findet sie eine ihr entsprechende Organisationsform. Der Projektmanager kann als Inkarnation der neuen Managermännlichkeit verstanden werden. Mit ihrer Herausbildung lässt sich zugleich ein Gestaltwandel hegemonialer Männlichkeit konstatieren.

Der skizzierte Gestaltwandel lässt sich mit dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit gut nachzeichnen. Da das Konzept nicht auf fixe Charaktereigenschaften oder Typen abhebt, sondern auf bewegliche Praxen und Relationen, ist es offen genug, um einen Wandel hegemonialer Männlichkeit zu erfassen. Allerdings müssen dabei neben den Handlungspraxen und -strategien auch die Machtbeziehungen zu den übrigen Männlichkeitsformen berücksichtigt werden.⁴ Diesbezüglich kann auf die in neuerer Zeit zu verzeichnende Prekariisierung auch männlicher Erwerbsarbeit verwiesen werden. Die Ausübung einer Erwerbsarbeit ist ein wesentlicher Bestandteil des männlichen Selbstverständnisses und der männlichen Identitätsbildung in der modernen Arbeitsgesellschaft. Vor dem Hintergrund einer zunehmenden Prekariisierung von Arbeit (Castel/Dörre 2009) fällt der Einstieg in ein sicheres und langfristiges Beschäfti-

⁴ Die Machtrelation zwischen Männern und Frauen – also die heterosoziale Dimension des Konzepts der hegemonialen Männlichkeit – wird hier nicht weiter verfolgt.

gungsverhältnis auch vielen Männern mittlerweile schwer.⁵ Vorliegende Studien kommen einesteils zu dem Schluss, dass davon betroffene Männer – die sich nicht selten auch in prekären sozialen Lagen befinden – häufig auf traditionelle Männlichkeitsmuster als Bewältigungsstrategie zurückgreifen (Dörre 2007; Kreher 2007; Scholz 2007). Im Unterschied zur sozialen Elite der Manager greifen die Männer in prekären Erwerbslagen nicht auf eine risikoaffine und unternehmerische Männlichkeit zurück, sondern orientieren sich an hergebrachten industriegesellschaftlichen Institutionen wie dem Normalarbeitsverhältnis (Mückenberger 1985) und den dementsprechenden Männlichkeitskonzepten (Holst/Maier 1998). Im Vergleich zur hegemonialen Männlichkeit der Managerelite kann die Männlichkeit der prekär Beschäftigten als marginalisiert bezeichnet werden. Es gibt aber auch Studien, die bei Männern in prekären Erwerbs- und Soziallagen einen Relevanzverlust von traditionellen Männlichkeitsmustern feststellen. Egert et al. (2010) sprechen von „Praktiken der Nichtmännlichkeit“ und ziehen daraus den Schluss, dass Männlichkeit als Kategorie sozialer Positionierung ein Stück weit entleert wird. Ebenso stellt Völker (2011: 424) bei Männern in prekären Beschäftigungsverhältnissen „Tendenzen zur Relativierung der Geschlechterdifferenz und der Bedeutung von Männlichkeit“ fest.

Auch wenn damit Hinweise vorliegen, dass andere Bewältigungsformen von Männern in prekärer Beschäftigung möglich sind, so stellt der Rückgriff auf traditionelle Männlichkeitskonzepte eine für den hier verhandelten Sachverhalt bedeutungsvolle Bewältigungsstrategie dar. Sie verdeutlicht, dass neben dem Gestaltwandel hegemonialer Männlichkeit auch die marginalisierte Männlichkeit sich neu formiert. Der Strukturwandel der hegemonialen Männlichkeit lässt somit auch die anderen Männlichkeitsformen nicht unberührt. Diese Aussage gilt zunächst für den Bereich der Erwerbsarbeit bzw. der Ökonomie. Am Beispiel der Politik wird im Folgenden für einen weiteren Bereich des Sozialen der Frage nach dem Verhältnis zwischen hegemonialer und den anderen Männlichkeitsformen nachgegangen.

⁵ Frauen werden bereits seit längerem in prekäre Beschäftigungsverhältnisse verwiesen (Meyer-Ahuja 2003). Mit dazu beitragen eine ungleiche geschlechtliche Arbeitsteilung und das traditionelle Familienmodell des männlichen Alleinernährers (Holst/Maier 1998).

3.2 *Homosexuelle Spitzenpolitiker*

In der bundesdeutschen Politik haben sich in der letzten Dekade einige Spitzenpolitiker als offen homosexuell erklärt. Nach dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit zählen homosexuelle Männer zur untergeordneten Männlichkeit (Connell 1999: 99 f.). Sie befinden sich am untersten Ende der männlichen Geschlechterhierarchie. Die damit einhergehenden Unterdrückungspraktiken gehören nach wie vor zur Alltagserfahrung vieler schwuler Männer (Lippl 2007). Wenn aber homosexuelle Männer von vornherein zur untergeordneten Männlichkeit zu zählen sind, wie können dann einzelne von ihnen eine Domäne hegemonialer Männlichkeit – in diesem Fall das Feld der Spitzenpolitik – erreichen? Eine Antwort darauf kann zum einen sein, dass das Merkmal „sexuelle Orientierung“ inzwischen kein hinreichendes Kriterium mehr ist, um den Zugang zu einem Bereich hegemonialer Männlichkeit zu verhindern. Eine andere Antwort ist, dass sich im Feld der Politik ein Gestaltwandel hegemonialer Männlichkeit vollzogen hat, der auch offen homosexuellen Männern den Zugang zu Spitzenpositionen erlaubt. Dieser Gestaltwandel hat mit den allgemeinen Veränderungen im politischen Feld zu tun, die sich grob mit den Stichworten „Mediokratie“ (Meyer 2001) und „Politainment“ (Dörner 2001) umreißen lassen. Damit gehen veränderte Anforderungen vor allem an das politische Spitzenpersonal einher. Sie zielen auf die Medienwirkung und Imagebildung der Spitzenpolitiker. Die dafür zum Einsatz kommenden persönlichen Charaktereigenschaften sind offensichtlich inzwischen zumindest in Deutschland, West- und Nordeuropa kompatibel mit homosexueller Männlichkeit. Ein Teil der homosexuellen Männer ist trotz seiner sexuellen Orientierung in der Lage, die neuen Anforderungen des politischen Feldes, z.B. an persönliche Inszenierung, politische Authentizität und Standfestigkeit in politischen Konfliktfeldern, zu erfüllen, und diese können dort somit Positionen einnehmen, die einer hegemonialen Männlichkeit entsprechen. Die im Konzept der hegemonialen Männlichkeit implizit enthaltene Unvereinbarkeit von hegemonialer und untergeordneter Männlichkeit lässt sich somit für das soziale Feld der Politik – zumindest in bestimmten Weltregionen wie West- und Nordeuropa – nicht weiter aufrechterhalten (Heilmann 2011).

4. Zum Gestaltwandel hegemonialer Männlichkeit

Die skizzierten Veränderungen in der Erwerbsarbeit und in der Politik haben auch zu einem Gestaltwandel der dort jeweils anzutreffenden hegemonialen Männlichkeit geführt. Aufgrund seines relationalen Charakters kann dieser Gestaltwandel mit dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit erfasst und nachgezeichnet werden. Der Einschätzung von Meuser (2010) ist deshalb zuzustimmen, dass „das Konzept der hegemonialen Männlichkeit (...) weiterhin, auch wenn sich die Anwendungsbedingungen zu ändern beginnen, eine geeignete Heuristik dar[stellt], die aktuellen Herausforderungen und Neuformierungen von Männlichkeitspositionen begrifflich-analytisch zu erfassen“ (Meuser 2010: 333). Allerdings ist dabei zu berücksichtigen, dass der Wandel hegemonialer Männlichkeit je nach sozialem Feld unterschiedlich ausfallen kann. Der Verweis auf den Wandel in der Erwerbsarbeit und in der Politik hat verdeutlicht, dass hegemoniale Männlichkeit je nach sozialem Feld unterschiedliche Gestalt annimmt. Sie ist von der spezifischen Struktur und Handlungslogik des jeweiligen sozialen Feldes abhängig (Heilmann 2010). Insofern ist nicht von einer einheitlichen, sondern einer pluralen und jeweils feldspezifischen hegemonialen Männlichkeit auszugehen (Scholz 2012: 250 f.). Der moderne, flexibel und dynamisch agierende Manager, der sich an die Spitze des organisationalen Wandels stellt und ihn aktiv-gestaltend vorantreibt, verkörpert die derzeitige hegemoniale Männlichkeit im Bereich der Erwerbsarbeit (bzw. in der Ökonomie). Demgegenüber repräsentiert der alerte und sich gekonnt in der Öffentlichkeit inszenierende Spitzenpolitiker die im Feld der Politik gegenwärtige Form einer hegemonialen Männlichkeit.

Neben den feldspezifischen Strukturen und Logiken sind bei der Analyse hegemonialer Männlichkeit auch die (Macht-)Beziehungen zu den anderen Männlichkeitsformen zu berücksichtigen. Im Bereich der Erwerbsarbeit wirkt sich in Gestalt des „Arbeitskraftunternehmers“ (Voß/Pongratz 1998) die neue „transnational business masculinity“ (Connell/Wood 2005) der Topmanager auch auf die Vielzahl der Männer in den mittleren Erwerbspositionen aus, die die komplizenhafte Männlichkeit repräsentieren. Demgegenüber lassen sich die Männer in prekären Beschäftigungsverhältnissen eher einer marginalisierten Männlichkeit zurechnen. Im Bereich der Politik fällt die Identifizierung der Machtrelationen zwischen den verschiedenen Männlichkeitsformen schwerer.

Dies hängt auch damit zusammen, dass es vor allem jene Männer in den Bereich der öffentlichkeitswirksamen Spitzenpolitik schaffen, die bereits eine hegemoniale Männlichkeit repräsentieren. Eine marginalisierte Männlichkeit wird von vornherein keinen Zugang zu diesem politischen Feld finden, da sie mit den dortigen Strukturen und Logiken nicht kompatibel ist. Wie gezeigt ist es allerdings im politischen Feld kein Widerspruch mehr, als offen homosexueller Mann ein Teil der dortigen Elite zu werden. Dies verweist auf den Gestaltwandel der hegemonialen Männlichkeit im Feld der Politik. Dies ermöglicht unter bestimmten Bedingungen inzwischen auch offen homosexuellen Männern den Zugang zur hegemonialen Männlichkeit der Spitzenpolitiker.⁶

Auch wenn sich der Gestaltwandel hegemonialer Männlichkeit im konzeptionellen Rahmen des Ansatzes von Connell erfassen lässt, bleiben offene Fragen. Eine davon betrifft das Verhältnis von hegemonialer Männlichkeit und Weiblichkeit. Wie kann z. B. mit dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit erklärt werden, dass mittlerweile auch einige Frauen Zugang zu Spitzenpositionen (vor allem in der Politik) gefunden haben? Offensichtlich können auch Frauen dann an Machtpositionen teilhaben, „wenn sie die entsprechende hegemoniale Männlichkeit, die den Zugang zu Macht und Herrschaft regeln, in ihren sozialen Praktiken umsetzen“ (Scholz 2012: 253). Vor diesem Hintergrund wirft Scholz die konzeptionelle Frage auf, „ob Merkel eine ‚hegemoniale Weiblichkeit‘ kreiert“ (Scholz 2012: 248). Darüber hinaus wäre in grundsätzlicher Hinsicht zu klären, ob und wie das Konzept der hegemonialen Männlichkeit so erweitert werden könnte, dass es auch den vielfältigen Differenzierungen innerhalb der Genusgruppe der Frauen gerecht werden kann, denn bislang wird dort den verschiedenen Männlichkeiten noch undifferenziert die Vorstellung von einer einheitlichen weiblichen Genusgruppe („die“ Frauen) gegenübergestellt. Ob zudem die Teilhabe von Frauen an einer feldspezifischen hegemonialen Männlichkeit die Struktur und Logik des jeweiligen Feldes verändern kann, ist ebenfalls eine offene und empirisch zu klärende Frage.

⁶ Diese Bedingungen werden z. B. bei Heilmann (2011) spezifiziert. Sie haben u.a. mit der Wahrung von traditionellen Männlichkeitsbildern und dem Einhalten eines bürgerlichen Lebensstils durch die offen homosexuellen Spitzenpolitiker zu tun.

Literatur

- Baur, Nina/Luedkte, Jens (2008): Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland. Opladen; Farmington Hills, Mich.:Budrich
- BauSteineMänner (Hrsg.) (1996): Kritische Männerforschung. Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie. Berlin u. Hamburg: Argument
- Beasley, Christine (2008): Rethinking Hegemonic Masculinity in a Globalizing World. In: Men and Masculinities 11(2008)1, S. 86-103,
- Bereswill, Mechthild/Meuser, Michael/Scholz, Sylka (Hrsg.) (2007): Dimensionen der Kategorie Geschlecht: der Fall Männlichkeit. Münster: Westfälisches Dampfboot
- Bereswill, Mechthild/Neuber (Hrsg.) (2011): In der Krise? Männlichkeiten im 21. Jahrhundert. Münster: Westfälisches Dampfboot
- Bönt, Ralf (2012): Das entehrte Geschlecht. Ein notwendiges Manifest für den Mann. München: Pantheon
- Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft. La domination masculine. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie der Subjektivierung. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Castel, Robert/Dörre, Klaus (Hrsg.) (2009): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt/New York: Campus
- Coles, Tony (2009): Negotiating the Field of Masculinity. The Production and Reproduction of Multiple Dominant Masculinities. In: Men and Masculinities 12(2009)1, S. 30-44
- Connell, Robert W. [Raewyn] (1999): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen: Leske + Budrich
- Connell, R. W. (2005): Globalization, Imperialism, and Masculinities. In: Kimmel, Michael S./Hearn, Jeff/Connell, R. W. (Ed.), Handbook of Studies on Men and Masculinities. Thousand Oaks, London, New Dehli: Sage, S. 71-89
- Connell, R. W./Wood, Julian (2005): Globalization and Business Masculinities. In: Men and Masculinities 7(2005)4, S. 347-364 7
- Dinges, Martin (2005): „Hegemoniale Männlichkeit“ – Ein Konzept auf dem Prüfstand. In: Ders. (Hrsg.), Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute. Frankfurt/New York: Campus, S. 7-26
- Dörner, Andreas (2001): Politainment. Politik in der medialen Erlebnisgesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Dörre, Klaus (2007): Prekarisierung und Geschlecht. Ein Versuch über unsichere Beschäftigung und männliche Herrschaft in nachfordistischen Arbeitsgesellschaften. In: Aulenbacher, Brigitte/Funder, Maria/Jacobsen, Heike/Völker, Susanne (Hrsg.), Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft. Wiesbaden: VS Verlag, S. 285-301
- Donaldson, Mike (1993): What Is Hegemonic Masculinity? In: Theory and Society 22(1993)5, S. 643-657
- Egert, Gerko/Hagen, Herdis/Powalla, Oliver/Trinkaus, Stephan (2010): Praktiken der Nichtmännlichkeit – Prekär-Werden männlicher Herrschaft im ländlichen Brandenburg. In: Manske, Alexandra/Pühl, Katharina (Hrsg.), Prekarisierung zwischen Anomie und Normalisierung, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 186-209

- Gottschall, Karin/Voß, G. Günter (Hrsg.) (2003): Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zum Wandel der Beziehung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag. München u. Mering: Hampp
- Hearn, Jeff (2004): From Hegemonic Masculinity to the Hegemony of Men. In: *Feminist Theory* 5(2004)1, S. 49-72
- Heilmann, Andreas (2010): „Ich bin schwul, und das ist auch gut so.“ – Warum gibt es in der Bundesliga (noch) keinen Wowereit? In: Soeffner, Hans-Georg (Hrsg.): *Unsichere Zeiten. Herausforderungen gesellschaftlicher Transformationen. Verhandlungen des 34. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie Jena 2008*. Wiesbaden: VS Verlag (CD-Rom)
- Heilmann, Andreas (2011): *Normalität auf Bewährung? Outings in der Politik und die Konstruktion homosexueller Männlichkeit*. Münster: transcript
- Hollstein, Walter (2012): *Was vom Manne übrig blieb. Das missachtete Geschlecht*. Stuttgart: Opus Magnum
- Holst, Elke/Maier, Friederike (1998): Normalarbeitsverhältnis und Geschlechterordnung. In: *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung* 31(1998)3, 506-518
- Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli (2005): Achsen der Ungleichheit – Achsen der Differenz. Verhältnisbestimmungen von Klasse, Geschlecht, „Rasse“/Ethnizität. In: *Transit. Europäische Revue* Nr. 29/2005
- Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli/Sauer, Birgit (Hrsg.) (2007): *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität*. Frankfurt/New York: Campus
- Kreher, Thomas (2007): *Heutzutage muss man kämpfen. Bewältigungsformen junger Männer angesichts entgrenzter Übergänge in Arbeit*. Weinheim: Juventa
- Lippl, Bodo (2007): *Gewalterfahrungen von schwulen und bisexuellen Jugendlichen und Männern in Deutschland. Ausgewählte Ergebnisse der MANEO-Umfrage 2006/2007*. In: MANEO (Hrsg.), *Gewalterfahrungen von schwulen und bisexuellen Jugendlichen und Männern in Deutschland*. Berlin, S. 10-31
- Lohr, Karin/Nickel, Hildegard M. (Hrsg.) (2005): *Subjektivierung von Arbeit. Riskante Chancen*. Münster: Westfälisches Dampfboot
- Manske, Alexandra/Pühl, Katharina (Hrsg.) (2010): *Prekarisierung zwischen Anomie und Normalisierung*. Münster: Westfälisches Dampfboot
- Mayer-Ahuja, Nicole (2001): *Wieder dienen lernen? Vom westdeutschen „Normalarbeitsverhältnis“ zu prekärer Beschäftigung seit 1973*. Berlin: Ed. Sigma
- Meuser, Michael (2010): *Geschlecht, Macht, Männlichkeit – Strukturwandel von Erwerbsarbeit und hegemoniale Männlichkeit*. In: *Erwägen-Wissen-Ethik* 21(2010)3, S. 325-336
- Meuser, Michael (2012): *Männlichkeiten in Bewegung – Zur Aktualität des Konzepts der hegemonialen Männlichkeit angesichts des Wandels von Erwerbsarbeit*. In: Aulenbacher, Brigitte/Riegraf, Birgit (Hrsg.), *Erkenntnis und Methode. Geschlechterforschung in Zeiten des Umbruchs*. 2. Aufl. Wiesbaden: Springer VS, S. 249-265
- Meuser, Michael/Scholz, Sylka (2011): *Krise oder Strukturwandel hegemonialer Männlichkeit? In: Bereswill, Mechthild/Neuber, Anke (Hrsg.), In der Krise? Männlichkeiten im 21. Jahrhundert*. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 56-79
- Meuser, Michael/Scholz, Sylka (2005): *Hegemoniale Männlichkeit. Versuch einer Begriffsklärung aus soziologischer Perspektive*. In: Dinges, Martin (Hrsg.), *Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute*. Frankfurt/New York: Campus, S. 211-228

- Meyer, Thomas (2001): Mediokratie. Die Kolonialisierung der Politik durch die Medien. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Moldaschl, Manfred/Voß, G. Günter (Hrsg.) (2001): Subjektivierung von Arbeit. München u. Mering: Hampp
- Mückenberger, Ulrich (1985): Die Krise des Normalarbeitsverhältnisses. Zeitschrift für Sozialreform 31(1985), S. 415-475
- Paulitz, Tanja (2012): „Hegemoniale Männlichkeiten“ als narrative Distinktionspraxis im Wissenschaftsspiel. Wissenschaftssoziologische Perspektiven auf historische technikwissenschaftliche Erzählungen. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 37(2012)1, S. 45-64
- Richter, Horst-Eberhard (2006): Die Krise der Männlichkeit in der unerwachsenen Gesellschaft. Gießen: Psychosozial
- Sauer, Dieter/Döhl, Volker (1997): Die Auflösung des Unternehmens? Entwicklungstendenzen der Unternehmensreorganisation in den 90er Jahren. In: ISF München (Hrsg.): Jahrbuch Sozialwissenschaftliche Technikberichterstattung 1996. Schwerpunkt: Reorganisation. Berlin: Edition Sigma, S. 19-76
- Scheub, Ute (2010): Heldendämmerung. Die Krise der Männer und warum sie auch für Frauen gefährlich ist. München: Pantheon
- Schölper, Dag (2008): Männer- und Männlichkeitsforschung. Ein Überblick. In: Gender-Politik-Online. Sozialwissenschaftliches Gender-Portal am Fachbereich Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin. (ISSN 2192-5267). <http://www.fu-berlin.de/sites/gpo/index.html>
- Scholz, Sylka (2004): „Hegemoniale Männlichkeit“. Innovatives Konzept oder Leerformel? In: Hertzfeldt, Hella/Schäffgen, Katrin/Veth, Silke (Hrsg.), GeschlechterVerhältnisse. Analysen aus Wissenschaft, Politik und Praxis, Berlin: Dietz, S. 33-45
- Scholz, Sylka (2006): Männliche Herrschaft. In: Berliner Journal für Soziologie 16(2006)2, S. 265-274
- Scholz, Sylka (2007): Der soziale Wandel von Erwerbsarbeit: empirische Befunde und offene Fragen. In: Bereswill, Mechthild/Meuser, Michael/Dies. (Hrsg.), Dimensionen der Kategorie Geschlecht. Der Fall Männlichkeit. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 51-67
- Scholz, Sylka (2012): Männlichkeitssoziologie. Studien aus den sozialen Feldern Arbeit, Politik und Militär im vereinten Deutschland. Münster: Westfälisches Dampfboot
- Völker, Susanne (2008): Entsicherte Verhältnisse. (Un)Möglichkeiten fürsorglicher Praxis. In: Berliner Journal für Soziologie 18(2008)2, S. 282-306
- Völker, Susanne (2011): Praktiken sozialer Reproduktion von prekär beschäftigten Männern. In: WSI Mitteilungen 8/2011, S. 423-429
- Voß, G. Günter/Pongratz, Hans J. (1998): Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft? In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 50 (1998)1, S. 131-158
- Walgenbach, Katharina/Dietze, Gabriele/Hornscheidt, Antje/Palm, Kerstin (2007): Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. Opladen & Farmington Hills: Budrich
- Winker, Gabriele/Degele, Nina (2009): Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Münster: transcript

Kathrin Kremer

Pierre Bourdieus männliche Herrschaft in der Frauen- und Geschlechterforschung

1. Einleitung

Zu den prägenden Einsichten gegenwärtiger feministischer Theorie und Praxis gehört, dass die Frage nach Geschlechterungleichheiten auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts unerledigt bleibt und kaum eine Frage mit Blick auf drängende Probleme derzeit häufiger diskutiert wird als die, was der dekonstruktivistische (Post-) Feminismus gebracht hat. Dabei unterscheiden sich die Debatten heute von den polarisierten Auseinandersetzungen der 90er Jahre, der zweiten Welle der neuen Frauenbewegung, als Judith Butler die Kategorie „Frau“ als legitimes Subjekt des Feminismus verabschiedete und damit heftige Abwehrreaktionen und euphorische Zustimmung hervorrief. Bis heute fand auf beiden Seiten ein Lernprozess statt, und die Bedeutung von Sprache, Institutionen und Diskursen für die Konstruktion einer androzentrischen Weltordnung und einer heterosexuellen Zweigeschlechtlichkeit streitet heute kaum noch jemand ab. Gleichzeitig jedoch räumen selbst überzeugte DiskurstheoretikerInnen ein, dass der Dualismus Mann/Frau tief in den Körpern und Strukturen unserer sozialen Welt verankert und somit mehr als ein diskursiver Effekt ist.

Diese gegenseitige Annäherung materialistischer und konstruktivistischer Ansätze dürfte Pierre Bourdieu wohl begrüßen, der als „konstruktivistischer Strukturalist“ bzw. „strukturalistischer Konstruktivist“¹ stets die Bedeutung beider Perspektiven betonte, wenn es um die Frage ging, warum sich Gesellschaften, selbst wenn sie gegen die Interessen weitreichender sozialer AkteurInnen organisiert sind, so scheinbar mühelos erhalten. *Männliche Herrschaft* war immer ein Frauenthema – auch Pierre Bourdieu als Mann räumte den Beziehungen zwischen den Geschlechtern 30 Jahre lang einen geringen Stellenwert ein, obgleich er einer der wenigen Soziologen ist, der für die

¹ Bourdieu bezeichnet sich selbst als Theoretiker des konstruktivistischen Strukturalismus und strukturalistischen Konstruktivismus (vgl. Bourdieu/Wacquant 1996: 29).

Bedeutung der Geschlechterdifferenz in Hinblick auf gesellschaftliche Machtverhältnisse durch sein Werk hindurch sensibilisierte. Mit *Die männliche Herrschaft* meldete er sich Anfang der 90er Jahre in der soziologischen Diskussion um das Geschlechterverhältnis zu Wort, um mit Blick auf die Geschlechterverhältnisse die Frage zu beantworten, warum die etablierte Ordnung mit ihren Herrschaftsverhältnissen, die als naturgegeben erscheinen, so reibungslos funktioniert und immer wieder reproduziert wird. Dabei geht Bourdieu davon aus, dass eine „Dominanz der Männer“ nach wie vor die Verhältnisse zwischen den Geschlechtern strukturiert und dass sich dies in allen Bereichen der sozialen Welt widerspiegelt. Dass dieses Prinzip trotz aller Veränderungen, Aufklärung und Widerstand so beharrlich ist, begründet er mit einer spezifischen Form von Gewalt, denn *männliche Herrschaft* sei zuallererst eine Form *symbolischer Gewalt*, die subtil, nicht offen ausgeübt wird und sich in alltäglichen Beziehungen und Interaktionen zwischen den Geschlechtern manifestiert. Somit gründen Beharrlichkeit und Kontinuität *männlicher Herrschaft* nicht zuletzt auf ihrer Normalisierung im Alltag und vor allem in der Bereitschaft der Frauen sie zu akzeptieren.

Doch wie kommt es zu dieser „Komplizenschaft“ der Frauen? Und wie äußert sie sich? Inwieweit bieten sich die Denkwerkzeuge Bourdieus an, um sie zur Analyse von Dominanz- und Herrschaftsverhältnissen, welche die Geschlechterordnung moderner Gesellschaften durchziehen, zu nutzen und wie können sie innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung genutzt und fruchtbar weiterentwickelt werden? Im Jahr 2006 publizierte der Suhrkamp Verlag Pierre Bourdieus Analyse männlicher Herrschaft auf deutsch, welche im Französischen bereits 1998 und auch in englischer Übersetzung kurz darauf erschien und eine breite Debatte auslöste. Das Erscheinen der deutschsprachigen Fassung möchte ich nun zum Anlass nehmen, um die Rezeption Bourdieus innerhalb der Geschlechtersozologie und der Frauen- und Geschlechterforschung zu diskutieren und den Erkenntniswert seiner Theorie männlicher Herrschaft für Möglichkeiten und Ansätze einer kritischen Geschlechterpolitik nachzuzeichnen. Dabei stelle ich das Konzept des *Habitus* und Bourdieus Ausführungen zur *männlichen Herrschaft* in den Mittelpunkt meiner Arbeit, um anhand zentraler Thesen darzulegen, welche Bedeutung Bourdieus Theorie innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung zukommen kann.

2. Wissenschaftliche Reflexivität – Der Denkstil Bourdieus

„Pierre Bourdieu hat den Sozialwissenschaften eine aus Denkwerkzeugen bestehende Theorie von der sozialen Welt hinterlassen, die er in forschungspraktischen Arbeiten entwickelt und modifiziert hat.“ (Engler 2004: 250) Um seine Konzepte zu gebrauchen und weiter zu entwickeln ist es vorab nötig, seine Denkweise zu verstehen und die Konzeption seiner Denkwerkzeuge zur Kenntnis zu nehmen. Deshalb möchte ich an dieser Stelle einen kurzen Einblick in den Denkstil Bourdieus geben, der die soziale Praxis von AkteurInnen zum Gegenstand seiner Arbeiten macht und diese „als Konstrukteure ihrer Realität in unterschiedlichen sozialen Feldern ins Zentrum rückt.“ (Engler 2004: 251) Nach eindeutigen Definitionen von Begriffen und schematischen, formalen Festlegungen sucht man in seinen theoretischen Konstrukten vergeblich. Die Denkweise, die seine Arbeiten durchzieht und seine Art zu Denken kennzeichnet, beinhaltet einen Bruch mit einem Denken in Dualismen und Substanzen, das voraussetzt, dass es soziale Dinge 'gibt'. In der Diskussion um 'doing gender', welche die Frauen- und Geschlechterforschung durchzieht, wurde thematisiert, dass Geschlecht nicht etwas ist was man hat, sondern was man tut; somit wurde der Sachverhalt, dass es Frauen und Männer gibt, als sozial produzierter Unterschied gefasst. Auch im Verständnis von Bourdieu gibt es kein von der sozialen Praxis der AkteurInnen losgelöstes Konstruieren und Dekonstruieren von Geschlecht – den Ausgangspunkt von Untersuchungen bilden nicht Frauen und Männer als Einzelwesen, „sondern 'Relationen' als 'Realisierungen des historischen Handelns' (Engler 2004: 251) in Rückbezug auf soziale Felder². Dieses relationale Denken sowie der Bruch mit Dualismen und Substanzen innerhalb des Denkens kennzeichnen Bourdieus Anspruch an den Standpunkt der WissenschaftlerIn und deren analytischen Blick, der für seine Arbeiten grundlegend ist und auch den in vielfältigen Forschungsarbeiten entwickelten und modifizierten Konzepten zu Grunde liegt. Bourdieu passt in keine gängige soziologische Schublade, er ist als Soziologe nicht entweder Theoretiker oder Empiriker und er handelt in seinen Werken nie Theorie und Empirie getrennt voneinander ab. In Kant'scher Tradition wendet sich Bourdieu den *Erkenntnis-*

² Bourdieu betrachtet in seinen Untersuchungen stets das Zusammenspiel von Habitus und sozialem Raum, Habitus und sozialem Feld und auch Habitus und Geschlechterordnung.

werkzeugen zu, den Theorien, Kategorien und Begriffen der Soziologie, und so sind auch seine Konzepte nicht isoliert zu verstehen, sondern als aufeinander bezogene Denkwerkzeuge.

3. Bourdieu in der Frauen- und Geschlechterforschung

Ziele des Feminismus der 1970er und 1980er Jahre noch auf die Gleichstellung und Emanzipation der Frauen, so verlor er in den 1990er Jahren stark an Bedeutung³, bzw. war sogar die Rede vom „Ende des Feminismus“. Mit den Einsichten (de-)konstruktivistischer und poststrukturalistischer Geschlechterforschung, drohte seine einstige Schlagkraft verloren zu gehen, die auf der „essentialistische[n] Basis der Annahme eines Kollektivsubjekts 'Frauen'“ beruht hatte, nachdem auch soziale AkteurInnen als „diskursive Effekte“ (Rademacher 2002: 145) 'entlarvt' wurden. Obwohl die Überlegungen Bourdieus zur *männlichen Herrschaft* für ein reflexives Denken poststrukturalistischer Geschlechterforschung fruchtbar gemacht werden können, zeigt ein Blick auf die bisherige Rezeption seiner Konzepte innerhalb der deutschsprachigen Frauen- und Geschlechterforschung, dass seine Theorien der sozialen Welt zumindest im Mainstream der Frauen- und Geschlechterforschung nur eine marginale Rolle spielt, obgleich von einigen Autorinnen seit Mitte der 1980er Jahre Versuche unternommen wurden⁴, Konzepte von Bourdieu zur Analyse der Geschlechterverhältnisse vorzustellen, zu nutzen oder einzuführen. Einzelne Begriffe wie *Habitus* oder *Kapital* werden zwar herausgegriffen, jedoch um auf Bourdieu zu verweisen oder um mit 'kritischem Blick' festzustellen, dass seine Begriffe zu statisch sind oder aber zu kurz greifen. Dabei eignen sich seine Denkwerkzeuge, wie oben erwähnt, zur Analyse von Dominanz- und Herrschaftsverhältnissen.

³ Dem steht nicht entgegen, dass auf der Ebene praktischer Politik in dieser Zeit gleichstellungspolitische Instrumente und Programme etabliert und ausgebaut wurden, besonders sichtbar u.a. im Hochschulbereich.

⁴ (dazu vgl. Engler 2004: 250)

4. Geschlecht und Habitus

4.1 *Der Habitus*

Schon bei Wissenschaftlern wie Durkheim, Mauss, Elias und Panofsky findet sich der Habitus-Begriff, doch erst Bourdieu verwendet den Habitus als soziologisches Interpretationskonstrukt und Analysekonzept (vgl. Engler 2004: 252). Der zentrale Grundgedanke bei diesem Konzept ist, dass es eine Entsprechung zwischen sozialer Strukturierung und dem individuellen Handeln in diesen Strukturen gibt, welche nicht durch bewusste Normorientierung oder Regelanwendung zustande kommen, sondern sich bereits auf unbewusster Ebene anhand von *Haltungen* in den sozialisierten Körper einschreiben. Auf diese in körperlichen und auch in geistigen Haltungen, in Gesten und Mimik eingeschriebenen Werte und Perspektiven zielt Bourdieu ab. Für ihn gibt es keine vorsoziale Subjektivität – „Individuen sind durch ihre körperliche Existenz [...] schon immer Mitglieder der Gesellschaft.“ (Engler 2004: 252) Der Habitus-Begriff ermöglicht, die Handelnden nicht nur als strukturalistische Träger einer Struktur zu erfassen, sondern auch als ständige ReproduzentInnen gesellschaftlicher Strukturen in der Praxis. Damit löst Bourdieus Habitus-Begriff die Entgegensetzung von Subjekt und Objekt, Individuum und Gesellschaft auf. Im Habitus finden sich demnach die objektiven Strukturen des Handelns verkörpert bzw. einverleibt wieder, wobei dieser selbst das Resultat gesellschaftlicher Praxis ist – Individuen und Welt stellen sich gegenseitig in der sozialen Praxis her. Allerdings bedeutet das auch, dass Macht- und Herrschaftsverhältnisse den AkteurInnen (den 'Herrschenden' sowie den 'Beherrschten') nicht äußerlich sind. Die symbolische Ordnung der sozialen Welt ist in Form von Klassifikationssystemen in den Dingen und Köpfen präsent und somit ist auch das Klassifikationsschema Geschlecht, das männlich/weiblich als bipolaren Gegensatz konstruiert, in unsere Sicht der Welt eingelagert und omnipräsent. Jedoch ist die Herstellung von Geschlecht ('doing gender') in der sozialen Praxis nie voraussetzungslos und nicht beliebig, sondern immer zugleich vorstrukturierte soziale Praxis, da in den Habitus Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata sowie Prinzipien des Denkens, Handelns und Fühlens eingehen, die in einer Gesellschaft wirken. Als „System dauerhafter und übertragbarer Dispositionen“ (Bourdieu 1987: 98) ist der Habitus strukturierte Struktur (vgl. Barlösius 2006: 64) und fungiert zugleich als strukturierende Struktur, die als Erzeugungs-

und Ordnungsgrundlage für Praktiken und Vorstellungen dient. Der Habitus ist nicht einfach gesellschaftlich bedingt, sondern durch 'Mitspielen' und Handeln in der sozialen Praxis erworben und wird auch dort verändert und umgebildet. Als verinnerlichte, in den Körper eingeschriebene und inkorporierte Geschichte, als Dispositionssystem, das vielfältige Praktiken hervorbringt, macht Bourdieu den Habitus als ein Konzept greifbar, welches WissenschaftlerInnen ermöglicht, einen Zusammenhang zwischen disparaten Dingen zu zeigen.

4.2 Geschlechtlicher und vergeschlechtlichender Habitus

Als Produkt der Geschichte eines Individuums, als geronnene Erfahrung, ist der Habitus das Ergebnis einer gewaltigen Sozialisationsarbeit die durch Sozialisation und Institutionen (Familie, Kindergarten, Schule usw.) hindurch auf uns einwirkt und uns mit gesellschaftlich vorherrschenden Denk- und Sichtweisen sowie allgemeingültigen Handlungsschemata und Prinzipien des Urteilens und Bewertens konfrontiert. Bourdieu konzipiert das Subjekt als von vornherein radikal vergesellschaftetes, das die soziale Ordnung in Gestalt des Habitus inkorporiert. Gleichzeitig wird jedoch die soziale Ordnung erst durch das soziale Handeln hervorgebracht, welches wiederum durch den Habitus generiert wird. Der Habitus ist eine strukturierte und strukturierende Struktur (vgl. Barlösius 2006: 64) zugleich; er ist von Beginn an vergeschlechtlicht und wirkt gleichzeitig vergeschlechtlichend auf Institutionen, Gruppen, Kommunikation etc. zurück (Bourdieu 1997a: 167). In der oben genannten doppelsinnigen Realität verwendet Bourdieu den Habitus als einen Operator, in den die zweigeschlechtliche Weltsicht eingeht, der aber ebenso zur zweigeschlechtlichen Ein- und Aufteilung der sozialen Welt führt. Dabei agiert der Körper in einem fundamentalen Sinn als Bedeutungsträger, da er über die gleichen Kategorien wahrgenommen wird, über die sich soziale Akteure auch in der sozialen Welt orientieren und über die soziale Räume und Positionen unterschieden werden. Der Körper als Vorbild für die Wahrnehmung wird selbst nie unabhängig von Kategorisierungen wahrgenommen. Hierbei kommt dem Geschlecht offenbar eine Schlüsselrolle zu, da es ein grundlegendes kulturelles Symbolsystem darstellt, „das einerseits am Körper als einer unhinterfragbaren Dimension der Selbst- und Fremdsicht festgemacht wird und sich andererseits aufgrund seiner dualistischen Ordnung dazu eignet, andere dualistische Symboliken wie

oben/unten, weiß/schwarz, Herrscher/Beherrscher abzustützen und ihnen den Charakter des scheinbar 'Natürlichen' vermittelt.“⁵(Brandes 2002: 66) Der Gegensatz der Geschlechter wird in den Umgang mit dem eigenen Körper und in die Wahrnehmung anderer Körper eingeschrieben. Bestimmte Haltungen, Präsentationen und Inszenierungen des Körpers werden sozial vorgeschrieben, und Verhaltensweisen und Vorstellungen, die zur anderen Kategorie, zum anderen Geschlecht gehören, werden der Person verboten. Durch Körperhaltung, Gestik und Mimik werden soziale Relationen (wie Hierarchie und Nähebeziehungen) ausgedrückt, soziale Unterschiede festgemacht und die Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe ausgedrückt. Aus dieser Perspektive ist der Körper nicht nur Arbeitsmittel, sondern vor allem grundlegendes soziales Kommunikations- und Ausdrucksmittel und die „Somatisierung sozial institutionalisierter Geschlechterdifferenzen“ wirkt sich „vermittels der symbolischen und praktischen Organisation der verschiedenen Gebrauchsweisen des Körpers aus (Beweglichkeit und Haltung) und in den Riten, welche die Maskulinisierung von Knaben und die Feminisierung von Mädchen herbeiführen.“ (Bourdieu 1997b: 95) Dabei zielt die gesamte Sozialisationsarbeit laut Bourdieu darauf ab, zwei komplementäre und sich gegenseitig bestätigende Typen von Habitus in die Körper einzuprägen: Er ist männlich, also nicht weiblich, oder weiblich, also nicht männlich (vgl. Bourdieu 2005: 43 ff.). Gerade aus seiner körperlichen Realität, die sich dem Bewusstsein und Willen größtenteils entzieht, erklärt sich die Konstanz und Zähigkeit des Habitus.

5 Bourdieu beschreibt die Einteilung von Dingen und Aktivitäten in männlich und weiblich, in homologe Gegensätze also, als „für sich genommen willkürlich.“ (Bourdieu 2005: 18) Er verankert die Attribute wie hoch/tief, oben/unten usw. (vgl. ebd. 18) nicht in der biologischen, sondern in der sozialen „Natur“, wobei er davon ausgeht, dass die herrschende Sichtweise ihre Plausibilität nicht zuletzt daraus gewinnt, dass sie mit biologischen Merkmalen in Verbindung gebracht werden kann, z. B. wenn diese homologen Gegensätze, wie bei den Kabylern (ein in Nord-Ost-Algerien in der Kabylei lebendes Berber-Volk), auf den Phallus projiziert und damit naturalisiert werden (vgl. ebd. 17ff). So scheint die Einteilung in Geschlechter „in der Natur der Dinge' zu liegen, [...]sie ist gleichermaßen – in objektiviertem Zustand – in den Dingen [...], in der ganzen sozialen Welt und – in inkorporiertem Zustand – in den Körpern, in den Habitus der Akteure präsent, die als systematische Schemata der Wahrnehmung, des Denkens und Handelns fungieren.“(Bourdieu 2005: 19)

5. Die männliche Herrschaft

5.1 Das Paradox der Doxa⁶

„Die Macht der männlichen Ordnung zeigt sich an dem Umstand, dass sie der Rechtfertigung nicht bedarf: Die androzentrische Sicht zwingt sich als neutral auf und muss sich nicht in legitimatorischen Diskursen artikulieren.“ (Bourdieu 2005: 21)

Ausgangspunkt von Bourdieus Untersuchung in der *männlichen Herrschaft* ist das „Paradox der Doxa“ (Bourdieu 2005: 7), die Tatsache, dass sich „die bestehende Ordnung mit ihren Herrschaftsverhältnissen, ihren Rechten und Bevorzungen, ihren Privilegien und Ungerechtigkeiten, von einigen historischen Fällen abgesehen, letzten Endes mit solcher Müheleichtigkeit erhält und dass die unerträglichsten Lebensbedingungen so häufig als akzeptabel erscheinen können.“ (Ebd.: 7) Für ihn ist die männliche Herrschaft und „die Art und Weise, wie sie aufgezwungen und erduldet wird [...] ein Beispiel schlechthin für diese paradoxe Unterwerfung [...] die ein Effekt dessen ist, was symbolische Gewalt“ (Bourdieu 2005: 8) ausmacht. Sein zentrales Anliegen ist es „Prozesse zu enthüllen, die für die Verwandlung der Geschichte in Natur, des kulturell Willkürlichen in Natürliches verantwortlich sind“ (ebd.: 8) und eben diese in unseren Habitus eingehenden vergeschlechtlichenden Strukturen aufzudecken. Für diese Aufgabe bedient sich Bourdieu eines „methodischen Kunstgriffs“ (Bourdieu 1997b: 90) und nimmt den Standpunkt des Anthropologen ein, um über den Umweg der Forschung an einer fremden Tradition, einem Bergvolk in Algerien, den Kabylen, „das Verhältnis trügerischer Vertrautheit aufzubrechen, das uns mit unseren eigenen Traditionen verbindet.“ (Bourdieu 2005: 11) Obgleich sich die männliche Herrschaft heute nicht mehr mit der gleichen Evidenz des Selbstverständlichen durchsetzt (vgl. Bourdieu 1997a: 226), geht er bei seiner Analyse davon aus, dass die Strukturen und Mechanismen der männlichen Herrschaft, ähnlich wie dies in der kabyliischen Gesellschaft der Fall

6 „Jede herrschende Ordnung tendiert dazu, ihren spezifischen Willkürcharakter zu neutralisieren. Im Grenzfall erscheint die natürliche und soziale Welt als selbstverständlich; objektive Ordnung und subjektive Organisationsprinzipien fallen zusammen (wie bei den archaischen Gesellschaften). Die Willkür wird zugleich verkannt und damit auch anerkannt.“ (Rest/ Zips 2010).

ist, auch in modernen Gesellschaften ständig (re-)produziert werden. „Wie eine gigantische symbolische Maschine zur Ratifizierung der männlichen Herrschaft, auf der sie gründet“ (Bourdieu 2005: 21) funktioniert die symbolische Ordnung in der (kabyliischen) Gesellschaft, welche an einer grundlegenden Einteilung und Aufteilung aller Praktiken und Gegenstände entlang des Gegensatzes männlich/weiblich ausgerichtet ist, wobei das Männliche als überlegen gilt. Durch die Einreihung in „ein System homologer Gegensätze: hoch/tief, oben/unten, vorne/hinten, links/rechts, gerade/krumm“ (ebd.: 18) wird die für sich genommen „willkürliche“ Einteilung nach Bourdieu zur objektiv und subjektiv notwendigen Einteilung der Welt⁷. Am Beispiel der Kabylen macht er deutlich, „dass die männliche Herrschaft als alltägliche Sicht der Welt funktioniert, als eine Herrschaft, die selbstverständlich in unsere Schemata des Habitus eingelagert ist als vergeschlechtlichte Sicht der Welt“ (Engler 2004: 254). In den Habitus geht das Klassifikationsschema, in dem männlich und weiblich als binäre Opposition konstruiert ist, ein und wird angewendet um die Sicht der Welt, unsere Sicht der Welt, hervorzubringen. Dabei ist dieses Schema, als Oppositionsschema, in „ein unauflösliches und unerschöpfliches System homologer Oppositionen“ verstrickt, „die einander wechselseitig verstärken“ (Bourdieu 1997b: 92). Diese Habitualisierung durch permanente Formierungs- und Bildungsarbeit innerhalb von Wahrnehmungs- und Denkschemata und die dazu notwendige „ungeheure kollektive Sozialisationsarbeit“ (Bourdieu 2005: 45) zeigt er anhand der Initiationsriten der kabyliischen Gesellschaft auf. Geschlecht versteht Bourdieu als eine Dimension sozialer Wirklichkeit, die durch Ein- und Aufteilung der sozialen Welt von den AkteurInnen hervorgebracht wird. Als „das Körper gewordene Soziale“ (Bourdieu/Wacquant 1996: 161), in den Habitus eingelagertes Klassifikationsschema, das von den AkteurInnen nicht als solches erkannt wird, „realisiert sich die Herrschaftsausübung in der symbolischen Gewalt, die in die alltäglichen Beziehungen ganz selbstverständlich eingeht.“ (Engler 2004: 254) Dabei setzt die männliche Herrschaft eine

⁷ Das Prinzip der sozialen Gliederung beschreibt Bourdieu als sehr geschichtsmächtig und universell (vgl. Bourdieu 1997a: 156ff; Bourdieu 2005: 17ff.) und dabei willkürlich. Die Verbindung von Biologie, Kosmologie (in der Einteilung der Welt in homologe Gegensätze) und sozialer Ungleichheit sieht er als eine Art Ursprung des Prinzips der zweigeschlechtlichen Weltaufteilung (vgl. Bourdieu 2005: 18ff.).

Verankerung der praktischen Ordnungsschemata im Habitus der Beherrschten (Frauen) und Herrschenden (Männer) voraus.

5.2 Symbolische Gewalt und die Inkorporierung von Herrschaft

Anhand seiner Deutung der männlichen Herrschaft verbindet Bourdieu den Begriff des Habitus mit der Theorie symbolischer Gewalt. Dabei sieht er in einer stetigen Absicherung und Überhöhung der Geschlechterordnung durch eine *symbolische Ordnung* die erstaunliche Persistenz und historische Kontinuität männlicher Herrschaft begründet. Einer der mächtigsten Stützpfiler männlicher Herrschaft liegt hierbei „in der unsichtbaren und fortlaufend verschleierte[n] *symbolischen Gewalt* der Geschlechterverhältnisse, die eine heimliche Komplizenschaft zwischen männlichen Herrschern und weiblichen Beherrschten erzeugt.“ (Rademacher 2002: 148) *Symbolische Gewalt* impliziert bei den Beherrschten ein gewisses „Einverständnis“, welches sich ergibt, wenn (beide) Akteure jene symbolische Ordnung in ihren Habitus eingelagert haben, die korrespondierende Handlungen hervorbringt. So kommt *symbolische Gewalt* in sozialen Interaktionen zum Tragen und konstituiert und reproduziert Herrschaft in der unmittelbaren Interaktion zwischen Personen. Dabei ist gerade ihre *Verkennung als Gewalt* und ihre *Anerkennung als legitime Macht* Kennzeichen der symbolischen Gewalt.

„Es ist jene sanfte, im Wesentlichen für ihre Opfer unmerkliche, unsichtbare Gewalt, die im Wesentlichen über die rein symbolischen Wege der Kommunikation und des Erkennens, oder genauer des Verkennens, des Anerkennens [...] ausgeübt wird. (Bourdieu 2005: 8) „Die Frauen selbst wenden [...] insbesondere auf die Machtverhältnisse, in denen sie gefangen sind, Denkschemata an, die das Produkt der Inkorporierung dieser Machtverhältnisse sind und die in den Gegensätzen, auf denen die *symbolische Ordnung* basiert, ihren Ausdruck finden.“ (Bourdieu 2005: 63)

Als subtiler, unsichtbarer Modus der Herrschaftsausübung funktioniert *symbolische Gewalt* als Realisierung einer sozialen Ordnung, die im Habitus der Herrschenden wie der Beherrschten zugleich verankert ist. Das Problem der Anerkennung symbolischer Ordnung durch die AkteurInnen wird mit dem Konzept der *symbolischen Gewalt* aufgegriffen, die nur unter „Mittäterschaft des Akteurs“ (Bourdieu/Wacquant 1996: 204) ausgeübt wird. Somit kann ihr

„Einverständnis“ mit der jeweils herrschenden Ordnung analysiert werden, wobei „Einverständnis“ dabei nicht als rationales Einverständnis, sondern vielmehr als praktisches, inkorporiertes, in alltägliche Selbstverständlichkeiten der AkteurInnen eingelassenes Einverständnis zu verstehen ist. Herrschende und Beherrschende haben das Herrschaftsverhältnis inkorporiert, das auf symbolischer Ebene seinen Ursprung und seine Rechtfertigung hat (vgl. Bourdieu 1997a: 164). Ihre Wirkmächtigkeit erlangt die männliche Herrschaft nach Bourdieu, weil „die soziale Welt den Körper als eine vergeschlechtlichte Wirklichkeit und zugleich als Aufbewahrer von vergeschlechtlichenden Wahrnehmungs- und Bewertungskategorien“ (Scholz 2006: 266) konstruiert und somit diese Kategorien auf den Körper selbst angewendet werden. *Männliche Herrschaft* wird in der sozialen Welt „objektiviert“ und im Habitus der Individuen „inkorporiert“ und (re-)produziert sich durch diese beiden Mechanismen.

6. Erkennen von Handlungsweisen

6.1 *Relationales Denken - Denken über den Tellerrand hinaus*

Im Mainstream der Frauen- und Geschlechterforschung spielt Bourdieus Theorie der sozialen Welt eine marginale Rolle. Die Perspektiven, die seine Soziologie für die Frauen- und Geschlechterforschung eröffnet, sind bisher kaum bedacht worden. Dabei scheint die Soziologie Bourdieus unter Anderem auch eine attraktive Möglichkeit zum Verständnis zwischen Verschränkungen der Geschlechterordnung mit weiteren Dimensionen sozialer Ungleichheiten zu bieten. Bourdieu entwickelte eine Vorstellung von einem vergesellschafteten Individuum, welche der Logik der Praxis gerecht wird. Mit dem analytischen Konstrukt des Habitus, der das Historische und Gewordene handlungsleitender Prinzipien aufnimmt, ebenso wie kreative und innovative Momente des sozialen Handelns und gleichzeitig charakteristischen, inneren Kohärenzen verschiedenster Handlungen des Individuums Rechnung trägt, wird es ermöglicht, das unmittelbar Gesellschaftliche menschlichen Handelns zu erfassen, wobei soziale

AkteurInnen nicht nur als körperloses Substrat⁸ gedacht werden. Das Habitus-Konzept erlaubt auch ein Zusammendenken unterschiedlicher sozialer Dimensionen, die miteinander verwoben sind. Das Zusammenspiel von Habitus und sozialem Raum, Feld und Geschlechterordnung, wie Bourdieu es in seinen Untersuchungen und theoretischen Konstrukten nachzeichnet, macht auf ein zentrales Prinzip seiner Soziologie, der relationalen Denkweise, aufmerksam. Indem er auf Relationen zwischen historisch produzierten ökonomischen, politischen, kulturellen Macht- und Herrschaftsverhältnissen aufmerksam macht, ohne die das Klassifizieren nach Geschlecht nicht hinreichend als soziale Praxis mit den ihr wirksamen Formen symbolischer Gewalt gefasst werden kann, spricht er ein Problem an, das seit einigen Jahren unter dem Stichwort Intersektionalität verhandelt wird. Intersektionalität⁹ als Verschränkung der Geschlechterordnung mit weiteren Dimensionen sozialer Ungleichheit existiert nicht nur als theoretisches Konzept, sondern auch praktisch, also im Handeln der Individuen. Bourdieus Soziologie der Praxis eröffnet hierzu einen systematischen Zugang.

6.2 Die symbolische Revolution

Macht besitzt bei Bourdieu eine symbolische Dimension. In der Zustimmung der Beherrschten, „die nicht auf der freiwilligen Entscheidung eines aufgeklärten Bewusstseins beruht, sondern auf der unmittelbaren und vorreflexiven Unterwerfung der sozialisierten Körper,“ (Bourdieu 1997a: 165) sehen Irene Dölling und Beate Kraus ein Zusammentreffen mit dem in den 1980er Jahren in der Frauen- und Geschlechterforschung entwickelten Argument, „wonach Frauen nicht bloße Opfer patriarchalischer Verhältnisse und Beziehungen sind, sondern sich auch als 'Täterinnen', nämlich auf der Grundlage einer 'Komplizenschaft der Dispositionen' an deren Reproduktion beteiligen.“ (Dölling/Kraus 2007: 26) Diesem Argument gibt Bourdieu jedoch zugleich eine vertiefende

⁸ Zu den Verdiensten der neueren Geschlechterforschung gehört u. a., dass die Körperlichkeit sozialer Subjekte in das Blickfeld sozialwissenschaftlicher Analyse gerückt ist, so dass breite Übereinstimmung darüber besteht, dass Geschlecht unbeschadet der Unterscheidung von *sex* und *gender* nicht ohne die Materialität des menschlichen Körpers und ohne körperliche Tätigkeit der Individuen zu denken ist. (vgl. Dölling/ Kraus 2007:19)

⁹ Vgl. hierzu z. B. Purtschert/Meyer 2010

Interpretation, indem er „die Art und Weise der Zustimmung durch die 'Beherrschten' qualifiziert.“ (Ebd.: 27) Für ihn sind es die inkorporierten, zu 'Natur' gewordenen Erzeugungsmodi des Habitus, die von den 'Beherrschten' als nicht reflektierte Denkschemata „auf jeden Sachverhalt der Welt, insbesondere aber auf die Machtverhältnisse, denen sie unterliegen“ und auch auf „Personen, die deren Träger sind, mithin auch auf sich selbst“ (Bourdieu 1997a: 165) angewendet werden. Dabei betont er die Wirkmächtigkeit der tendenziell „fortschreitende[n] Somatisierung der geschlechtsspezifischen Herrschaftsverhältnisse,“ (Bourdieu/Wacquant 1996: 209) die im Prozess der Sozialisation liegt und beschreibt diese 'Zustimmung' als aus dem spezifischen Zwang der inkorporierten *männlichen Herrschaft* resultierend.

Hier sieht Bourdieu die Gefahr, dass eine feministische Bewegung, die Emanzipation vor allem als eine Veränderung des „Bewusstseins und Willens versteht“ (Bourdieu 2005: 77), die Komplexität dieses Veränderungsprozesses unterschätzt. Für Bourdieu hängt also ein Fortbestehen bzw. die Veränderung des Herrschaftsverhältnisses vom Fortbestehen oder der Veränderung der Strukturen ab, deren Produkt diese Komplizenschaft der Dispositionen ist (vgl. Bourdieu 2005: 77). Ein Umsturz der bestehenden Geschlechterordnung muss für ihn bei einer Entschleierung der *symbolischen Ordnung* ansetzen, für die langfristige und langwierige Veränderungen der Klassifikationen, die inkorporiert, habituell verfestigt und praktisch ins Spiel gebracht werden, als unabdingbare Voraussetzung eines qualitativen Umbaus von Geschlechterverhältnissen gelten. Hierfür müssen die Strukturen, gegen die solchermaßen protestiert wird, in einen Zustand der Fragwürdigkeit und Krisenhaftigkeit übergehen, ihre Infragestellung und kritische Reflexion muss bewusst werden, damit grenzüberschreitende und die herrschende *Doxa* aufbrechende Diskurse Aussicht haben (vgl. Dölling/Krais 2007: 29). Nach Bourdieu bedarf es also einer *symbolischen Revolution*, die sich nicht auf eine Bewusstseinskonversion beschränkt, sondern die Weltansichten ändert und bei den Dispositionen ansetzt. Dabei hängt es jedoch von der Verfügung über Kapitalsorten, insbesondere über kulturelles Kapital, ab, wer an symbolischen Grenzüberschreitungen teilhaben und Gruppeninteressen als allgemeine deklarieren kann usw. (vgl. Dölling/Krais 2007). Somit findet eine symbolische Revolution keineswegs in einem machtfreien Raum statt und kann durchaus mit neuen Machtverhältnissen und

dem Herstellen neuer Ungleichheiten einhergehen. Bourdieus Einsichten in die Möglichkeiten und Grenzen einer *symbolischen Revolution* und der Voraussetzungen und Ressourcen dafür sowie der Blick auf die Handlungsebene der AkteurInnen könnte so für die Frauen- und Geschlechterforschung Anregungen für das Vorhaben bieten, innerhalb von Wissensproduktion zur kognitiven Auseinandersetzung um die willkürliche und mächtige Konstruiertheit von Geschlechtsklassifikationen beizutragen.

6.3 Die männliche Herrschaft lesen

Verschiedene Lesarten bestimmen die Rezeption der Soziologie Bourdieus und seiner Denkinstrumente. Dabei sind auch die Blickwinkel und Sichtweisen auf die *männliche Herrschaft* unterschiedlich und regen zu einer Auseinandersetzung mit seinen Konzepten an. Steffani Engler liest die Ausführungen zur *männlichen Herrschaft* als eine Demonstration, in der Bourdieu vorführt, wie das Habitus-Konzept und das Konzept der symbolischen Gewalt zur Analyse von Herrschaftsverhältnissen fruchtbar gemacht werden können. Dabei handelt es sich für sie um offene Konzepte, „die jeweils auf einen bestimmten Gegenstand bezogen und angewendet werden müssen.“ (Engler 2004: 254) Dabei wird das Habitus-Konzept nicht als isoliertes Konzept für eine theoriegeleitete empirische Forschung genutzt, sondern vielmehr im Zusammenhang mit anderen Konzepten und Denkschemata. An der Schnittstelle verschiedener Herrschaftsverhältnisse setzt Irene Dölling an und zeigt, wie neoliberale Entwicklungen mit Transformationen männlicher Herrschaft verknüpft sind. Sie argumentiert mit Bourdieus Analyse und gleichzeitiger Kritik der *männlichen Herrschaft*, indem sie eine männliche Kodierung des 'Universellen' als Verstärkung eines generellen Verkennungseffekts symbolischer Gewalt und Herrschaft sieht. Susanne Kröhnert-Othmann und Ilse Lenz hingegen sehen in der Kritik der *männlichen Herrschaft* von Bourdieu einen großen Wurf, der soziologisch und anthropologisch argumentiert und dabei universal und überhistorisch angelegt ist. Genau dort setzt auch ihre Kritik an, indem sie Bourdieu ein Projizieren 'moderner westlicher Konflikte' auf eben dieser Folie vorwerfen, da er die kabyliche Gesellschaft als Prototyp einer eben nur nach Geschlecht differenzierten und hierarchisierten Gesellschaft rekonstruiert (vgl. Kröhnert-Othmann/Lenz 2002: 167), denn Ausgangspunkt und Grundlage seiner Theorie ist eine ethnographi-

sche Analyse der 'phallogozentrischen' Kosmologie der algerischen Kabylen, die er mehr oder weniger ahistorisch auf die heutige westliche Gesellschaft überträgt. Bourdieu geht ihres Erachtens auch nicht hinreichend auf die Frage ein, an welchem Punkt *männliche Herrschaft* einsetzt, oder ob es aussichtslos ist, einen solchen Punkt zu bestimmen. Wie Bourdieu in *Männliche Herrschaft revisited* formuliert, setzte die „Befreiung der Frau“ eine symbolische Revolution voraus, die „einen Umsturz der Ordnung der Dinge ... [und] ...der materiellen Strukturen“ sowie „eine Transformation der Kategorien der Wahrnehmung (...) umfassen müsste“ (Bourdieu 1997b: 98). Claudia Rademacher sieht in Bourdieus Anliegen der Entlarvung von Naturalisierungsstrategien, welche den „häretischen Bruch mit den Repräsentationen der symbolischen Ordnung“ (Rademacher 2002: 148) bedingen, einen 'Circulus vitiosus'. Indem die symbolische Revolution darauf abzielt, fundamentale Prinzipien der androzentrischen Weltansicht und der männlichen Herrschaft in den Köpfen sowie in der Wirklichkeit umzustürzen, ist sie an eine kollektive Aktion zur Organisation eines symbolischen Kampfes gebunden. Erst eine kollektive Aktion wäre in der Lage, die heimliche Komplizenschaft zwischen weiblichen Beherrschten und männlichen Beherrschenden – das Zusammenspiel zwischen inkorporiertem Geschlechtshabitus und objektiver Struktur – aufzubrechen. Für Bourdieu ist jedoch dieser Bruch, durch den „Männer 'ihr Privileg als Falle' und Frauen ihre 'Komplizenschaft' als Unterdrückung erkennen würden“ (Rademacher 2002: 148), also die „wirklich kollektive Umkehrung der mentalen Strukturen“ (Bourdieu 1997a: 215) wiederum Bedingung der Möglichkeit einer kollektiven Bewegung. So haben sich *symbolische Revolution* und politisch/soziale Revolution in dieser Konstruktion wechselseitig zur Voraussetzung. Für Rademacher stößt Bourdieus Analyse der Geschlechterordnung da an ihre Grenze, wo Frauen in der Position von Zuschauerinnen gesehen werden, die „lediglich mit dem negativen Privileg des 'Scharfblicks der Ausgeschlossenen' ausgestattet sind (Rademacher 2002: 154).

7. Fazit

„An der Geschlechterherrschaft lässt sich freilich besser als in jedem anderen Fall zeigen, dass symbolische Gewalt sich durch einen Akt des Erkennens und des Verkennens erfüllt, der jenseits oder unterhalb der Kontrolle von Bewußtsein und Willen liegt, im Dunkel der Schemata der Habitus, die gleichzeitig vergeschlechtlicht und vergeschlechtlichend sind“ (Bourdieu 1997b: 96, Herv. i.O.).

Mit dieser Arbeit wurde versucht die Grenzen und Chancen der Nutzung von Bourdieus Konzept und Denkwerkzeugen in der Frauen- und Geschlechterforschung aufzeigen. Wie er in *Männliche Herrschaft revisited* formuliert, kann sein Modell als „Detektor“ dienen, „um unendlich kleine Spuren androzentrischer Weltsicht zu lokalisieren und deren verstreute aber allgegenwärtige Fragmente zu versammeln“ (Bourdieu 1997b: 98, Herv. i. O.). Der systematische Charakter männlicher Herrschaft und die Prozesse, durch die sich „der männliche, heterosexuelle Regelfall als natürliche Gegebenheit konstituiert“ (ebd. 98) können hierdurch besser verstanden werden. Auch Ulla Bock, Irene Dölling und Beate Kraus beschreiben das Konzept der *symbolischen Gewalt* als eines der tragfähigsten Theoriekonzepte Bourdieus, „das als zentraler Schlüssel zum Verstehen des Beharrungsvermögens der sozialen Ordnung wie der asymmetrischen Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern angesehen werden kann.“ (Bock/Dölling/Kraus 2007: 10) Bourdieu ist weder Kenner der feministischen Theorie noch zu allererst Feminist. Er spricht von Geschlechterverhältnissen im Singular und stellt – trotz der ursprünglichen Herleitung seiner Thesen hierzu aus anthropologischen Beobachtungen bei einem kleinen algerischen Bergvolk – Verallgemeinerungen an, die sich dann aber insbesondere auf heterosexuelle Mittelklassepaare beziehen. Jedoch macht er Menschen zu AkteurInnen und ProduzentInnen gesellschaftlicher Wirklichkeit. Mit seiner Arbeit über die *männliche Herrschaft* wagte er sich in ein Feld, das weiblich dominiert ist, mit dem Anliegen, auf Geschlechterungleichheiten hinzuweisen und auf Strukturen aufmerksam zu machen, die diese Ungleichheit und damit einhergehende Ungerechtigkeit bewirken. Dazu beschreibt Bourdieu die *männliche Herrschaft* als einen besonders interessanten Fall symbolischer Herrschaft. So kommen in

seiner Theorie der Geschlechterungleichheit symbolischen Auseinandersetzungen und Kämpfen sowie dem Konzept des Habitus¹⁰ als zentrale Momente sozialer Praxis eine entscheidende Rolle zu. Für ihn bildet der politische Kampf den Kern dieser symbolischen Auseinandersetzungen, in dem die Beherrschten versuchen, die legitime Weltsicht zu ändern. Bourdieus Analyse der *männlichen Herrschaft*, die eine Analyse des Wechselspiels symbolischer Ordnung und Sozialstruktur ist, zielt letztlich auf die Möglichkeiten und Voraussetzungen einer *symbolischen Revolution* der Geschlechterordnung (vgl. Bourdieu 1997a: 216). Seine Analyse gibt einen aufschlussreichen Einblick in die Art und Weise der (Re)Produktion *männlicher Herrschaft* als symbolische und zugleich somatisierte Herrschaft. So macht Bourdieu den Zusammenhang sozialer Bewegung und kritischer Wissenschaft erneut zum Thema. Bourdieus Konzepte zur Analyse der sozialen Welt setzen an der sozialen Praxis an. Bei seinen vorgestellten Ideen handelt es sich um Erkenntniswerkzeuge, denen ein Denken zu Grunde liegt, das eine Herausforderung für WissenschaftlerInnen ist, da es eine Veränderung des Denkens in Dualismen und Substanzen voraussetzt. Bourdieu erspart WissenschaftlerInnen, die sich auf seine Denkweise und Denkwerkzeuge beziehen, weder die Auseinandersetzung mit diesen Konzepten noch mit dem zu analysierenden Gegenstand. Somit können seine Konzepte zur Analyse männlicher Herrschaft sowie anderer Dimensionen sozialer Ungleichheit mit der Absicht genutzt werden, Mechanismen und Funktionsweisen ihres Wirkens aufzuzeigen. Denn was in der sozialen Welt hervorgebracht wurde, kann auch nur dort verändert werden.

An einigen Stellen zu kurz greifend und kritikwürdig, an anderen Stellen altbekannt und hinter das Niveau gegenwärtiger feministischer Theorie zurückfallend, macht Bourdieu den Zusammenhang sozialer Bewegung und kritischer Wissenschaft zum Thema, so dass die Reflexion seiner Überlegungen zur *männlichen Herrschaft* ein Anknüpfungspunkt für poststrukturalistische Geschlechterforschung sein kann.

¹⁰Da Geschlecht eine fundamentale Dimension des Habitus ist.

Literatur

Primärliteratur:

- Bourdieu, Pierre (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- Bourdieu, Pierre (1996): Bourdieu, Pierre/Wacquant, Loïc J. D.: „Reflexive Anthropologie“. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1997 a): Die männliche Herrschaft. In: Irene Dölling/ Beate Kraus (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 153-217
- Bourdieu, Pierre (1997 b): Männliche Herrschaft revisited. In: Feministische Studien, Heft 2, S. 88-99.
- Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Sekundärliteratur:

- Barlösius, Eva (2006): Pierre Bourdieu. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Bock, Ulla/Dölling, Irene/Kraus, Beate (2007): Einleitung. In: Bock, Ulla/Dölling, Irene/Kraus, Beate (Hrsg.) (2007): Prekäre Transformationen. Pierre Bourdieus Soziologie der Praxis und ihre Herausforderungen für die Frauen-und Geschlechterforschung. Querelles – Jahrbuch für Frauenforschung 2007, Bd. 12, Göttingen: Wallstein.
- Brandes, Holger (2001): Der männliche Habitus. Band 1: Männer unter sich. Männergruppen und männliche Identitäten. Opladen: Leske+Budrich.
- Brandes, Holger (2002): Der männliche Habitus. Band 2: Männerforschung und Männerpolitik. Opladen: Leske+Budrich.
- Dölling, Irene/Kraus, Beate (2007): Pierre Bourdieus Soziologie der Praxis: ein Werkzeugkasten für die Frauen-und Geschlechterforschung. In: Bock, Ulla/ Dölling, Irene/ Kraus, Beate (Hrsg.) (2007): Prekäre Transformationen. Pierre Bourdieus Soziologie der Praxis und ihre Herausforderungen für die Frauen-und Geschlechterforschung. Querelles – Jahrbuch für Frauenforschung 2007, Bd. 12, Göttingen: Wallstein.
- Dölling, Irene/Steinrücke, Margarete (1994): Eine sanfte Gewalt. Pierre Bourdieu im Gespräch mit Irene Dölling und Margarete Steinrücke. In: Irene Dölling/Beate Kraus (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 218- 231
- Engler, Steffani (2004): Habitus und sozialer Raum: Zur Nutzung der Konzepte Pierre Bourdieus in der Frauen- und Geschlechterforschung. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hrsg.) (2004): Handbuch Frauen und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. Wiesbaden: VS. S.250-261.
- Kraus, Beate (2001): Die feministische Debatte und die Soziologie Pierre Bourdieus: eine Wahlverwandtschaft- Auszüge. In: Vogel, Ulrike (2007): Meilensteine der Frauen- und Geschlechterforschung. Wiesbaden: VS. S.112-120.
- Kröhnert- Othman, Susanne/Lenz, Ilse (2002): Geschlecht und Ethnizität: Kämpfe um Anerkennung und symbolische Regulation. In: Bittlingmayer, Uwe H./ Eickelpatsch, Rolf/ Kastner, Jens/Rademacher, Claudia (Hrsg.) (2002): Theorie als Kampf? Zur politischen Soziologie Pierre Bourdieus, Opladen: Leske+Budrich. S. 159-180

- Purtschert, Patricia/Meyer, Kathrin (2010): Die Macht der Kategorien. Kritische Überlegungen zur Intersektionalität, in: *Feministische Studien* 28/ 1, 130-142.
- Rademacher, Claudia (2002): Jenseits männlicher Herrschaft. Pierre Bourdieus Konzept einer Geschlechterpolitik. In: Bittlingmayer, Uwe H./ Eickelpatsch, Rolf/ Kastner, Jens/Rademacher, Claudia (Hrsg.) (2002): *Theorie als Kampf? Zur politischen Soziologie Pierre Bourdieus*, Opladen: Leske+Budrich. S.146-157.
- Rehbein, Boike (2006): *Die Soziologie Pierre Bourdieus*, Konstanz: UTB.
- Rehbein, Boike/Saalmann, Gernot/Schwengel, Hermann (Hrsg.) (2003): *Pierre Bourdieus Theorie des Sozialen. Probleme und Perspektiven*, UVK, Konstanz.
- Scholz, Sylka (2006): Review Essay: Männliche Herrschaft. In: *Berliner Journal für Soziologie*, Heft 2, S. 265-274.
- Internetquellen:
- Rest, Matthäus/Zips, Werner (2010): *Grundlagen sozialwissenschaftlicher Denkweisen. Die Praxeologie Pierre Bourdieus*. Fakultät für Sozialwissenschaften, Universität Wien. Januar 2010 URL: <http://www.univie.ac.at/sowi-online/esowi/cp/denkenksa/denkenksa-g.html>, aufgerufen am 18.2.2011
- Ziege, Eva-Maria (2005): Review of Pierre Bourdieu, *Die männliche Herrschaft*. H-Soz-u-Kult, H-Net Reviews. Oktober 2005
URL: <http://www.h-net.org/reviews/showrev.php?id=20359>, aufgerufen am 10.2.2011

Tina Schönborn

„... und je größer die Lockung wird, um so stärker läßt er sich fesseln“¹ – Kritische Männlichkeitsanalyse in der Kritischen Theorie

In der Geschlechterforschung macht die kritische Männlichkeitsforschung bisher einen geringen Anteil aus. Dies sollte diejenigen überraschen, welche die Gesellschaft als – auch heute noch – patriarchale und männlich dominierte verstehen und analysieren. Sind es nicht gerade die gesellschaftlichen Grundlagen der Herrschaft, die es genauso intensiv zu untersuchen gilt wie die Auswirkungen, die diese Herrschaft auf die unterdrückten Subjekte hat? In der kritischen Männlichkeitsforschung werden unterschiedliche Männlichkeiten und ihre jeweiligen Konstruktionsprozesse analysiert – häufig jedoch, ohne dabei auch die innerpsychischen Prozesse zu betrachten, die sich in den männlichen Subjekten abspielen. Gerade auch in einem der Haupttheoreme der Kritischen Männlichkeitsforschung, dem der “hegemonialen Männlichkeit“ von Raewyn Connell², bleibt dieses Selbstverhältnis undeutlich (vgl. Connell 2006). Gleichzeitig bleibt die Analyse der Verknüpfung von Männlichkeit mit kapitalistischer Vergesellschaftung in der kritischen Männlichkeitsforschung nicht selten aus. Ich schlage vor, diese Leerstellen der kritischen Männlichkeitsforschung mit einem Text von Adorno und Horkheimer zu konfrontieren, um sie in Ansätzen ergänzen zu können. Die erste Generation der Kritischen Theorie, zu deren wichtigsten Vertretern diese beiden gehören, ist aktuell in der Geschlechterforschung kein allzu häufiger Bezugspunkt. Dennoch liefern die damals schon interdisziplinär arbeitenden Theoretiker_innen Ansatzpunkte für das Verständnis der innerpsychischen Aneignung und Umsetzung von Männlichkeit sowie für den Zusammenhang von Männlichkeit mit den kapitalistischen Herrschaftsverhältnissen. In ihrem Hauptwerk *Dialektik der Aufklärung*, das 1944 geschrieben

1 Dies ist ein Zitat aus der *Dialektik der Aufklärung* (Horkheimer/Adorno 1988: 40). Horkheimer und Adorno charakterisieren auf diese Weise die bürgerliche Männlichkeit. An späterer Stelle in diesem Aufsatz wird das Zitat erneut aufgegriffen und erläutert.

2 Das zentrale Werk von Connell „Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten“ erschien 1999 noch unter dem früheren Namen Robert W. Connell.

wurde und 1947 erstmalig erschien, setzen sich Max Horkheimer und Theodor W. Adorno mit der Aufklärung auseinander. Sie lesen die Geschichte der europäischen Zivilisation immer in Hinblick auf die modernen kapitalistischen Herrschaftsverhältnisse und auf eine grundlegende Kritik dieses gesellschaftlichen Zustandes (vgl. Beer 1985, Becker-Schmidt 1991). Horkheimer und Adorno kritisieren zwar Aufklärung und Rationalität von Grund auf, halten jedoch zugleich an einem positiven Begriff von Vernunft und Aufklärung fest. Sie analysieren in dem Kapitel *Odysseus oder Mythos und Aufklärung* eine spezifische Form bürgerlich-herrschender Subjektivität, die sie explizit als eine männliche charakterisieren. Mit ihrem Rückgriff auf Freud und der Thematisierung von Trieb- und Selbstbeherrschung bürgerlicher Männer, dem Fokus auf Aufklärung und Rationalität in Verbindung mit Männlichkeit und Patriarchat und der Zentrierung auf die Auswirkungen der kapitalistischen Produktionsweise auf die Psyche und Subjektbildung liefern sie umfassende Analyse- und Erklärungsinstrumente männlicher Herrschaft. Diesen drei Analyseelementen soll im Folgenden nachgegangen werden.

1. Odysseus oder Bourgeoisie und Männlichkeit

Horkheimer und Adorno begreifen die Odyssee als ein „[...] Zeugnis der [...] Dialektik der Aufklärung“ (Horkheimer/Adorno 1988: 50). Sie verstehen den antiken Text also gewissermaßen als historisches Dokument, aus dem sich die Logik bürgerlicher Herrschaft und männlicher Subjektivierungsweise rekonstruieren lässt (Maihofer 1995: 112). Das bedeutet nicht, dass alle männlichen Individuen in der kapitalistischen Gesellschaft genau so handeln wie Odysseus. Vielmehr beschreiben sie eine notwendige – wenn auch aus Sicht der Kritischen Theorie falsche – Form der Subjektivierung, der sich niemand in der kapitalistischen Gesellschaft gänzlich entziehen kann, die so aber nicht in Reinform auftritt. Odysseus begegnet auf seiner Reise göttlichen Naturgewalten, die nach Lesart von Horkheimer und Adorno Lockungen des Selbst repräsentieren, gegenüber denen sich das bürgerliche Subjekt erst bewähren muss (Horkheimer/Adorno 1988: 53). Die Sirenen, Szylla und Charybdis, Kirke und die Lotosesser stehen stellvertretend für Bedürfnisse, Triebe und Anforderungen der bürgerlichen Gesellschaft an das sich entwickelnde Subjekt, das diese bewältigt.

gen muss, um rational zu werden. In der Begegnung mit weiblichen Gottheiten und seiner Ehefrau Penelope zeigt sich die Aneignung der Naturbeherrschung und der Herrschaftsausübung über Frauen durch das männliche Subjekt. Odysseus ist aber nicht nur Mann, sondern auch Bürger: Er wird als „Grundherr“ (ebd.: 40), „Eigentümer“ (ebd.: 20) und „Kaufmann [...]“ (ebd.: 68) vorgestellt und herrscht zu Beginn der Reise über seine Mannschaft, also über andere Männer. Im Folgenden soll gezeigt werden, welche subjektkonstituierenden und innerpsychischen Prozesse ablaufen, die den bürgerlichen Prototyp männlich werden lassen. Zudem wird thematisiert, wie diese Prozesse und vor allem wie Männlichkeit in Beziehung zu den gesellschaftlichen (Produktions-)Verhältnissen steht. Da in der *Dialektik der Aufklärung* Bezug genommen wird auf die europäische Zivilisationsgeschichte, kann die Männlichkeitskonzeption hier zunächst nur für europäische und nordamerikanische Gesellschaften Geltung beanspruchen³. Odysseus steht hier nicht zuletzt auch für den *weißen* europäischen Mann. Ich beziehe mich in erster Linie auf das Kapitel *Odysseus oder Mythos und Aufklärung* aus der *Dialektik der Aufklärung*.

Ich teile die Analyse in die drei Abschnitte Opfer, Entsagung und Triebbeherrschung, Rationalität, Vernunft und Patriarchat und Kapitalismus und Männlichkeit – in dem Wissen, dass die drei hier getrennten Bereiche nicht unabhängig voneinander gedacht werden können, und in der Hoffnung, dass durch die Aufteilung keine zentralen Erkenntnisse der Kritischen Theorie verloren gehen. Die herausgearbeiteten Aspekte sollen das Analyseinstrumentarium der kritischen Männlichkeitsforschung erweitern und insofern eine Ergänzung zum Konzept der hegemonialen Männlichkeit bieten. Auch wenn es hier in erster Linie um Männlichkeit geht, die von einem Mann hergestellt wird, sollte nicht vergessen werden, dass auch Frauen dieses spezifische Selbstverhältnis entwickeln können (vgl. Maihofer 1995: 113). Auch Horkheimer und Adorno gehen davon aus, dass Frauen sich Männlichkeit aneignen können bzw. sich der „patriarchale[n] Wertordnung“ (Horkheimer/Adorno 1988: 82) anpassen. Zu

³ Inwieweit die Auswirkungen kolonialer Herrschaft und des globalen Kapitalismus Männlichkeit auch in anderen Gesellschaften auf ähnliche Art und Weise entstehen lassen, wäre an anderer Stelle zu untersuchen. Das männliche Selbstverhältnis muss sich in Ländern des globalen Südens vermutlich in Relation zur immer noch herrschenden *weißen* westlichen Männlichkeit konstituieren.

berücksichtigen ist aber, dass Frauen bei der Aneignung von Männlichkeit einer doppelten Brechung unterliegen. Neben der Selbstentfremdung, die Männer während der Erlangung eines identischen, männlichen Selbst vollziehen – dazu später mehr – eignen Frauen sich zusätzlich ein Verhältnis zu sich selbst und zur Welt an, das konstitutiv mit der Unterdrückung ihres eigenen Geschlechts verknüpft ist (Beer 1985: 21).

2. Opfer, Entsagung und Triebbeherrschung

„Furchtbares hat die Menschheit sich antun müssen, bis das Selbst, der identische, zweckgerichtete, männliche Charakter des Menschen geschaffen war, und etwas davon wird noch in jeder Kindheit wiederholt.“ (Horkheimer/Adorno 1988: 40)

Mit diesen Worten leiten Horkheimer und Adorno ihre Ausführungen zu Odysseus ein. Sie begreifen das moderne Subjekt als das Ergebnis eines historischen Prozesses (Maihofer 1995: 112) – und sie betrachten dieses Selbst vor allem auch als ein männliches. Wie dieser Herstellungsprozess funktioniert, abgelaufen ist und noch heute abläuft wird im Folgenden zu zeigen sein. Odysseus begegnet den Sirenen, die ihn mit ihrem unwiderstehlichen Gesang anzuziehen und ins Verderben zu stürzen drohen. Um dem Untergang zu entkommen, lässt er sich an den Mast fesseln und die Ohren seiner Gefährten mit Wachs verstopfen. Aus der Perspektive Adornos und Horkheimers (1988: 39f.) ist diese Episode unter zwei Dimensionen von Bedeutung: einerseits aus dem Blickwinkel der Klassenherrschaft – wie weiter unten ausgeführt wird – andererseits in Hinblick auf die Triebbeherrschung durch den männlichen Bürger.

„Er [Odysseus] hört, aber ohnmächtig an den Mast gebunden, und je größer die Lockung wird, um so stärker lässt er sich fesseln, so wie nachmals die Bürger auch sich selber das Glück um so hartnäckiger verweigerten, je näher es ihnen mit dem Anwachsen der eigenen Macht rückte.“ (Ebd.: 40)

Die Sirenen beschwören Vergangenes, Zeitlosigkeit und versprechen Lust. Mit der Absage an diese Wünsche und das Begehren formt sich das starre Selbst. Adorno und Horkheimer zufolge müssen „Affekte, Mut und Herz“ (ebd.: 54,

Fußnote 5) gebändigt, die innere Natur also beherrscht werden, um das identische Subjekt zu erzeugen: „[...] Einheit bloß in der Mannigfaltigkeit dessen, was jene Einheit verneint“ (ebd.: 54).

Um zu verstehen, was hier “innere Natur“, “Triebe“ und “Triebbeherrschung“ meint, ist die Kenntnis der Freud-Rezeption der Kritischen Theorie von Bedeutung. Der Psychoanalytiker der Kritischen Theorie war bis Ende der 1930er Jahre Erich Fromm. Sein Aufsatz „Über Methode und Aufgabe einer analytischen Sozialpsychologie“ (Fromm 1932) kann als Grundlage der marxistischen Einbettung der Psychoanalyse in die Kritische Theorie angenommen werden (Jay 1981: 129). Darin bezieht Fromm sich auf den frühen Freud, der noch nicht die Unterscheidung zwischen Todes- und lebenserhaltenden Trieben getroffen, sondern den Selbsterhaltungs- von den Sexualtrieben geschieden hat. Die Selbsterhaltungstrieb – z. B. der Hunger – seien im Gegensatz zu den Sexualtrieben nicht aufschiebbar, während die Zweiteren sublimiert werden können oder verschieb- und austauschbar sind. Auch die Sexualtriebe können jedoch nicht gänzlich unbefriedigt bleiben. Fromm spricht von einem „notwendige[m] Mindestmaß der Befriedigung der Sexualtriebe“ (Fromm 1932: 31). Die Sexualtriebe können also gesellschaftlich umgewandelt und verschoben werden, so dass sie nach Fromm der „herrschenden Klasse“ (Fromm 1932: 30) dienlich sind. Zu den Sexualtrieben – libidinöse Triebe genannt – zählt Fromm beispielsweise auch den Sadismus, in den andere sexuelle Triebe durch die Gesellschaft transformiert werden können.

Doch nicht nur die Äußerungen der Triebregungen sind nach Fromm gesellschaftlich beeinflusst, auch die Triebe selbst sind durch die Formung der Subjekte in der Familie indirekt gesellschaftlich gemacht. Die Familie muss Fromm zufolge als „psychologische Agentur der Gesellschaft“ (Fromm 1932: 35), mit der bürgerlich-kapitalistischen Familie als spezifischer historisch-aktueller Form begriffen werden. Die psychischen Folgen der Zweckrationalität und der autoritären, unterordnenden Klassengesellschaft übertragen sich also durch die Familie auf alle Gesellschaftsmitglieder gleichermaßen, wenn auch ausdifferenziert nach Klassenlage und ergänzt durch individuell unterschiedliche Lebensläufe. Die innere Natur wird in der Kritischen Theorie also nicht biologisch-triebhaft gedacht, sondern als über die Familie vermittelte gesell-

schaftlich geformte, wenngleich bestimmte Triebanlagen als vorgesellschaftlich angenommen werden. Triebbeherrschung kann bedeuten, die Triebe zunächst zu unterdrücken und dann in andere Bahnen zu lenken, die gesellschaftlich günstiger erscheinen.

In der Begegnung mit Kirke manifestieren sich die sexuellen Triebe des Bürgers: Kirke versucht die Männer zu verführen, und wenn sie ihr erliegen, verwandelt sie sie in Tiere. Gleichwohl die früheren Opfer zu edleren Tieren wurden, werden die Gefährten des Odysseus in Schweine verwandelt. Adorno und Horkheimer mutmaßen über die Gründe:

„Jedenfalls hat späterhin alle Zivilisation mit Vorliebe diejenigen Schweine genannt, deren Trieb auf andere Lust sich besinnt als die von der Gesellschaft für ihre Zwecke sanktionierte.“ (Horkheimer/Adorno 1988: 78)

Odysseus aber unterliegt Kirke nicht, versagt sich seine sexuelle Lust und negiert gleichzeitig die selbstbestimmte Sexualität der weiblichen Gottheit. Gerade dadurch bekommt der Bürger die Möglichkeit zum Geschlechtsverkehr mit Kirke. Und nicht nur das: Sie wird Odysseus hörig und hilft ihm durch Weissagungen, seine Reise fortzusetzen. Kirke steht hier nicht nur für sexuelles Begehren und die Unterdrückung von Weiblichkeit, sondern auch generell für „[...] unterdrückte [...] Wünsche, die nur in zugerichteter Weise zugelassen werden“ (Beer 1985: 26).

Auch gegenüber seiner Mutter muss Odysseus sich „[...] zur patriarchalen, zweckvollen Härte [...]“ (Horkheimer/Adorno 1988: 83) zwingen, als er ihr im Totenreich Hades begegnet. Die emotionale Anwandlung und die Tränen werden unterdrückt, um schließlich die Mutter als Bild verwerfen zu können. So macht das männliche Selbst sich von seinen emotionalen Bindungen frei (Maihofer 1995: 113). Deutlich wird, dass die als notwendig erscheinende Triebbeherrschung als eine Triebverschiebung in Richtung Herrschaft verstanden werden kann. Auch die Triebe, die zunächst in Richtung Emotionalität und dem Wunsch nach Bindung weisen, werden in Selbstbeherrschung und Herrschaftsausübung über andere überführt und so in zugerichteter, beschädigter und beschädigender Weise erfüllt. Mit dieser Verschiebung der Triebe wird auch ein gesellschaftlicher Zweck erfüllt: Die Aufrechterhaltung der Herrschaft

und die Selbsterhaltung der kapitalistischen Gesellschaft.

Ein zentrales Moment der männlichen Selbstbeherrschung ist der Glaube ans Opfer und die Entsagung. Mit der Triebbeherrschung versagt sich Odysseus Bedürfnisbefriedigung und zugleich den Gedanken an eine weniger entfremdete Bedürfnisbefriedigung. Odysseus „[...] wirft sich weg gleichsam, um sich zu gewinnen [...]“ (Horkheimer/Adorno 1988: 55), er opfert sich selbst, um Vernunft und Herrschaft zu erlangen. Odysseus betrügt mit seinen Listen nicht nur die Gottheiten, er bringt auch selbst Opfer und wird dabei betrogen:

„Uralt muß die Erfahrung sein, daß die symbolische Kommunikation mit der Gottheit durchs Opfer nicht real ist. [...] Etwas von solchem Trug, der gerade die hinfällige Person zum Träger der göttlichen Substanz erhöht, ist seit je am Ich zu spüren, das sich selbst dem Opfer des Augenblicks an die Zukunft verdankt.“ (Ebd.: 58)

Männlichkeit wird hier in Beziehung gesetzt zum Darbringen von Opfern und der Überhöhung dieser Opferbereitschaft. Die Selbstbeherrschung und das Versagen der Lusterfüllung zählt zu den Opfern, die das männliche Subjekt zu erbringen hat. Laut Adorno und Horkheimer ist dieser Glaube ans Opfer jedoch schon gesellschaftlich und historisch überholt:

„Jedes Opfer ist eine Restauration, die von der geschichtlichen Realität Lügen gestraft wird, in der man sie unternimmt. Der ehrwürdige Glaube ans Opfer aber ist wahrscheinlich bereits ein eingedrilltes Schema, nach welchem die Unterworfenen das ihnen angetane Unrecht sich selber nochmals antun, um es ertragen zu können.“ (Ebd.: 58)

Zwar ist infolge der Produktivkraftentwicklung⁴ das Erbringen von Opfern objektiv überflüssig geworden, erhalten hat sich die Institution dennoch in einer anderen Art und Weise: Zur Aufrechterhaltung des Kapitalismus müssen die den

⁴ Da Adorno und Horkheimer selbst eine marxistische Terminologie verwenden, folgt auch die Analyse den Begrifflichkeiten und der zugehörigen Theorie. Mit "Produktivkraftentwicklung" ist hier beispielsweise die Erforschung neuer technischer Hilfsmittel gemeint, die die Möglichkeit bieten, den Menschen Arbeit abzunehmen oder die Nahrungsversorgung vieler Menschen mit weniger Aufwand sicherzustellen. Zur Produktivkraft der Arbeit siehe Marx/Engels 1962: 54f.

Verhältnissen unterworfenen Subjekte das Leid noch einmal sich selbst antun, um die Unsinnigkeit dieses Tuns zu verschleiern. Das Opfer dient nicht der Kommunikation mit der Natur, sondern ist „[...] das Mal einer historischen Katastrophe [...]“ (ebd.: 58). Adorno und Horkheimer setzen das Opfer selber in direkte Beziehung zu kapitalistischen Tauschverhältnissen, indem sie den Tausch als „Säkularisierung des Opfers“ (ebd.: 56) und das Opfer als das „magische Schema rationalen Tausches“ (ebd.: 56) bezeichnen. Im Kapitalismus wird das archaische Opfer durch selbsterhaltende Rationalität ersetzt, auch hier findet also ein Tausch statt (ebd.: 61). Diese selbsterhaltende Rationalität enthält jedoch die „Verleugnung der Natur im Menschen“ (ebd.: 61) und somit die oben ausgeführte Trieb- und Selbstbeherrschung. Sie ist also auch wieder Opfer:

„Das identisch beharrende Selbst, das in der Überwindung des Opfers entspringt, ist unmittelbar doch wieder ein hartes, steinern festgehaltenes Opferritual, das der Mensch, indem er dem Naturzusammenhang sein Bewußtsein entgegensetzt, sich selber zelebriert.“ (Ebd.: 61)

Schlimmer noch – mit der Selbsterhaltung wird gerade das unterdrückt und aufgelöst, was vorgeblich zu erhalten ist:

„Die Herrschaft des Menschen über sich selbst, die sein Selbst begründet, ist virtuell allemal die Vernichtung des Subjekts, in dessen Dienst sie geschieht, denn die beherrschte, unterdrückte und durch Selbsterhaltung aufgelöste Substanz ist gar nichts anderes als das Lebendige, als dessen Funktion die Leistungen der Selbsterhaltung einzig sich bestimmen, eigentlich gerade das, was erhalten werden soll.“ (Ebd.: 62)

Mit der Verlagerung des Opfers ins Subjekt, die durch die selbsterhaltende Rationalität geschieht, wird also der Sinn der Subjektivierung unterlaufen. Das sich selbst opfernde bürgerlich-männliche Subjekt erhält zwar die Fähigkeit, zu herrschen, verliert gleichzeitig aber die Fähigkeit, ein lusterfülltes Leben, Träume, Wünsche und wirkliche emotionale Bindungen zu haben. Bei Odysseus äußert sich das durch die bereits geschilderten Situationen und in weiteren Abenteuern: Er verzichtet bei den Lotosessern, ist geduldig bei Polyphem und kalkuliert bei Szylla den Verlust seiner Gefährten ein, um zu überleben (ebd.: 65).

Keineswegs geht es hier darum, dass Männlichkeit essentialisiert auf diesen Verlust festgeschrieben wird. Vielmehr ist bei der Konstitution von Männlichkeit der Zusammenhang mit den kapitalistischen Produktionsverhältnissen, was sowohl die Gestaltung und Formung der Triebe, Triebbeherrschung und Triebbefriedigung als auch die Folgen von Opfer und Entsagung angeht, immer mitzudenken:

„Die Geschichte der Zivilisation ist die Geschichte der Introversion des Opfers. Mit anderen Worten: Die Geschichte der Entsagung. Jeder Entsagende gibt mehr von seinem Leben als ihm zurückgegeben wird, mehr als das Leben, das er verteidigt. Das entfaltet sich im Zusammenhang der falschen Gesellschaft.“ (Ebd.: 62)

Es findet sich zudem die Ahnung einer Utopie in diesem Zusammenhang: Durch „Eingedenken der Natur im Subjekt“ (Horkheimer/Adorno 1988: 47) kann an die gewalttätige Natur, die Introversion des Opfers und daran, „[...] wieweit das Opfer überflüssig geworden ist [...]“ (Schmid Noerr 1990: 62) erinnert werden. Odysseus wird über die Beherrschung seiner Triebe zum starren, identischen, männlichen Subjekt, und mit ihm der bürgerliche Mann, der seine Männlichkeit über Selbstbeherrschung erlangt. Das Opfer ist ihm zur zweiten Natur geworden.

Wie hier schon anklang und im Folgenden deutlicher wird, erlangt das männliche, bürgerliche Subjekt über die Selbstbeherrschung die Fähigkeit, Andere zu beherrschen. Auf den Zusammenhang zwischen Subjekt, Selbstbeherrschung und Herrschaft über Andere weist selbst schon das Wort Subjekt hin: im Lateinischen bedeutet „subicio“ sowohl *unterwerfen*, wie auch *sich unterwerfen* (Maihofer 1995: 114). Männlichkeit ist also Adorno und Horkheimer zufolge stark mit Selbstbeherrschung, der Unterdrückung von eigenen Wünschen und damit Opferbereitschaft verknüpft. Sie entspringt aus der gesellschaftlich vermittelten und gerichteten Triebbeherrschung und -befriedigung. Wie dies in Zusammenhang steht mit Aufklärung, Rationalität und der Erlangung von Vernunft, soll im nächsten Abschnitt gezeigt werden.

3. Rationalität, Vernunft und Patriarchat

Im Folgenden wird das Aufklärungs-, Rationalitäts- und Vernunftsverständnis in der *Dialektik der Aufklärung* erläutert, um aufzuzeigen, wie männliche Subjekte rational werden bzw. wie Rationalität und Männlichkeit sich miteinander verschränken. Aufklärung setzt im Verständnis von Adorno und Horkheimer nicht erst mit Immanuel Kant und der historischen Epoche der Aufklärung ein, sondern beginnt mit der europäischen Zivilisationsgeschichte (Jay 1981: 303f). Demzufolge hätte es schon in animistischen Kulturen Aufklärerisches gegeben. Die Aufklärung selbst wird als Prozess begriffen, der beständig fortschreitet – in Zeiten des Faschismus und Spätkapitalismus jedoch nicht zum Besseren. Vernunft ist Adorno und Horkheimer zufolge eng verknüpft mit Naturbeherrschung und vergleichbar mit patriarchalen Strukturen:

„Die glückliche Ehe zwischen dem menschlichen Verstand und der Natur der Dinge [...] ist patriarchal: der Verstand, der den Aberglauben besiegt, soll über die entzauberte Natur gebieten. [...] Was die Menschen von der Natur lernen wollen, ist, sie anzuwenden, um sie und die Menschen vollends zu beherrschen. Nichts anderes gilt. Rücksichtslos gegen sich selbst hat die Aufklärung noch den letzten Rest ihres eigenen Selbstbewusstseins ausgebrannt.“ (Horkheimer/Adorno 1988: 10)

Wissenschaft und Rationalität hat sich Horkheimer und Adorno zufolge aus dem Wunsch nach Naturbeherrschung entwickelt, das Ziel ist nicht Erkenntnis – wie die Aufklärung versprach – sondern die bestmöglich eingerichtete Beherrschung der inneren wie äußeren Natur und anderer Menschen. Vernunft entwickelte sich also historisch aus einem Gegensatz zur Natur, wobei zunehmend auch die innere Natur der Kontrolle unterlag (vgl. Benjamin 1983). Aufklärung wird an dieser Stelle negativ verstanden als „[...] totalitär wie nur irgendein System“ (Horkheimer/Adorno 1988: 31), da sie suggeriert, die Welt quasi-mathematisch erfassen zu können und so „[...] der Prozeß für sie von vornherein entschieden ist“ (ebd.: 31). Mit dem klassifizierenden, rationalen und logischen Denken schlägt die Aufklärung in den Mythos zurück, da die Aufklärung sich selbst und ihre Maßstäbe als absolute Instanz setzt. Selbst dasjenige, was eigentlich nicht

in der Vernunft aufginge: „[...] Unauflöslichkeit und Irrationalität, wird von mathematischen Theoremen umstellt“ (ebd.: 31)⁵. Überschreitendes Denken ist im Umkehrschluss angstbesetzt und tabuisiert, da die mythische Angst vor der Natur, welche die Naturbeherrschung erst in Gang brachte, sich jetzt auf all das richtet, was in der Rationalität nicht aufgeht (ebd.: 22), z. B. auf körperliche Sinnlichkeit, Krankheit, Lust und Triebe. Adorno und Horkheimer sehen diese Logik gesellschaftlich verwirklicht im Kapitalismus: Sowohl im bürgerlichen Recht als auch im Warentausch kämen Gleichungen und die Herrschaft des Äquivalents zum Tragen (ebd.: 13). Auch Regina Becker-Schmidt bringt dieses identitätslogische Denken in Zusammenhang mit der kapitalistischen Warentauschgesellschaft und mit Gewalt, Abweichungen von der absolut gesetzten Wirklichkeitsebene würden gesellschaftlich sanktioniert oder gar liquidiert (Becker-Schmidt 1991: 61). Da das rationale Denken mit dem Kapitalismus allen zugänglich wurde, enthält es jedoch auch ein positives Moment: Auch die Beherrschten können es sich zu eigen machen. „So setzt sich in der Herrschaft das Moment der Rationalität als ein von ihr auch verschiedenes durch.“ (Horkheimer/Adorno 1988: 44). Wie sich über Naturbeherrschung die Erlangung von Vernunft im männlichen Subjekt vollzieht, soll im Folgenden näher ausgeführt werden. Dazu wird erneut auf das Odysseus-Kapitel Bezug genommen. Die Vernunft bei Odysseus manifestiert sich zunächst in der List. Der listige Abenteurer weiß um die Ansprüche der Naturgewalten und versucht sie zu erfüllen, während er sie gleichzeitig umgeht: Er fährt hörend, aber gefesselt an den Sirenen vorbei, einige seiner Gefährten fallen Szylla zum Opfer, durch Entsagung gewinnt er das, was Kirke allen anderen trugvoll verspricht. Am deutlichsten wird die odysseische List und ihre Verwandlung in Ratio jedoch in der Begegnung mit Polyphem. Der Kyklop repräsentiert das Zeitalter der Jäger und Hirten, die in einer patriarchalen Gesellschaft noch ohne Arbeitsteilung und Warentausch von der Fülle der Natur leben (ebd.: 71f). Der Bürger Odysseus, der auf einer höheren Kulturstufe steht, „[...] schmiegt dem Vertrauen Polyphems sich ein und damit dem von ihm vertretenen Beuterecht aufs Menschenfleisch nach jenem Schema der List, das mit der Erfüllung der Satzung diese sprengt“

⁵ Dasjenige, was im Begriff nicht aufgeht, wird später von Adorno als das „Nichtidentische“ (Adorno 2003: 17) bezeichnet.

(ebd.: 74). Mit dem Gastgeschenk Wein betrügt Oysseus den Kyklopen, indem er ihn betrunken macht und ihm dann sein Auge ausbrennt. Einige der Gefährten werden zwar vom Menschenfresser Polyphem gefressen, doch schließlich können Odysseus und einige andere, an die Bäuche der Schafe gebunden, aus der Höhle fliehen. Die anderen Kyklopen kommen Polyphem nur deshalb nicht zu Hilfe, weil Odysseus sich als Udeis – also als Niemand – ausgegeben hat. In dieser Episode wird im doppelten Betrug Polyphems die Vorherrschaft durch das bürgerliche, männliche, starre Subjekt deutlich. Adorno und Horkheimer sehen hier rationale Mimesis am Werk:

„Die Ratio, welche die Mimesis verdrängt, ist nicht bloß deren Gegenteil. Sie ist selber Mimesis: die ans Tote. Der subjektive Geist, der die Beseelung der Natur auflöst, bewältigt die entseelte nur, indem er ihre Starrheit imitiert und als animistisch sich selber auflöst. [...] Das Schema der odysseischen List ist Naturbeherrschung durch solche Angleichung.“
(Ebd.: 64)

Mimesis bedeutet hier Angleichung. Odysseus siegt über Polyphem, indem er sich mit dem Gastgeschenk Wein des gerecht-ungerechten Tauschs bedient. Dann wendet er dieselbe Gewalt an, die der Gegner der vorherigen Kulturstufe repräsentiert, und gleicht sich ihm so an. Schließlich verleugnet er sich selbst, indem er sich 'Niemand' nennt, und rettet sich auf diese Weise. Hierin zeigt sich die moderne Rationalität und ihre Verschlingung mit Naturherrschaft:

„Er bekennt sich zu sich selbst, indem er sich als Niemand verleugnet, er rettet sein Leben, indem er sich verschwinden macht. Solche Anpassung ans Tote durch die Sprache enthält das Schema der modernen Mathematik.“ (Ebd.: 68)

Odysseus verleugnet seine Natur und gleicht sich zugleich der gewalttätigen Natur an. Rationalität zeichnet sich aus durch ihre mathematische Verfahrensweise, Starrheit und die Verleugnung innerer wie äußerer Natur – ihre mimetische Angleichung ans Tote. Die Selbstverleugnung der Natur im Menschen hängt zusammen mit der Opferbereitschaft und der Triebbeherrschung, die sich männliche Subjekte zur Erlangung von Herrschaft selbst auferlegen. Dazu führen Horkheimer und Adorno aus:

„Eben diese Verleugnung, der Kern aller zivilisatorischen Rationalität, ist die Zelle der fortwuchernden mythischen Irrationalität: mit der Verleugnung der Natur im Menschen wird nicht bloß das Telos der auswendigen Naturbeherrschung sondern das Telos des eigenen Lebens verwirrt und undurchsichtig“ (Ebd.: 61)

Dadurch, dass Rationalität nicht mehr über sich selbst reflektieren kann, gerät sie in einen mythischen, irrationalen Bann. Als das Telos des Lebens erscheint – durch die Rationalität und die ihr inhärente Naturverleugnung – am Ende nur noch die Selbsterhaltung. Wie oben dargestellt, ist die Selbsterhaltung in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft scheinbar ursprünglich mit dem Erbringen von Opfern und somit der Negation eigener Wünsche verknüpft. Zum Komplex Naturverleugnung – Selbsterhaltung – Zweckrationalität schreiben Horkheimer und Adorno:

„In dem Augenblick, in dem der Mensch das Bewußtsein seiner selbst als Natur sich abschneidet, werden alle die Zwecke, für die er sich am Leben erhält, der gesellschaftliche Fortschritt, die Steigerung aller materiellen und geistigen Kräfte, ja Bewußtsein selber, nichtig, und die Inthronisierung des Mittels als Zweck, die im späten Kapitalismus den Charakter des offenen Wahnsinns annimmt, ist schon in der Urgeschichte der Subjektivität wahrnehmbar.“ (Ebd.: 61f)

Die „Inthronisierung des Mittels als Zweck“ (ebd.: 62) setzt Selbsterhaltung und damit einhergehend Rationalität und Herrschaft als absolute Wirklichkeiten, die für die herrschende Männlichkeit zentral sind. Scheinbar gibt es gar keinen anderen Ausweg, als die eigene Natur zu verleugnen, eigene Wünsche zu negieren und damit Opfer zu bringen und Herrschaft über andere auszuüben. Im Kapitalismus bekommt dieses Selbstverhältnis seine gesellschaftliche Form: Adorno und Horkheimer beschreiben, dass die vollends durchgesetzte Rationalität mit ihrer logischen Gliederung des Denkens aus der Arbeitsteilung entspringt, die wiederum der Selbsterhaltung der ganzen Gesellschaft dient. Die Arbeitsteilung selbst aber gründet auf Herrschaft, und so erscheint, da die Selbsterhaltung der Gesellschaft absolut gesetzt ist, die Herrschaft als vernünftig (ebd.: 28). Die männliche Rationalität und ihre Folgen setzen sich also auch auf gesamtgesellschaftlicher Ebene fort.

Rationalität setzt nicht nur sich selbst als Absolutes, sondern spaltet Natur sowie bestimmte Eigenschaften und Praxen von sich ab⁶ und konstituiert so eine Reihe von Dichotomien. Die Entgegensetzung von rationaler Männlichkeit und innerer Natur sowie damit verbunden die Gleichsetzung von Weiblichkeit mit Natur und die Abwertung eben dieser ist somit eine Folge bürgerlich-kapitalistischer Denk- und Handlungsweisen. Andrea Maihofer macht damit zusammenhängend folgende gesellschaftlich konstruierten Gegenüberstellungen in der Analyse Adornos und Horkheimers aus: „Mann-Frau, Subjekt-Objekt, Kultur-Natur, Herrschaft-Unterwerfung, [...] Geist-Körper, Rationalität-Irrationalität, Norm-Abweichung, universal-partikular, abstrakt-konkret, aktiv-passiv, oben-unten, trocken-feucht, geschlossen-offen“ (Maihofer 1995: 115). Diese Dichotomien durchziehen durchgängig das rationale Denken und schlagen somit auch wieder auf die Gesellschaft zurück. Ein Hinweis auf die Verankerung dieser Dichotomien im rationalen Denken findet sich in dem Aufsatz Adornos *Zu Subjekt und Objekt* (Adorno 1977). Darin beschreibt er die Trennung zwischen Subjekt und Objekt als eine real und zwangvoll gewordene, welche die wechselseitige Vermittlung zwischen Subjekt und Objekt verkennt. Die Philosophie bestimmte das Subjekt als autonom, und mit dem Kant'schen Transzendentalsubjekt abstrahierte sie von den Erfahrungen lebendiger Menschen. Adorno setzt dem entgegen, dass das Subjekt immer auch Objekt sei. Das Objekt hingegen würde zwar vom Subjekt als solches bestimmt, sei aber auch immer selbst schon Anderes. Adorno schreibt deshalb vom „Vorrang des Objekts“ (ebd.: 746). Rosemarie Ortner hält in diesem Zusammenhang fest: „Darin liegt die materialistische Wende von Dialektik: Der Geist ist nicht das Andere des Körpers, sein Vorrang gegenüber dem Körper ist falsch, wenn subjektiver Geist zugleich immanent somatisch ist.“ (Ortner 2006: 45).

Wie schon in der Gegenüberstellung der Begriffe deutlich wird, ist bürgerliche Rationalität eng verknüpft mit dem Patriarchat. Die direkte Unterwerfung von Frauen und die Unterwerfung durch patriarchale Strukturen wird bei Horkheimer und Adorno m. E. durchaus als zentrales Moment männlicher Subjektivierung

6 Roswitha Scholz (1999, 2004, 2011) hat einen ähnlichen Ansatz, den sie unter dem Begriff 'Wertabspaltungstheorie' entfaltet.

reflektiert⁷. Schon in der Begegnung mit Kirke wird deutlich, dass zur männlichen Herrschaft die (sexuelle) Unterwerfung von Frauen gehört. Auch Kirke unterwirft sich und ihre Sexualität am Ende der patriarchalen Gesellschaft. Aber auch die Unterstützung der patriarchalen Herrschaft durch Frauen kommt zur Sprache: Mit der Verwandlung der Männer in Schweine wiederholt Kirke die patriarchale Unterdrückung weiblicher Sexualität.

„Es ist, als wiederhole die zaubernde Hetäre in dem Ritual, dem sie die Männer unterwirft, nochmals jenes, dem die patriarchale Gesellschaft sie selber immer aufs neue unterwirft. Gleich ihr sind unterm Druck der Zivilisation Frauen vorab geneigt, das zivilisatorische Urteil über die Frau sich zu eigen zu machen und den Sexus zu diffamieren.“ (Horkheimer/Adorno 1988: 79)

Auch mit ihren Voraussagen zur weiteren Reise Odysseus' macht sie sich zur Komplizin patriarchaler Herrschaft, da diese „[...] am Ende doch wieder nur der männlichen Selbsterhaltung zugute“ (ebd.: 81) kämen. Deutlich wird die patriarchale Unterwerfung der Frauen in der bürgerlichen Gesellschaft auch im Verhältnis Odysseus–Penelope. Adorno und Horkheimer bezeichnen die Ehe als den „[...] mittlere[n] Weg der Gesellschaft, damit sich abzufinden: die Frau bleibt die Ohnmächtige, indem ihr die Macht nur vermittelt durch den Mann zufällt“ (ebd.: 79). Penelope vertritt den Besitz Odysseus', während dieser abwesend ist, und hält auch den zahlreichen Freiern stand, die seinen Platz einnehmen wollen. Die Ehe ist somit in bürgerlich-rationaler Art und Weise fest verbunden mit Besitz und Eigentum, und auch Penelope darf auf keinen Fall emotionale Regungen zeigen und hat ihren Anspruch auf Lust mit dem Erlangen von Besitz aufgegeben (ebd.: 81f). Sie selbst macht sich dem „männlichen Charakter“ (ebd.: 81) gleich: ihr Sohn wirft ihr Starrsinn und Härte vor, als sie Odysseus nicht erkennt. Die Verbindung von sexueller Unterdrückung und patriarchal-bürgerlichen Besitzverhältnissen zeigt sich schließlich in dem Test, den sie initiiert:

⁷ Diese Interpretation ist in der feministischen Wissenschaft zu Horkheimer und Adorno stark umstritten. Zur Kritik des Androzentrismus und stereotyper Weiblichkeit bei Adorno und Horkheimer siehe Benjamin 1983, Schultz 1992 und Becker-Schmidt 1991.

„Der Test, dem sie den Heimkehrenden unterzieht, hat zum Inhalt die unverrückbare Stellung des Ehebetts, das der Gatte in seiner Jugend um einen Ölbaum zimmerte, Symbol der Einheit von Geschlecht und Besitz.“
(Ebd.: 82)

Für Adorno und Horkheimer scheint in der patriarchalen Ehe auch ein utopisches Moment auf – das des gemeinsamen, solidarischen Alterns (ebd.: 82f). Die Thematisierung von patriarchaler Unterdrückung, männlicher Herrschaft und Aneignung männlicher Eigenschaften durch Frauen nimmt jedoch einen größeren Raum ein, da das utopische Moment in der kapitalistischen Gesellschaft nicht verwirklicht werden kann. In Verbindung mit den obigen Ausführungen wird deutlich, wie sich patriarchale Unterdrückung über Triebbeherrschung, Verleugnung von Natur und Rationalität vermittelt: Über die Herstellung von Männlichkeit durch Selbstbeherrschung der eigenen Natur und die Beherrschung der äußeren Natur durch bürgerlich-kapitalistische Rationalität erfährt Natur insgesamt eine Abwertung. Da Natur mit Weiblichkeit identifiziert wird, ergibt sich mit der Beherrschung von Frauen eine weitere Spielart der Naturbeherrschung. Diese wird mit der bürgerlichen Ehe in eine kapitalistisch-rationale Form gegossen. An mehreren Stellen klingt zuvor schon an, dass die kapitalistischen Produktionsverhältnisse bei Adorno und Horkheimer eine wichtige Rolle bei der Herstellung von Männlichkeit spielen. Dies wird im folgenden Abschnitt weiter ausgeführt. Da Kapitalismus bei ihnen als Gewalt- und Herrschaftsverhältnis analysiert wird, liegt ein Fokus außerdem auf der Verbindung von Männlichkeit mit Gewalt.

4. Kapitalismus und Männlichkeit

Zunächst soll hier der Zusammenhang von Naturbeherrschung und Kapitalismus knapp rekapituliert werden. Anschließend wird die proletarische Männlichkeit mit der bürgerlichen Männlichkeit kontrastiert. Adorno und Horkheimer machen ihre Marx-Bezüge zwar nicht explizit, verwenden aber u. a. den Marx'schen Klassenbegriff.

„In der Klassengeschichte schloß die Feindschaft des Selbst gegens Opfer ein Opfer des Selbst ein, weil sie mit der Verleugnung der Natur im Menschen bezahlt ward um der Herrschaft über die außermenschliche Natur und über andere Menschen willen.“ (Horkheimer/Adorno 1988: 61)

Der Fokus ist bei Horkheimer und Adorno jedoch ein wenig anders als bei Marx. Bei ihnen liegt er auf der Verdinglichung der Subjekte im Kapitalismus (Becker-Schmidt 1991: 62). Die Warentauschgesellschaft erscheint den Lohnabhängigen und auch den Herrschenden als notwendige, da sie der Selbsterhaltung dient. Wie oben ausgeführt, ist die Selbsterhaltung jedoch mit Naturbeherrschung und -verleugnung verbunden. Die Subjekte im Kapitalismus wiederholen in ihren Handlungen die Mechanismen des Warentausches, indem sie sich einander gleichsetzen. Dabei geht das, was nicht im Gleichsetzen aufgeht, unter oder wird unterdrückt. Rationalität ist mit ihrer logischen, klassifizierenden und mathematischen Vorgehensweise die passende Denkform zur Gesellschaftsstruktur. Sowohl die Herrschenden als auch die Beherrschten sind in ihrer Erfahrung und ihrem Denken durch die kapitalistischen Produktionsverhältnisse beeinflusst und beschädigt:

„Die Vereinheitlichung der intellektuellen Funktion, kraft welcher die Herrschaft über die Sinne sich vollzieht, die Resignation des Denkens zur Herstellung von Einstimmigkeit, bedeutet Verarmung des Denkens so gut wie der [sinnlichen] Erfahrung; die Trennung beider Bereiche läßt beide als beschädigte zurück. [...] Je komplizierter und feiner die gesellschaftliche, ökonomische und wissenschaftliche Apparatur, auf deren Bedienung das Produktionssystem den Leib längst abgestimmt hat, um so verärmerter die Erlebnisse, deren er fähig ist.“ (Horkheimer/Adorno 1988: 42f)

Auf der Seite der Herrschenden wird der Bereich der sinnlichen Erfahrung abgespalten, während auf der Seite der Lohnabhängigen die kapitalistische Produktionsweise die Körper – nach Adorno und Horkheimer – so zurechtet, dass auch sie einer sinnlichen Erfahrung nicht mehr zugänglich sind. Im Folgenden werde ich genauer auf die proletarische Männlichkeit eingehen, wie sie in der Dialektik der Aufklärung thematisiert wird. Odysseus schreibt seinen Gefährten vor, wie sie sich in der Begegnung mit den Sirenen zu verhalten haben. Er verstopft ihnen die Ohren mit Wachs, sie dürfen ihn nicht losbinden

und „[...] müssen nach Leibeskräften rudern“ (ebd.: 40). Die Ruderer werden zwar nicht explizit noch einmal als männliche benannt, sie können aber aufgrund der Betonung ihrer körperlichen Arbeitskraft, und da sie sich aus den männlichen Gefährten Odysseus rekrutieren, als vorwiegend männliche Arbeiter vorgestellt werden. Adorno und Horkheimer führen im Anschluss aus, wie sie diese Episode in den kapitalistischen Produktionsverhältnissen einordnen:

„Wer bestehen will, darf nicht auf die Lockung des Unwiederbringlichen hören, und er vermag es nur, indem er sie nicht zu hören vermag. Dafür hat die Gesellschaft stets gesorgt. Frisch und konzentriert müssen die Arbeitenden nach vorwärts blicken und liegenlassen, was zur Seite liegt. Den Trieb, der zur Ablenkung drängt, müssen sie verbissen in zusätzliche Anstrengung sublimieren. So werden sie praktisch.“ (Ebd.: 40)

Die Arbeiter verspüren die Lockung und das Lustversprechen gar nicht erst – im Gegensatz zum männlichen Bürger. Wie die Gesellschaft dafür stets gesorgt hat, bleibt an dieser Stelle unklar. Denkbar ist eine Überdeckung dieses Lustversprechens durch die Produktionen der Kulturindustrie, von der der Kapitalismus begleitet ist⁸. Adorno und Horkheimer weisen allerdings in eine andere Richtung:

„Die Ruderer, die nicht zueinander sprechen können, sind einer wie der andere im gleichen Takte eingespannt wie der moderne Arbeiter in der Fabrik, im Kino und im Kollektiv. Die konkreten Arbeitsbedingungen in der Gesellschaft erzwingen den Konformismus und nicht die bewußten Beeinflussungen, welche zusätzlich die unterdrückten Menschen dumm machten und von der Wahrheit abzögen.“ (Ebd.: 43)

Sie machen also an dieser Stelle die Arbeitsbedingungen im Kapitalismus und nicht in erster Linie die Kulturindustrie dafür verantwortlich, dass die Arbeiter gar nicht mehr von ihren Wünschen und dem Lustversprechen wissen. Die Anpassung an die Maschinen und den Rhythmus des Arbeitstages macht die Abschweifung undenkbar. Das korrespondiert mit der Verunmöglichung der

⁸ Es sei verwiesen auf das Kapitel 'Kulturindustrie, Aufklärung als Massenbetrug' (Horkheimer/Adorno 1988: 128ff).

sinnlichen Erfahrung im Spätkapitalismus: Auch über die körperliche Erfahrung ist den Arbeitenden durch den Einfluss des kapitalistischen Produktionssystems die Erkenntnis verstellt⁹. Wenn die Triebhaftigkeit des Menschen doch einmal an die Oberfläche drängt, kann der Trieb nur in zusätzliche körperliche oder geistige Arbeitsanstrengung transformiert werden. Adorno und Horkheimer halten fest, dass „[...] die Gefährten bei aller Nähe zu den Dingen die Arbeit nicht genießen können, weil sie sich unter Zwang, verzweifelt, bei gewaltsam verschlossenen Sinnen vollzieht“ (ebd.: 41f).

Die proletarische Männlichkeit wird jedoch nicht nur unterdrückt, sie arbeitet auch an dem Fortbestehen ihrer Unterdrückung mit. Durch den Zwang zur Selbsterhaltung erscheint ihnen eine Bedrohung der kapitalistisch-herrschaftlich eingerichteten Gesellschaft und Ordnung als eine Bedrohung ihres eigenen Lebens:

„[...] die Gefährten, die selbst nicht hören, wissen nur von der Gefahr des Lieds, nicht von seiner Schönheit, und lassen ihn am Mast, um ihn und sich zu retten. Sie reproduzieren das Leben des Unterdrückers in eins mit dem eigenen, und jener vermag nicht mehr aus seiner gesellschaftlichen Rolle herauszutreten.“ (Ebd.: 40f)

An dieser Stelle lässt sich herauslesen, dass die unterdrückte proletarische Männlichkeit die herrschaftlich-bürgerliche Männlichkeit, ihre Starrheit und Naturverleugnung nachbildet und so reproduziert. Die Unterstützung der herrschaftlichen Männlichkeit durch die proletarischen Männer bindet die erstere – da die Gesellschaft so und nicht anders zu funktionieren scheint – erneut an ihre Funktionsweise. Odysseus als herrschender Mann schafft es über Selbstbeherrschung, den Sirenen und ihrer Lockung zu widerstehen. In dieser Selbstbeherrschung liegt die Beherrschung der inneren und äußeren Natur.

⁹ Regina Becker-Schmidt (1991: 62) kritisiert Horkheimer und Adorno, weil aus ihrer Sicht in der Reproduktionssphäre die Möglichkeit der Aktivierung von Fähigkeiten besteht, die in der Produktionssphäre unterdrückt werden. Ich teile diese Kritik nicht, da Erstere beschreiben, wie umfassend die Verdinglichung der Individuen im Kapitalismus sich vollzieht. Die Beschädigung der Subjekte durch den Kapitalismus können diese in ihrer arbeitsfreien Zeit nicht rückgängig machen, das Potential der Menschen scheint meiner Einschätzung nach nur in wenigen Momenten der freien Zeit auf.

Gleichzeitig verschiebt die bürgerliche Männlichkeit das Lustversprechen in die Kunst:

„Die Bande, mit denen er sich unwiderruflich an die Praxis gefesselt hat, halten zugleich die Sirenen aus der Praxis fern: ihre Lockung wird zum bloßen Gegenstand der Kontemplation neutralisiert, zur Kunst. Der Gefesselte wohnt einem Konzert bei, reglos lauschend wie später der Konzertbesucher, und sein begeisterter Ruf nach Befreiung verhallt schon im Applaus.“ (Ebd.: 41)

Anders als die proletarischen Männer weiß der bürgerliche Mann, dass es noch mehr geben muss als die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft. Der Wunsch nach Befreiung wird dabei in den Kunstgenuss verlagert und verliert dadurch sein kritisches, gesellschaftsüberwindendes Wesen. Der Konsum von Kunst gehört zur bürgerlichen Männlichkeit dazu, weil sie so das Wissen um die Potentiale der Menschheit besänftigen kann, ohne die Gesellschaft in ihrer jetzigen Ordnung zu gefährden. Durch den Kunstgenuss kann sie sich außerdem noch einmal gegenüber der proletarischen Männlichkeit abgrenzen und so ihren Herrschaftsanspruch festigen. Adorno und Horkheimer schreiben, dass das „[...] Ausgenommensein von Arbeit [...] auch Verstümmelung“ (ebd.: 41) bedeutet: „Die Oberen erfahren das Dasein, mit dem sie nicht mehr umzugehen brauchen, nur noch als Substrat und erstarren ganz zum kommandierenden Selbst.“ (Ebd.: 41)

Über sein Ausgenommensein von Lohnarbeit bekommt der bürgerliche Mann ein instrumentelles Verhältnis zur Arbeit und den Lohnabhängigen. Die Tätigkeit als Kommandierender schlägt auf die Persönlichkeit zurück und verfestigt noch einmal das Selbst, das sich auch schon in seiner Herstellung und von der inneren Struktur her zum herrschenden Selbst gemacht hat. Es gibt keine Möglichkeit, die Welt direkt und ohne Instanz dazwischen sinnlich zu erfahren. Der Arbeiter wird zwischen das Selbst und die Ware eingeschoben. Wegen der fehlenden Selbsttätigkeit in der Produktion macht sich der herrschende Mann der Ware, dem toten Ding gleich (ebd.: 41). Auch das rationale Denken steht in besonderem Verhältnis zur herrschaftlichen Tätigkeit:

„In der Beschränkung des Denkens auf Organisation und Verwaltung, von den Oberen seit dem schlaun Odysseus bis zu den naiven Generaldirektoren eingeübt, ist die Beschränktheit mitgesetzt, welche die Großen befällt sobald es nicht bloß um die Manipulation der Kleinen geht. Der Geist wird in der Tat zum Apparat der Herrschaft und Selbstbeherrschung, als den ihn die Philosophie seit je verkannte.“ (Ebd.: 42)

Das Denken beschränkt sich auf bestimmte Tätigkeiten und ist nicht mehr zum Überschreiten der Grenzen der herrschaftlich eingerichteten Gesellschaft fähig. Die Potentiale des Denkens werden so beschnitten und das rationale Denken tatsächlich zum unterstützenden Element der Herrschaft. Adorno und Horkheimer halten hier fest, dass es so nicht bleiben muss, aber dass sich derzeit kapitalistische Produktionsweise, männlich-bürgerliche Herrschaft und rationales Denken gegenseitig stützen und bedingen.

Ein weiteres Moment männlicher kapitalistischer Vergesellschaftung ist das Negieren von Kollektivität und gegenseitiger Abhängigkeit. Adorno und Horkheimer zeichnen Odysseus deshalb auch als „homo oeconomicus“¹⁰ (ebd.: 69), der abgetrennt vom Kollektiv sein Interesse verfolgt:

„Die beiden prototypischen Schiffbrüchigen [Odysseus und Robinson] machen aus ihrer Schwäche – der des Individuums selber, das von der Kollektivität sich scheidet – ihre gesellschaftliche Stärke. Dem Zufall des Wellengangs ausgeliefert, hilflos isoliert, diktiert ihnen ihre Isoliertheit die rücksichtslose Verfolgung des atomistischen Interesses.“ (Ebd.)

Odysseus und mit ihm der bürgerliche Mann kann scheinbar gar nicht anders, als sein Interesse abgetrennt von den anderen zu verfolgen. Die gesellschaftlich gemachte Realität erscheint als notwendige, in der Odyssee gar als Naturgewalt. Das Selbst hat sich so sehr von anderen Menschen isoliert, dass nicht isoliertes gesellschaftliches Handeln gar nicht mehr denkbar erscheint und die gegenseitige Abhängigkeit in Vergessenheit gerät. Auch der Unternehmer bringt scheinbar nur sich selbst und den eigenen Fleiß in den kapitalistischen Markt ein. In Wirklichkeit beruht sein Erfolg jedoch immer auf der Mehrarbeit der ihm

¹⁰ Zum männlichen Gehalt des Konzepts „homo oeconomicus“ siehe Rosemarie Ortner, 2006.

Untergebenen (ebd.). Horkheimer und Adorno schreiben, dass deshalb zur „[...] universalen Vergesellschaftung [...] ursprünglich schon die absolute Einsamkeit, die am Ende der bürgerlichen Ära offenbar wird“ (ebd.) dazugehört.

Zur Herstellung der bürgerlichen Männlichkeit gehört auch eine spezifische Betätigung in der Freizeit. Neben dem oben angesprochenen Kunstgenuss ist es das Hobby, durch das sich der Bürger vom Arbeiter abgrenzt. Odysseus hat sein und Penelopes Ehebett selbst gezimmert. Das interpretieren Horkheimer und Adorno folgendermaßen:

„[...] als prototypischer Bürger hat er in seiner Smartheit ein hobby. Es besteht in der Wiederholung handwerklicher Arbeit, von der er im Rahmen der differenzierten Eigentumsverhältnisse notwendig längst ausgenommen ist. Er erfreut sich ihrer, weil die Freiheit, das ihm Überflüssige zu tun, ihm die Verfügungsgewalt über jene bestätigt, die solche Arbeiten verrichten müssen, wenn sie leben wollen.“ (Ebd.: 82)

Die Möglichkeit, sich ein Hobby zu wählen, von dem man nicht ökonomisch abhängig ist, steht in erster Linie dem herrschenden bürgerlichen Mann offen. Mit dieser Tätigkeit versichert er sich nochmals, dass er einerseits selbst der handwerklichen Arbeit fähig ist, die seine Untergebenen zum Überleben ausführen müssen, und hat andererseits Freude daran, weil er nicht gezwungen ist, diese Arbeit zu tun. Damit legitimiert der bürgerliche Mann sich selbst und anderen gegenüber die Herrschaft über andere Männer. Der bürgerliche Mann ist nicht nur selbst nicht gezwungen, körperliche Arbeit zu verrichten, sondern benötigt darüber hinaus keine übermäßige Körperkraft mehr. Stattdessen übt er sich und seine Selbstbeherrschung im Sport:

„Der Träger des Geistes, der Befehlende, als welcher der listige Odysseus fast stets vorgestellt wird, ist trotz aller Berichte über seine Heldentaten jedenfalls physisch schwächer als die Gewalten der Vorzeit, mit denen er ums Leben zu ringen hat. Die Gelegenheiten, bei denen die nackte Körperstärke des Abenteurers gefeiert wird, der von den Freiern protegierte Faustkampf mit dem Bettler Iros und das Spannen des Bogens, sind sportlicher Art. Selbsterhaltung und Körperstärke sind auseinandergetreten: die athletischen Fähigkeiten des Odysseus sind die des gentleman,

der, praktischer Sorgen bar, herrschaftlich-beherrscht trainieren kann.“
(Ebd.: 63f)

Die Naturbeherrschung und Beherrschung anderer Menschen erfolgt in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft nicht mehr in erster Linie über direkte körperliche Gewalt, sondern über die rationale Vernunft. Die herrschende Männlichkeit ist deshalb nicht auf körperliche Überlegenheit angewiesen, sondern kann auf die Überlegenheit des Geistes pochen, und darauf, dass die Welt, so wie sie ist, rational eingerichtet ist. Körperliche Gewalt wird über den Sport rationalisiert: Dort kann die bürgerliche Männlichkeit die Selbstbeherrschung auch körperlich einüben und den eigenen Körper beherrschen lernen. Im Sport kann nicht nur der Sieg über den Gegner im Wettbewerb, sondern auch der Sieg über den eigenen Körper errungen und wiederholt werden: „Sich an die Brust zu schlagen ist später zur Geste des Triumphs geworden: der Sieger drückt aus, daß sein Sieg stets einer über die eigene Natur ist.“ (Ebd.: 54, Fußnote 5)

Zwar benötigt die bürgerliche Männlichkeit keine direkte körperliche Gewalt mehr zur Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft. Aus einem anderen Blickwinkel ist jedoch die aufgeklärte bürgerliche Männlichkeit im Kapitalismus insgesamt gewaltförmig strukturiert: Sie übt Gewalt über sich selbst aus, indem sie die eigene Natur beherrscht und Wünsche unterdrückt. Sie tut dem Denken Gewalt an, indem sie es rational organisiert und das Inkommensurable abschneidet. Sie übt Herrschaft über Frauen und andere Männer aus und richtet diese Herrschaft so ein, dass sie Bestand hat.

5. Kritische Theorie und kritische Männlichkeitsforschung – Grenzen und Potenziale

Wie zu Beginn schon dargelegt wurde, bleibt die innerpsychische und gesellschaftliche Vermittlung von Männlichkeit in den konkreten Individuen in den bekannten Männlichkeitstheorien häufig unbetrachtet. Mit der Theorie von Adorno und Horkheimer kann diese Leerstelle ergänzt werden um die Faktoren Trieb-, Natur- und Selbstbeherrschung und deren innerpsychischen und gesellschaftlichen Auswirkungen. Auch das Verhältnis Rationalität und

Männlichkeit wird verständlicher, wenn man den Text der beiden Autoren hinzuzieht. Zudem wird klarer, wie die kapitalistische Produktionsweise mit einer spezifischen Form von Männlichkeit verknüpft ist. Neben den benannten Ergänzungen zur bisherigen Männlichkeitsforschung hat die Analyse jedoch Grenzen in bestimmten Bereichen. Adorno und Horkheimer konzipieren die Herrschaft gegenüber sich selbst und anderen im Gegensatz zu anderen Männlichkeitstheorien eher statisch und starr. Dynamiken und Widerstandsbewegungen finden keine Berücksichtigung. Erklären lässt sich dieser Umstand jedoch mit dem spezifisch historischen Standort der Analyse Horkheimers und Adornos. Gleichzeitig betonen Horkheimer und Adorno neben dem Herrschaftsaspekt die Deformierung sowohl der bürgerlich-herrschenden als auch der proletarischen männlichen Subjekte. Die Scheidelinie *race* taucht bei Adorno und Horkheimer, außer angedeutet an einer Stelle (siehe ebd.: 68), nicht als spezifisches Unterscheidungs- und Unterdrückungsmerkmal männlicher Herrschaft auf. Auch die Analyse der Unterdrückung schwuler Männlichkeiten durch die heterosexuelle hegemoniale Männlichkeit bleibt, wie schon Beer (1985) kritisierte, im untersuchten Text Horkheimers und Adornos aus. Sollten die Thesen der Kritischen Theorie zu Männlichkeit zur Anwendung in empirischen Untersuchungen kommen, bedürften sie zumindest in Hinblick auf *race* und Homosexualität einer Ergänzung. Die Einbettung dieser Theorie in empirische Untersuchungen von Männlichkeit hat bisher nicht stattgefunden. Einen Anknüpfungspunkt für die empirische Untersuchung der oben genannten Aspekte von Männlichkeit können die Studien zum autoritären Charakter (Adorno et al. 1950) bieten, in denen in qualitativen Fallstudien und mit quantitativen Methoden vor allem auch männliche Charaktere nachgezeichnet werden, ebenso wie Texte der Kritischen Theorie zu Empirie und Methodologie. Mit Rückgriff auf diese Studien ließe sich auch überprüfen, ob die veränderten Bedingungen im heutigen Kapitalismus ähnliche Auswirkungen auf männliche Subjektivierung haben, wie Horkheimer und Adorno sie aufzeichnen. Die erste Generation der Kritischen Theorie kann – trotz ihrer Begrenztheit in bestimmten Punkten – der kritischen Männlichkeitsforschung relevante Analyseaspekte und -instrumente hinzufügen. Der Fokus auf Trieb- und Selbstbeherrschung erhellt die innerpsychischen Prozesse bürgerlicher Männlichkeit, ohne darüber die gesellschaftlichen Ursprünge der Triebe zu vergessen. Gleichzeitig eröffnet die Betrachtung der Verknüpfung von Rationalität und Männlichkeit neue Perspekti-

ven auf eine rationale, körperlich nicht unbedingt gewalttätige Männlichkeit, die dennoch dominant und patriarchal ist. Nicht zuletzt mit dem ständigen Rückbezug auf die kapitalistische Gesellschaftsform wird deutlich, dass es sich bei der betrachteten männlichen Vergesellschaftung um eine historisch gewordene Form handelt, die klassenspezifisch ausgestaltet und potentiell veränderbar ist.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1977): Zu Subjekt und Objekt. In: Rolf Tiedemann (Hg.), *Gesammelte Schriften* Bd. 10.2. *Kulturkritik und Gesellschaft*, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, S. 741-758.
- Adorno, Theodor W. (2003): *Negative Dialektik. Jargon der Eigentlichkeit*, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag (1. Aufl. 1966).
- Adorno, Theodor W./Frenkel-Brunswick, Else/Levinson, Daniel J./Sanford, R. Nevitt (1950): *The Authoritarian Personality. Studies in Prejudice Series*, New York: Harper & Brothers.
- Becker-Schmidt, Regina (1991): Identitätslogik und Gewalt. Zum Verhältnis von Kritischer Theorie und Feminismus. In: Joachim Müller-Warden, Harald Welzer (Hg.), *Fragmente Kritischer Theorie*, Tübingen: Edition Diskord, S. 59–78.
- Beer, Ursula (1985): Das Zwangsjackett des bürgerlichen Selbst. Instrumentelle Vernunft und Triebverzicht. In: Christine Kulke (Hg.), *Rationalität und sinnliche Vernunft. Frauen in der patriarchalen Realität*, Pfaffenweiler: Centaurus, S. 16–29.
- Benjamin, Jessica (1983): Die Antinomien des patriarchalischen Denkens. Kritische Theorie und Psychoanalyse. In: Wolfgang Bonß, Axel Honneth (Hg.), *Sozialforschung als Kritik. Zum sozialwissenschaftlichen Potential der Kritischen Theorie*, Frankfurt am Main/New York: Suhrkamp Verlag, S. 426–455.
- Connell, Robert W. (2006): *Der gemachte Mann: Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (1. Aufl. 1999).
- Fromm, Erich (1932): Über Methode und Aufgaben einer analytischen Sozialpsychologie. In: *Zeitschrift für Sozialforschung* 1, S. 28-54.
- Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W. (1988): *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag (1. Aufl. 1947 Amsterdam: Querido Verlag N. V.).
- Jay, Martin (1981): *Dialektische Phantasie. Die Geschichte der Frankfurter Schule und des Instituts für Sozialforschung 1923-1950*, Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Maihofer, Andrea (1995): *Geschlecht als Existenzweise: Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz*, Frankfurt am Main: Ulrike Helmer Verlag.
- Marx, Karl/Engels, Friedrich (1962): *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*. In: Karl Marx, Friedrich Engels (Hg.), *MEW* Bd. 23, Berlin: Dietz Verlag.
- Ortner, Rosemarie (2006): *Der Homo Oeconomicus als Subjekt feministischer Bildung? Subjekt- und Ökonomiekritik in feministischen Bildungstheorien*, Köln: Papyrossa.

- Schmid Noerr, Gunzelin (1990): Das Eingedenken der Natur im Subjekt. Zur Dialektik von Vernunft und Natur in der kritischen Theorie Horkheimers, Adornos und Marcuses, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Scholz, Roswitha (1999): Wert und Geschlechterverhältnis, <http://www.exit-online.org/textanz1.php?tabelle=autoren&index=17&posnr=37&backtext1=text1.php> [2.9.2013].
- Scholz, Roswitha (2004): Die Theorie der geschlechtlichen Abspaltung und die Kritische Theorie Adornos. Gehalten auf dem Roberto-Schwarz-Symposium, Sao Paulo, <http://www.exit-online.org/textanz1.php?tabelle=schwerpunkte&index=3&posnr=156&backtext1=text1.php> [2.9.2013].
- Scholz, Roswitha (2011): Das Geschlecht des Kapitalismus. Feministische Theorien und die postmoderne Metamorphose des Patriarchats, Bad Honnef: Horlemann.
- Schultz, Irmgard (1992): Julie & Juliette und die Nachtseite der Geschichte Europas. Naturwissen, Aufklärung und pathetische Projektion in der „Dialektik der Aufklärung“ von Adorno und Horkheimer. In: Christine Kulke, Elvira Scheich (Hrsg.), Zwielficht der Vernunft. Die Dialektik der Aufklärung aus der Sicht der Frauen, Pfaffenweiler: Centaurus, S. 25–40.

II. Soziale Felder der Konstruktion von „Männlichkeit“

Saskia Klein

Väter und Elternzeit – Eine genderkritische Analyse von Entscheidungsfaktoren

1. Einleitung

Das „Erziehungsgeld“ wurde im Jahr 2007 vom „Elterngeld“ abgelöst. Ein wichtiges Ziel im Zuge dieser Umgestaltung war es, Väter mehr in die Kindererziehung und -betreuung mit einzubinden. Einige Jahre später steht weiterhin die Frage im Raum: Hat die familienpolitische Maßnahme das Potenzial, die in Deutschland vorherrschende traditionelle Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern aufzubrechen?

Nicht nur vom Familienministerium wird das Ergebnis in verschiedenen Evaluationen als überzeugend eingeschätzt. Teilweise wird das Elterngeld auch aus feministisch-kritischen Kreisen als Zugewinn im Hinblick auf die geschlechterspezifische Rollenverteilung gelobt, weil es mehr Väter dazu bringt, sich aktiv um ihren Nachwuchs zu kümmern. Ein kritischer Blick hinter die Fassade verrät jedoch: Es gibt zwar Fortschritte bei der Beteiligung von Vätern an der Familienarbeit, im Vergleich zu den Frauen lassen sich Männer aber weiterhin deutlich seltener und weniger umfangreich auf die „Babyzeit“ ein.

Die Aufteilung von Kinderbetreuung und -erziehung ist eine der bedeutendsten gesellschaftlichen Stellschrauben in der Geschlechterhierarchie. In Zeiten von Arbeitslosigkeit, Fachkräftemangel und Altersarmut ist es besonders wichtig, dass Männer *und* Frauen beruflich Fuß fassen können, ohne auf Familie verzichten zu müssen. Es ist von gesellschaftlicher Bedeutung, Kindern vorzuleben, dass auch Mütter unabhängig sein können und müssen. Dazu müssen Väter in die Reproduktions- und Fürsorgearbeit eingebunden werden

bzw. sein. Frauen, die Care-Arbeit leisten, ohne einer eigenen Erwerbstätigkeit nachzugehen, mit der sie ihren Lebensunterhalt sichern können, begeben sich in eine finanzielle Abhängigkeit. Sie können sich unter diesen Umständen beruflich nicht verwirklichen, was sich sowohl negativ auf die persönliche, als auch allgemein auf die Anerkennung von Frauen in der Gesellschaft sowie auf den Fachkräftebedarf in Deutschland auswirkt. Ein Verzicht auf entlohnte Arbeit zugunsten von Kinderbetreuung hat im Alter eine niedrige Rente und damit weitere Abhängigkeit oder sogar Armut zur Folge.

Väter stehen unter Druck, einerseits dem hegemonialen Männlichkeitsbild des Ernährers zu entsprechen und sich andererseits aktiv in ihre Familie einzubringen. Damit Gleichberechtigung erreicht werden kann, müssen alle Gendergruppen die Freiheit haben, sich jenseits tradierter Muster zu entwickeln.

Ich möchte in dieser Arbeit der Frage nachgehen, welche Möglichkeiten die Elternzeit bietet, Väter aktiv in die Kindererziehung und -betreuung einzubeziehen. Dazu wurden Interviews geführt, die sowohl Sichtweisen von Vätern, die in Elternzeit waren, als auch von Vätern, die keine Elternzeit genommen haben, beleuchten sollen. Was spricht aus (werdender) Vatersicht für und gegen die Inanspruchnahme von Elternzeit? Haben Väter überhaupt Interesse daran, Elternzeit zu nehmen? Sind strukturelle Bedingungen oder traditionelle Rollenverständnisse dafür verantwortlich, dass Väter die Elternzeit weniger und seltener nutzen?

Ich werde zunächst den der Forschung zugrunde liegenden Genderbegriff erläutern (1). Als Einführung in das Thema gebe ich zunächst einen Überblick über rechtliche und statistische Grundlagen zu Elterngeld und Elternzeit auf (2). Im nächsten Kapitel wird anhand der aktuellen wissenschaftlichen Debatte auf die spezifische Situation von Vätern in Bezug auf Kinderbetreuung eingegangen (3). Kapitel vier informiert kurz über meine methodologischen Vorüberlegungen und die von mir verwendete Erhebungsmethode (4). Das darauf folgende Kapitel widmet sich der Diskussion und Interpretation meiner empirischen Befunde (5). Abschließend werde ich meine Einschätzung des Nutzens von Elterngeld verdeutlichen und Handlungsszenarien entwerfen (6).

In dieser Arbeit sollen die Begriffe „Männer“ und „Väter“, aber auch „Frauen“

und „Mütter“ nicht für Gruppen stehen, über deren Einstellungen, Verhaltensweisen und Emotionen sowie Rollenvorstellungen und Geschlechterbilder allgemeingültige Aussagen getroffen werden können. Vielmehr erfolgt die Verwendung der Kategorien „männlich/weiblich“ bzw. „Väter/Mütter“ vor dem folgenden Hintergrund: Zum einen (re-)produziert unsere Gesellschaft Kategorien, auf denen die in dieser Arbeit untersuchten politischen Maßnahmen – die Elternzeit bzw. das Elterngeld – basieren. Zielgruppe der Elternzeitreform sind „Väter“. Zum anderen möchte ich mit der Abgrenzung und Verwendung der Begrifflichkeiten dem Umstand Rechnung tragen, dass auf Basis gesellschaftlich anerkannter Kategorien und einer daraus folgenden Sphärentrennung in öffentlich-männlich und privat-weiblich nach wie vor Ungleichheiten resultieren und begründet werden. Dazu gehören die Abwertung „weiblicher Arbeit“, die Arbeitsmarktsegregation sowie der Gender-Pay-Gap. Solange diese Chancenungleichheiten bestehen, müssen sie auch benannt werden.

Die Rolle des Familienernährers ist eng mit der Kategorie „Männlichkeit“ verbunden. Gleichzeitig wächst die gesellschaftliche Erwartung an Männer, sich aktiv mit ihrer Familie zu beschäftigen. Daraus entsteht ein geschlechtsspezifisches Spannungsfeld.

Ich kann auf Grundlage der durchgeführten Interviews beispielhaft einige Komponenten erläutern, die die Einstellung zur Elternzeit aus der Sicht verschiedener Väter prägen. An diesen Befunden setze ich an, um die Frage zu beantworten, warum Männer seltener und wenn, dann kürzer in Elternzeit gehen als Frauen.

2. Elternzeit und Elterngeld in der Bundesrepublik Deutschland

2.1 Intentionen beim Wechsel vom Erziehungsgeld zum Elterngeld

Das 2007 abgelöste Erziehungsgeld wurde einkommensunabhängig berechnet. Eltern erhielten bei der Wahrnehmung von Erziehungszeit pro Kind 300 Euro, bei kürzerer Bezugsdauer 450 Euro. Auch unter Berücksichtigung des zusätzlichen Kindergeldes konnten Einkommensausfälle damit kaum ausreichend kompensiert werden. Problematisch an der bisherigen Regelung war, dass sie

vor allem für Geringverdiener_innen attraktiv war. Eine traditionelle Rollenverteilung wurde dadurch begünstigt, dass im Zweifelsfall die geringer verdienende Frau ihre Erwerbstätigkeit zugunsten der Kinderbetreuung aufgab und der Mann weiterhin arbeiten ging. Dadurch entstanden über den Verdienstaustausch hinausgehende finanzielle Nachteile gegenüber kinderlosen Paaren. (Vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) 2008: 10 f.)

Die Bundesregierung will Eltern mit dem neuen Elterngeld in der Zeit nach der Geburt eine persönliche Betreuung ihres Kindes „ohne Einkommenseinbruch“ (ebd.: 11) ermöglichen und somit einen „Ausgleich für konkrete Nachteile in der Frühphase der Familiengründung“ (ebd.: 12) schaffen.

Das Elterngeld hat ein klar formuliertes gleichstellungspolitisches Ziel:

„Das Elterngeld soll die Teilhabe an Beruf und Familie von Frauen und Männern besser sichern. Für Männer sollen die Chancen verbessert werden, aktive Väter zu sein, Frauen soll die Rückkehr in das Berufsleben erleichtert werden. Das Gesetz will dabei ausdrücklich keine Aufgabenverteilung in den Familien festlegen, sondern die unterschiedlichen Präferenzen für Beruf und Familie unterstützen. Es will einen Beitrag für die Gleichstellung der Geschlechter leisten und zugleich den gegenseitigen Respekt der verschiedenen Lebensmodelle in Familien fördern.“ (Deutscher Bundestag 2006:15)

Mit dem neuen Elterngeld sollen drei Ziele erreicht werden:

- Eltern sollen sich der Betreuung ihrer Kinder widmen können, ohne größere finanzielle Defizite zu erleiden.
- Beide Elternteile sollen sich beruflich engagieren können. Vor allem Müttern soll ein schnellerer Wiedereinstieg erleichtert werden.
- Die Väterbeteiligung an der Kinderbetreuung soll erhöht werden. (Vgl. BMFSFJ 2012b: 5).

2.2 Elterngeld und Elternzeit

Elterngeld

Das Bundeselterngeldgesetz gilt seit dem 1. Januar 2007. Elterngeld kann in den ersten 14 Lebensmonaten des Kindes in Anspruch genommen werden. Es gibt eine zweimonatige Mindestbezugszeit. Beide Eltern haben gemeinsam einen Anspruch auf 12 Monate Elterngeld, wenn nur ein Elternteil die Elternzeit in Anspruch nimmt. Machen beide Eltern von der Elternzeit Gebrauch, erhöht sich der Anspruch auf 14 Monate. Dann ist die Rede von „Partnermonaten“. Es gibt verschiedene Variationen des Elterngeldbezuges: Beide Elternteile können beispielsweise sieben Monate gleichzeitig Elterngeld oder aber nacheinander jeweils ihren Anteil beziehen. Das Verhältnis der Dauer kann dabei von den Elternteilen bestimmt werden. (Vgl. ebd.: 17 f.) Eine Übertragung von „Partnermonaten“ kann nur in Härtefällen erfolgen. Bei Alleinerziehenden, die getrennt vom anderen Elternteil leben, erhöht sich die Bezugszeit auf 14 Monate (vgl. ebd.: 19 f.).

Zusätzlich zu den leiblichen Eltern haben Ehe- und Lebenspartner_innen unter denselben Bedingungen Anspruch auf Elterngeld. Das Elterngeld kann von allen beruflichen Statusgruppen, d. h. von Arbeitnehmer_innen, Beamt_innen, Selbstständigen, Erwerbslosen, Hausfrauen und Hausmännern, Auszubildenden und Studierenden bezogen werden. (Vgl. ebd.: 8 f.)

Staatsangehörige der Europäischen Union, des Europäischen Wirtschaftsraumes und der Schweiz sowie Ausländer_innen mit Niederlassungserlaubnis haben einen Anspruch auf Elterngeld, wenn sie in Deutschland erwerbstätig sind oder in Deutschland wohnen. (Vgl. ebd.: S.9 f.)

Die Höhe des Elterngeldes richtet sich nach der Höhe des monatlichen bereinigten Nettoeinkommens, welches der betreuende Elternteil vor der Geburt des Kindes erzielt hat. Je nach Einkommensklasse werden zwischen 65 und 67 Prozent des Nettolohnes ersetzt. Das Elterngeld beträgt mindestens 300 Euro und höchstens 1.800 Euro (vgl. ebd.: 12). Für Eltern mit mehr als einem Kind gibt es einen Geschwisterbonus (vgl. ebd.: 16). Für Elternpaare, deren gemeinsames zu versteuerndes Einkommen mehr als 500.000 Euro jährlich beträgt

und Alleinerziehende, die im Kalenderjahr vor der Geburt mehr als 250.000 Euro zu versteuerndes Einkommen bezogen haben, erlischt der Anspruch auf Elterngeld (vgl. ebd.; 9). Der Verdienst aus Teilzeitarbeit während der Elternzeit wird auf das Elterngeld angerechnet (vgl. ebd.: 13 f.).

Entgeltersatzleistungen, BAföG, Stipendien und Arbeitslosengeld II gelten nicht als Erwerbseinkommen und bleiben daher bei der Berechnung des Elterngeld unberücksichtigt (vgl. ebd.: 26). Erwähnenswert ist jedoch, dass das Elterngeld seit 2011 auf den Hartz-IV-Satz angerechnet wird (vgl. Internetredaktion des BMFSFJ 2012). Mutterschaftsleistungen werden auf das Elterngeld angerechnet (vgl. BMFSFJ 2012a: 27). Bei Hausfrauen, Hausmännern, Auszubildenden und Selbstständigen ist das Elterngeld nicht zwingend an die Inanspruchnahme von Elternzeit gekoppelt. Arbeitnehmer_innen müssen jedoch in Elternzeit gehen, um Elterngeld beziehen zu können (vgl. ebd.: 35).

Das Elterngeld muss schriftlich sofort nach der Geburt des Kindes beantragt werden. Jeder Elternteil kann einmal einen Antrag auf Elterngeld stellen und sich damit auf die Bezugsmonate festlegen. Eine Änderung an den angegebenen Daten ist einmal, in Härtefällen zweimal möglich. (Vgl. ebd.: 36)

Elternzeit

Einen Anspruch auf Elternzeit haben grundsätzlich Mütter und Väter, die in einem Arbeitsverhältnis stehen. Ähnlich wie beim Elterngeld kann der Anspruch in bestimmten Fällen übertragen werden. Voraussetzungen für die Berechtigung sind, dass der- oder diejenige mit dem Kind im selben Haushalt lebt, die Betreuung und Erziehung vorwiegend selbst leistet und nicht mehr als 30 Wochenstunden arbeitet. Der Anspruch kann in jeder Art von Arbeitsverhältnis, das deutschem Arbeitsrecht unterliegt, geltend gemacht werden. (Vgl. ebd.: 59 f.)

Elternzeit kann für insgesamt bis zu drei Jahre genommen werden. 24 Monate müssen bis zur Vollendung des dritten Lebensjahres des Kindes genommen werden. Weitere 12 Monate können mit Zustimmung der Arbeitgeberseite bis zur Vollendung des achten Lebensjahres des Kindes übertragen werden. Elternzeit kann unabhängig vom Elterngeld genommen werden. (Vgl. ebd.: 61)

Allerdings ist letzteres – wie beschrieben – an die ersten 14 Lebensmonate des Kindes gekoppelt. Eine Kombination ist daher der Regelfall.

Beide Elternteile können unabhängig voneinander Elternzeit beanspruchen. Bei einer gleichzeitigen Inanspruchnahme hat allerdings nur ein Elternteil Anspruch auf Sozialhilfe. (Vgl. ebd.: 63) Eine Zustimmung des Arbeitgebers zur Elternzeit ist nicht erforderlich. Sie muss lediglich sieben Wochen vor Beginn schriftlich angemeldet werden. Jeder Elternteil kann seine Elternzeit in bis zu zwei Abschnitte aufteilen. Weitere Aufteilungen müssen vom Arbeitgeber bewilligt werden. Eine Verlängerung oder Verkürzung der angemeldeten Zeit ist nur mit Zustimmung der Arbeitgeberseite oder „wenn ein vorgesehener Wechsel zwischen den Eltern aus einem wichtigen Grund nicht erfolgen kann“ (ebd.: 65) möglich. Neue Arbeitgeber sind nicht an die Vereinbarungen mit dem bisherigen Arbeitgeber gebunden. (Vgl. ebd.: 63 - 68)

Acht Wochen vor Anfang der Elternzeit beginnt ein besonderer Kündigungsschutz, der bis zum Ablauf der Elternzeit andauert. Der Arbeitgeber kann in dieser Zeit keine Kündigung aussprechen. (Vgl. ebd.: 73) Kritisch betrachtet bietet diese Maßnahme nur einen kurzfristigen Schutz, weil sie direkt nach der Elternzeit endet und der Arbeitgeber eine anvisierte Kündigung dementsprechend einfach zu einem späteren Zeitpunkt aussprechen kann. Nach der Elternzeit wird der vorherige Arbeitsplatz normalerweise wiedererlangt. Es kann jedoch – entsprechend der im Arbeitsvertrag festgehaltenen Tätigkeit – auch eine Umsetzung auf einen gleichwertigen Arbeitsplatz erfolgen. (Vgl. ebd.: 77)

Kritisch ist aus Genderperspektive die Regelung zur Rentenversicherung in Bezug auf die Elternzeit zu betrachten. Die Kindererziehungszeit von drei Jahren wird – bei nicht anderslautender Meldung – grundsätzlich der Mutter anerkannt (vgl. ebd.: 36). Diese Regelung reproduziert eine traditionelle Arbeitsteilung und markiert eine Inanspruchnahme der Elternzeit durch Väter als „außerplanmäßig“.

2.3 Quantitative Angaben zur Nutzung von Elterngeld und Elternzeit

Im Jahr 2010 bezogen circa 810.000 Menschen in Deutschland Elterngeld. Davon stellten fast 499.000 Elternteile Einzelanträge. Bei etwa 155.000

Elternpaaren bezogen Vater und Mutter Elterngeld, d.h. es gab 311 000 Personen mit Paarbezug. Etwas mehr als ein Drittel der Paare bezog die Leistung nacheinander. In dieser Gruppe haben die Mütter durchschnittlich 10,3 Monate Elterngeld erhalten. Die Väter stehen dem mit 3,4 Monaten gegenüber. Ein verschwindend geringer Teil erhielt über die gesamte Bezugsdauer gemeinsam Elterngeld. Ein Großteil der Elternpaare (65,4 Prozent) hat das Elterngeld zeitweise – zumeist für etwa zwei Monate – gemeinsam bezogen. (Vgl. Statistisches Bundesamt 2012: 9) Die letztgenannte Gruppe dürfte zu einem großen Teil aus denjenigen Männern bestehen, die nur zwei Monate Elternzeit in Anspruch genommen haben. Diese Väter wären damit zu keinem Zeitpunkt zusammenhängend allein für das Kind zuständig gewesen. Dafür spricht auch die Verteilung der täglichen Betreuungszeit unter den Geschlechtern: Väter in Elternzeit verbringen am Tag durchschnittlich sieben Stunden mit dem Kind. Bei denjenigen, die nicht in Elternzeit sind, sind es knapp drei Stunden. Mütter in Elternzeit betreuen das Kind hingegen etwa zwölf Stunden und außerhalb der Elternzeit sieben Stunden täglich. (Vgl. ebd.: 12)

Die Zahlen der Väterbeteiligung sind im Vergleich zum früheren Erziehungsgeld (zuletzt 3,5 Prozent) erheblich gestiegen. Gleich im ersten Jahr haben rund 18 Prozent der Väter Elterngeld bezogen. Mittlerweile beteiligt sich jeder vierte Vater an der Elternzeit. Allerdings bestreiten die Frauen etwa 96 Prozent der gesamten in Anspruch genommenen Elternzeit.¹ (Vgl. Statistisches Bundesamt 2012: 1 f.) Von einer paritätischen Verteilung kann auch im Hinblick auf die Dauer der Inanspruchnahme nicht die Rede sein. Nur sechs Prozent der Väter beanspruchen die Leistung für ein Jahr, mehr als drei von vier Vätern hingegen beziehen das Elterngeld für maximal zwei Monate. Gut 91 Prozent der Mütter nehmen die Leistung im Umkehrschluss für zwölf Monate in Anspruch. (Vgl. ebd.: 5) Väter machen ihren Anspruch auf Elterngeld vor allem im ersten Monat und ab dem 13. Monat des Bezugszeitraumes geltend (vgl. BMFSFJ 2009: 44).

Vor allem Väter aus niedrigen Einkommensgruppen nehmen das Elterngeld in Anspruch. Wer auf dem Arbeitsmarkt weniger zu verlieren hat, ‚riskiert‘

¹ Soweit nicht anders ausgewiesen, beziehen sich die ab dieser Stelle genannten Daten in diesem Kapitel auf das Jahr 2010.

demnach eher, länger in Elternzeit zu gehen. Väter aus mittleren Gehaltsgruppen nehmen tendenziell weniger Elternmonate in Anspruch als Geringverdienende. (Vgl. Jurczyk/Rauschenbach: 357)

Es gibt große regionale Unterschiede bei der Beteiligung von Vätern am Elterngeld. Bei den Bundesländern sind es Berlin und Bayern, die mit 19,5 bzw. 19,3 Prozent ganz vorne liegen. Das Saarland ist mit großem Abstand zu Rheinland-Pfalz (13,3 Prozent) das Schlusslicht mit 6,9 Prozent Väterbeteiligung am Elterngeld. (Vgl. Statistisches Bundesamt 2008: 1)² Im Süden, im Südosten und in Teilen Brandenburgs wird im Vergleich zum Norden und Nordwesten häufiger Elternzeit durch Väter beansprucht (ebd.: 3).

Die Erwerbstätigkeit von Frauen vor der Geburt wirkt sich positiv auf die Beteiligung der Männer an der Elternzeit aus. Bei Müttern, die vor der Geburt erwerbstätig waren, stellten 32 Prozent der Partner einen Antrag auf Elterngeld. Bei den übrigen waren es nur zwölf Prozent (vgl. ebd.: 11).

Es lassen sich drei Faktoren feststellen, die einen Einfluss auf die Dauer der Bezugszeit von Vätern haben: die Anzahl der im Haushalt lebenden Kinder, das Alter der Väter und der Wohnort. Der Anteil an Vätern mit einer mindestens dreimonatigen Bezugsdauer steigt bei Familien mit mindestens drei Kindern leicht an. Der Anteil an Männern mit einer höheren Bezugsdauer ist in Großstädten etwa sieben Prozent höher als an anderen Orten. Eine erhöhte Tendenz zur längeren Elternzeit ist zum einen in der Gruppe der über 40-Jährigen und zum anderen bei den unter 25-Jährigen zu beobachten. (Vgl. Statistisches Bundesamt 2012: 13) Eine Erklärung hierfür könnte sein, dass Männer zwischen 25 und 39 Jahren sich in einer wichtigen Karrierephase befinden und daher seltener bereit sind, zeitweise aus dem Job zu gehen.

Nicht nur in Bezug auf Häufigkeit und Dauer der Inanspruchnahme des Elterngeldes gibt es bedeutende Unterschiede zwischen Vätern und Müttern. Auch bei der Höhe des Elterngeldes, das sich nach dem jeweiligen Nettoeinkommen richtet, ist eine genderspezifische Abweichung festzustellen. Der

² Diese Daten beziehen sich auf das Jahr 2007.

Mindestbetrag in Höhe von 300 Euro wird von mehr als 43 Prozent der Mütter bezogen. Hingegen erhalten lediglich 19 Prozent der Männer das geringstmögliche Elterngeld. Insgesamt erhält ein relativ hoher Anteil von 38 Prozent aller Empfänger_innen lediglich den Mindestbetrag. Durchschnittlich erhalten Väter über ein Drittel mehr Elterngeld als Mütter. (Vgl. ebd.: 7 f.) Diese Umstände sind zum einen auf die geringere Erwerbsbeteiligung von Frauen und zum anderen auf den hinreichend bekannten Gender Pay Gap zurückzuführen.

Die Bewertung des Elterngeldes durch die allgemeine Bevölkerung ist vorwiegend positiv. Die tatsächliche Zielgruppe, Eltern mit Kindern unter einem Jahr, sieht allerdings noch Handlungsbedarf: Nur etwas über die Hälfte findet die bestehende Regelung zu den Partnermonaten überzeugend (vgl. BMFSFJ 2008: 17). Rund zwei Drittel empfinden das Elterngeld als „große Hilfe“ (ebd.: 18). Ein etwa gleichgroßer Anteil ist mit der Dauer der Antragsbearbeitung zufrieden (vgl. ebd.: 22). Was die Information durch das BMFSFJ betrifft, so fühlen sich nur etwa 60 Prozent angemessen informiert. Dem steht ein Anteil von dreißig Prozent der Eltern gegenüber, die gern mehr Informationen hätten oder sich noch gar nicht mit dem Elterngeld auseinandergesetzt haben. Der Rest ist unentschieden. (Vgl. ebd.: 23). Im abschließenden Urteil ist trotz der positiven Einschätzung des Elterngeldes nicht einmal die Hälfte der Meinung, dass jungen Familien mit Kindern heute mehr geholfen wird als früher (vgl. ebd.: 25).

3. Die aktuelle wissenschaftliche Debatte zur Elternzeit von Vätern

3.1 Entscheidungsmotive für und gegen die Elternzeit

Vor Einführung des Elterngeldes war eines der am häufigsten genannten Hemmnisse gegen die Wahrnehmung von Erziehungszeit durch Männer der finanzielle Faktor. Väter wünschten sich mehr monetäre Unterstützung während der Elternzeit (vgl. European Opinion Research Group: 18), weil die Einkommensverluste in den meisten Fällen wesentlich höher waren, wenn der Mann das Kind betreute (vgl. Institut für Demoskopie Allensbach 2005: 6). Nach wie vor ist der Arbeitsmarkt so strukturiert, dass Männer im Schnitt besser verdienen und somit die Basis für das Familieneinkommen bereitstellen (vgl. Zerle 2008: 12). Da das neue Elterngeld einkommensabhängig berechnet wird,

soll in dieser Arbeit der Frage nachgegangen werden, inwieweit dieses Argument auch nach der Reform noch gilt. Je nach Argumentationslinie bietet das Elterngeld wirtschaftlich gesehen insofern einen Anreiz zur Nutzung der Elternzeit, als eine Ablehnung dieses Angebots als finanzieller Schaden interpretiert werden kann (vgl. Pfahl/Reuys 2009: 7).

Eine väterfreundliche Betriebskultur, die in allen Bereichen und hierarchischen Ebenen angekommen ist, führt tendenziell eher zu einer Entscheidung für die Elternzeit. Besonders Vorgesetzte und Führungskräfte haben durch die Art und Weise, wie sie Vorgaben der Unternehmensleitung praktisch umsetzen, einen Einfluss auf die Entscheidungsfindung von Männern mit Kindern. (Vgl. Reuys 2012: 60) Einige Väter geben an, Angst vor einem elternzeitbedingten Karriereknick zu haben (vgl. European Opinion Research Group: 18; vgl. Institut für Demoskopie Allensbach 2005: 6). Andere möchten bewusst Abstand zum Beruf bekommen (vgl. Pfahl/Reuys 2009: 7).

Die Betriebskultur hat einen großen Einfluss auf die Option und Realisierung der Elternzeit für Väter (vgl. ebd. 2009: 8). Arbeitsmarktkulturen mit Anwesenheitszwang und langen Arbeitszeiten erschweren eine Vereinbarkeit von Karriere und familiärem Engagement erheblich (vgl. Zerle 2008: 12). Wahrgenommene Möglichkeiten zur Elternzeit variieren mit der Betriebsbranche und -größe. Tendenziell sehen Väter in großen Betrieben mehr Möglichkeiten, ihre Elternzeit auszuschöpfen. (Vgl. Reuys 2012: 61) Im öffentlichen Dienst sowie in großen Betrieben scheint Elternzeit für Väter einfacher zu realisieren zu sein. Der Arbeits- und Aufgabenbereich und eine damit eventuell verbundene Notwendigkeit zur täglichen Anwesenheit bestimmen die Elternzeitvariation mit. (Vgl. Pfahl/Reuys 2009: 8) Ein weiterer Entscheidungsfaktor ist die gewohnte Arbeitsorganisation. Anpassbare Arbeitsbedingungen wie Telearbeit und flexible Arbeitszeit werden dort häufiger in Anspruch genommen, wo sie ohnehin an der Tagesanordnung sind. Vertretungsmöglichkeiten sind oft nicht ausreichend geregelt, sodass Väter nicht ruhigen Gewissens in Elternzeit gehen können. (Vgl. Reuys 2012: 61) Am wenigsten akzeptiert und unterstützt in ihrer Entscheidung fühlen sich Väter, die längerfristig in Elternzeit gehen und diese mit Teilzeitarbeit kombinieren wollen. Dennoch sind die meisten zufrieden mit der betrieblichen Handhabung ihres familiären Engagements. Im Widerspruch zu vorhergehen-

den Befürchtungen gibt kaum einer an, tatsächlich berufliche Benachteiligungen erfahren zu haben. (Vgl. ebd.: 61)

Eine starke Bedeutung haben gesellschaftlich herrschende Rollenbilder im Entscheidungskontext. Traditionelle Rollenbilder gelten nach wie vor. Männern, die zugunsten der Familie Abstriche im Beruf machen, werden häufig „mangelnde Karriereorientierung“ und „Unmännlichkeit“ vorgeworfen. (Vgl. Zerle 2008: 12) Geschlechterspezifische Rollenvorstellungen der Eltern sind meist auf eine „Prägung durch die Herkunftsfamilie“ (Döge/Behnke 2005: 33) sowie Vorbilder in dieser zurückzuführen. Junge Väter geben in Umfragen an, dass sie damit aufgewachsen sind, dass die Mutter die Kinderbetreuung übernahm und dass ihre Partnerinnen die Kinderbetreuung selbst übernehmen wollen. Dauerhafte Kinderbetreuung durch Väter wird von diesen selbst immer noch als unüblich und gesellschaftlich nicht anerkannt eingeschätzt. Einige Väter sehen sich selbst als weniger geeignet für die Kinderbetreuung. (Vgl. Institut für Demoskopie Allensbach 2005: 6)

Auf familiärer Ebene wird als Argument für Elternzeit von Vätern angeführt, Zeit mit der Familie verbringen, das Familienleben neu organisieren und langfristig Prioritäten verschieben zu wollen. Viele Väter wollen ihre Partnerin entlasten und ihr Raum für ihre berufliche Entwicklung geben. Die Beziehung zum Kind fördern zu wollen, ist ein weiteres Motiv. Ob institutionelle und private Betreuungsmöglichkeiten vorhanden sind, spielt ebenfalls eine Rolle bei der Entscheidung von Vätern für oder gegen Elternzeit. (Vgl. Pfahl/Reuys 2009: 6 f.) Entscheidend ist auch, inwiefern Partnerinnen das aktive Engagement einfordern bzw. ob sie ihre Erwerbstätigkeit nur kurz unterbrechen wollen. Bei diesen Paaren übernimmt – des Stillens wegen – häufig die Frau den ersten Teil der Elternzeit und kehrt danach wieder in den Job zurück. (Vgl. Döge/Behnke 2005: 32) Vor allem, wenn „Unzufriedenheit mit der eigenen beruflichen Situation“ und mit einer starken Karriereorientierung der Partnerin einhergeht, ist die Bereitschaft der Väter zur Elternzeit groß (vgl. ebd.: 31 f.).

Nur wenige Eltern haben eine professionelle Beratung zum Elterngeld erfahren. Daher greift eine Vielzahl auf Standardmodelle zurück (vgl. ebd.: 7).

3.2 Vereinbarkeitsproblematik bei Vätern

Es ist eine Tendenz vom passiven Erwerbsvater zum aktiven Erzieher zu beobachten. Bei 70 Prozent der Männer mit Kindern in der Studie „Die Rolle des Vaters in der Familie“ kann von einem „Vater als Erzieher“ (Fthenakis/Minsel 2002: 97) gesprochen werden. Das heißt, „die soziale und die instrumentelle Funktion“ (ebd.: 97) des Vaters wird in dieser Gruppe wichtiger eingestuft als bei den restlichen 30 Prozent, dem „Vater als Ernährer“ (ebd.: 97). Bei diesem Typ Vater liegt die Priorität bei der Versorgungsfunktion und ein Karriereverzicht zugunsten von Kindern wird ausgeschlossen (vgl. ebd.: 97). Im Zuge der ansteigenden Erwerbsquote von Frauen und vermehrt prekären Beschäftigungsverhältnissen auch bei Männern wird der Vater als Alleinernährer zu einem in der Realität immer seltener erreichbaren Musterbild (vgl. Behnke/Meuser 2010: 1).

Während Vaterschaft im Sinne der Ernährerrolle früher Engagement „für die Familie“ (ebd.: 2) bedeutete, verschiebt sich das Verständnis mittlerweile hin zum „Engagement in der Familie“ (ebd.). Aktive Vaterschaft wird zum normativen Ideal und es entsteht ein entsprechender gesellschaftlicher Druck auf Männer mit Kindern. Das traditionelle Bild von Männlichkeit konstruiert diese in erster Linie über Aktivitäten in der öffentlichen Sphäre wie der Berufstätigkeit. Daraus ist das Verständnis abgeleitet, Männer seien neben der Erwerbstätigkeit frei von Verpflichtungen. Väter, die sich aktiv an der Kindererziehung und -betreuung beteiligen wollen, müssen ihre Prioritäten neu setzen und laufen dabei Gefahr, z. B. von Kollegen als „unmännlich“ wahrgenommen oder tituiert zu werden. (Vgl. ebd.: 2) Zumindest eine „helfende Beteiligung“ (Schiefer/Szymenderski 2009: 260) von Vätern ist aber mittlerweile selbstverständlich geworden. Dennoch passen Väter ihre Erwerbsumstände nur selten an familiäre Bedürfnisse an. Zu einer realen Umschichtung der Aufgabenverteilung kommt es insbesondere bei karriereorientierten Frauen oder wenn die Erwerbstätigkeit der Mutter finanziell notwendig ist. Geschlechterbilder werden damit jedoch nicht zwingend diskursiv hinterfragt. (Vgl. ebd.: 261)

Junge Väter stufen sich zumeist als „moderne Ernährer“ (Zerle/Krok 2008: 6) ein. Sie wollen eine finanzielle und berufliche Grundlage für ihre Familie schaffen und gleichzeitig einen intensiven Kontakt zu ihren Kindern pflegen. Da sie sich weiterhin in der Rolle des Familienernährers sehen, soll das familiäre

Engagement sich nicht nachteilig auf berufliche Verpflichtungen auswirken. (Vgl. ebd. 2008: 6 f.) Väter befinden sich dementsprechend in einem besonderen Zwiespalt: Auf ihnen lastet einerseits der Druck traditioneller Männlichkeitsvorstellungen wie dem Vater als Familienernährer. Andererseits wird eine verstärkte familiäre Beteiligung ihrerseits erwartet. (Vgl. Zerle 2009: 15).

3.3 Reaktionen auf Elternzeit von Vätern im beruflichen Umfeld

Auf der betrieblichen Ebene gestalten sich formale Aspekte der Elternzeit seit der gesetzlichen Neuregelung größtenteils unkompliziert. In einigen Fällen sind die Arbeitgeber sogar froh, kurzfristig Personalkosten einsparen zu können. Von Seiten der Personalvertretungen bekommen die Väter weder Unterstützung noch Steine in den Weg gelegt. (Vgl. Döge/Behnke 2005: 34 f.) Auf der Ebene der praktischen Durchführung gestaltet sich „Väterzeit“ hingegen häufig schwieriger als auf formaler Ebene. Die Inanspruchnahme von flexiblen Arbeitszeit- und Arbeitsortmodellen durch Männer führt selbst in angeblich familienfreundlichen Betrieben immer wieder zu „Unverständnis und Vorurteilen bis hin zu offener Diskriminierung“ (ebd.: 36).

Gute Arbeitsleistungen werden mit Anwesenheit gleichgesetzt und Männer, die sich nicht in der Hauptversorgerrolle sehen, werden als „unnatürlich“ empfunden. Vor allem ältere Kollegen können das familiäre Engagement nicht nachvollziehen oder gar wertschätzen. Besonders wenn wegen des Ausfalls der Beschäftigten Arbeit durch andere aufgefangen werden muss, reagieren Kolleg_innen und Vorgesetzte missmutig.

Väter in Führungspositionen sehen sich zusätzlich mit einer speziellen Reaktion konfrontiert: Bei ihnen wird die Beantragung von Elternzeit mit einer unzureichenden Arbeitsmoral und einem zu schwachen Engagement für das Unternehmen gleichgesetzt (vgl. ebd.: 36). An Führungskräfte werden spezifische Erwartungen gestellt: Sie sollen uneingeschränkt verfügbar sein, um Mitarbeiter_innen ein Vorbild zu sein und ihre Kontrollfunktion wahrnehmen zu können. In der Folge wird argumentiert, dass hoch qualifizierte Erwerbsarbeit und Care-Arbeit nicht miteinander vereinbar sind. Es wird eine klassische Geschlechterkonstruktion vertreten, die Männer als von Sorgearbeit befreite und damit auch nicht für Sorgearbeit legitimierte Arbeitskräfte begreift. (Vgl. Koch

2008: 613 f.)

Für ein engagiertes Vatersein stellt der Trend zu flexibleren – aber damit auch häufig längeren oder nicht planbaren – Arbeitszeiten aufgrund der sich daraus entwickelnden Zeitknappheit und Unsicherheiten sowohl eine Chance als auch eine Behinderung dar. Für die Ausgestaltung einer aktiveren Vaterrolle ist die gleichzeitige Selbstbestimmung im Arbeitsleben von eminenter Bedeutung. (Vgl. Schier/Szymenderski 2009: 258)

Positive Resonanz erfahren familienengagierte Väter vor allem von ihren weiblichen Kolleginnen mit Kindern und von demjenigen Arbeitsumfeld, mit dem sie einen persönlichen Kontakt pflegen. Vereinzelt bejahende Reaktionen werden überdies in Arbeitsstätten geäußert, in denen Teilzeit üblich oder ein „Ausstieg“ gut mit der Unternehmenssituation vereinbar ist. (Vgl. Döge/Behnke 2005: 38)

Trotz beruflicher Probleme empfinden die meisten befragten Väter die Elternzeit als „persönliche Bereicherung“ und teilweise als „Gewinn an Lebensqualität“ (ebd.: 39). In der Kindererziehung erlernte soft skills werden als Zusatzqualifikation für die Mitarbeiter_innenführung im Betrieb angesehen (vgl. ebd.: 40). Dennoch beschreiben viele der von Döge und Behnke interviewten Väter, die vor der Neuregelung Elternzeit in Anspruch genommen haben, nach ihrer Rückkehr in das übliche Arbeitsverhältnis einen „Karriereknick“ (ebd.: 40).

Als förderlich für eine uneingeschränkte berufliche Entwicklung trotz Elternzeit erweist es sich, Kontakt mit den Kolleg_innen zu halten und in Notfällen erreichbar zu sein. Die Wiedereinstiegserfahrungen von Vätern sind nach Pfahl und Reuys inzwischen überwiegend positiv und berufliche Nachteile stellen sich in der Realität selten ein. Nur jeder sechste Vater identifiziert schlechtere berufliche Aufstiegsmöglichkeiten im Zusammenhang mit der Elternzeit. In wenigen Fällen wird erwartet, dass das verpasste Arbeitspensum im Anschluss an die Elternzeit nachgeholt wird. (Vgl. Pfahl/Reuys 2009: 9)

3.4 Normativer vs. alltagspraktischer Wandel

Eine Analyse der Zeitbudgetstudie des statistischen Bundesamtes aus dem Jahr 2002 zeigt, dass Männer zwar „nicht ausschließlich *ErwerbsMänner* sind“ (Döge/Volz 2004: 22), sondern dass Haus- und Familienarbeit ebenfalls eine große Rolle in ihrem Leben spielen. An einer traditionellen Arbeitsteilung, nach der Männer fast doppelt so viel Zeit mit Erwerbsarbeit verbringen und Frauen deutlich mehr mit reproduktiver Arbeit beschäftigt sind, hat sich nichtsdestotrotz kaum etwas geändert. (Vgl. ebd.: 22)

Auch die Zuschreibung von Fürsorgekompetenzen bleibt erhalten:

„Der Vater wird gewissermaßen zum >>Juniorpartner<< der Mutter in intrafamilialen Angelegenheiten, in denen diese weiterhin die Hauptzuständige und Kompetente ist. Das väterliche Engagement erfolgt zu großen Teilen unter >>Anleitung<< der Mutter.“ (Meuser 2009: 87)

Zwar hat sich auf der Einstellungsebene einiges im Geschlechterverhältnis geändert, auf der Handlungsebene ist ein traditionelles Rollenverständnis jedoch weiterhin dominant (vgl. Zerle 2008: 10 f.).

Fast die Hälfte der Befragten in der DJI-Bertelsmannstudie zu Vaterschaftskonzepten junger Männer ist weiterhin der Meinung, dass Männer arbeiten gehen und Frauen zuhause bleiben sollen, wenn Kinder vorhanden sind. Knapp sechzig Prozent der teilnehmenden Männer wollen einen Kinderwunsch erst verwirklichen, wenn sie in der Lage sind, die Familie ernähren zu können. (Vgl. ebd.: 11) Das Elterngeld ermöglicht eine Umverteilung „tradiierter Zuständigkeiten“ (Carstensen/Nielbock 2008) meist nur kurzfristig. Im Anschluss an die Elternzeit führen ein lückenhaftes Betreuungsnetz, die Zuschreibung weiblicher Mutterkompetenzen oder der Wunsch von Müttern, ihr Kind selbst zu betreuen, meist zur Fortsetzung der Ausgangssituation: Väter gehen wieder arbeiten, Mütter reduzieren ihre Arbeitszeit oder geben die Erwerbstätigkeit ganz auf. (Vgl. ebd.)

3.5 Kritische Einschätzung der Elternzeit aus Genderperspektive

Problematisch am Elterngeld – und damit auch an der Elternzeit – ist, dass der Betreuungsarbeit ihr Wert nicht eigenständig, sondern in Ableitung von Erwerbsarbeit zugeschrieben wird (vgl. Ehnis/Beckmann 2010: 315). Auch die Höhe des Elterngeldes ist diskussionswürdig. Die Lohnersatzleistung bedeutet einerseits für viele Eltern eine enorme Entlastung. Andererseits stellt sich die Frage, ob es sinnvoll, die Höhe des Elterngeldes am Netto-Einkommen auszurichten oder wird damit ein Klassen-Bias untermauert? Auf der einen Seite ist es nachvollziehbar, dass mit dem Elterngeld die Erhaltung des Lebensstandards gut verdienender Eltern, insbesondere auch gut verdienender Mütter, ermöglicht werden soll. Allerdings wird mit der geltenden Regelung zugleich die Betreuungs- und Erziehungsleistung von Geringerverdiener_innen und Empfänger_innen staatlicher Transferleistungen finanziell geringer entlohnt als die von Besserverdienenden.

Der Begriff „Vätermonate“ verleitet einerseits dazu, so interpretiert zu werden, dass zwei Monate Elternzeit für Väter ausreichend sind und die restliche Kinderbetreuung legitim in der Hand von Frauen belassen werden kann (vgl. Carstensen/Nielbock 2008). Andererseits baut sich ein gewisser „Erwartungsdruck aus dem sozialen Umfeld“ (ebd.) auf, mindestens zwei Monate der Elternzeit in Anspruch zu nehmen. Es ist fraglich, ob diese kurze Zeit sich langfristig positiv auf das väterliche Engagement in Kindererziehung und -betreuung auswirkt. Pfahl und Reuys kommen allerdings in ihrer Studie zur Elternzeit zu dem Schluss, dass Einstellungsänderungen auch über die Elternzeit hinaus beobachtet werden können (vgl. Pfahl/Reuys 2009: 10). Dafür ist m. E. jedoch eine Unterstützung in Form eines gut ausgebauten Betreuungsnetzes nötig. Bei fehlenden Unterbringungsmöglichkeiten für Kleinkinder ist die Gefahr groß, dass eine Rückkehr in traditionelle Rollenverteilungen erfolgt, weil wahrscheinlich der Elternteil mit dem geringeren Einkommen – meist die Mutter – mit dem Kind zuhause bleibt.

Es muss im Übrigen kritisch betrachtet werden, *wie* Väter ihre Elternzeit verbringen. Wenn beispielsweise die Haushaltsführung und organisatorische Aufgaben wie das Vereinbaren von Arztterminen während der Vaterzeit weiterhin in Frauenhand bleiben, bekommt der Vater vielleicht einen Einblick in den

Umgang, nicht aber in den Alltag mit einem Kind. Nur weil Väter sich an der Familienarbeit beteiligen, kann noch nicht selbstverständlich von einer paritätischen Rollenverteilung im häuslichen Bereich ausgegangen werden.

In Elternzeit wird die Erfahrung gemacht, dass Kinderbetreuung und Hausarbeit anstrengend sind. Wenn beide Geschlechter Zugang zu dieser Erkenntnis gewinnen, kann daraus eine Aufwertung von Haus- und Care-Arbeit erzielt werden. (Vgl. Carstensen/Nielbock 2008) Der „Rollentausch“ und die Sonderstellung von Vätern in weiblich dominierten Gebieten der Kinderbetreuung (z. B. Krabbelgruppen) bergen außerdem das Potenzial, in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen wie Arbeitsstätten oder Kitas, Geschlechterbilder aufzubrechen und neu zu definieren (vgl. ebd.).

In ihrer Studie zum Thema Väter und Elternzeit erarbeiten Ehnis und Beckmann Verbesserungsansätze zur Elternzeit. Sie betonen die symbolische Bedeutung der Paarmonate als gesellschaftlich erwünschte Einteilung der Elternzeit und schlagen eine „geschlechtsspezifische Halbierung des Elterngeldanspruches“ (Ehnis/Beckmann 2010: 318) vor, um zu einer gleichen Verteilung von Erziehungsarbeit zu gelangen. Als problematisch erachten sie, dass das neue Elterngeld mit dem Fokus auf dem ersten Jahr einen Zeitraum abdeckt, der – beispielsweise durch das Stillen – besonders von mütterlicher Zuständigkeit konnotiert ist und dass Väter dadurch nur eingeschränkt angesprochen werden (vgl. ebd.:319). Abschließend schlagen Ehnis und Beckmann eine gesetzliche „Elternschutzzeit“ (ebd. 2010: 319) vor, die sich am Mutterschutz orientiert. Beide Elternteile sollen im Anschluss an die Geburt von ihrer Erwerbstätigkeit freigestellt werden. Diese Variante soll dazu beitragen, Männer als Betreuungspersonen selbstverständlicher und sichtbarer werden zu lassen. (Vgl. ebd.:320)

4. Die Erhebung

4.1 Methodologie und Methode

Um – über die referierten Studien hinaus – Erklärungen dafür zu finden, warum Väter die Elternzeit im Vergleich zu Müttern seltener und kürzer in Anspruch nehmen, habe ich das Interview als Form der Datenerhebung gewählt. Ich gehe

davon aus, dass – neben anderen Faktoren – vor allem stereotype Konstruktionen von Geschlecht und damit verknüpfte Eigenschaften und Zuständigkeiten bei der Entscheidung für oder gegen Elternzeit eine Rolle spielen. Dabei habe ich mich für das Leitfadeninterview entschieden, und zwar für das *problemzentrierte Interview* nach Witzel (1982). Ich gehe davon aus, dass der/die Forscher_in immer etwas in das Feld „hineinträgt“. Witzel wird dem insofern gerecht, dass er Vorwissen in seiner Methode berücksichtigt. Er fordert dazu auf, es zu explizieren und einzusetzen (vgl. Witzel 1982: 72). Witzels Methode ist ein induktiv-deduktives Verfahren, d. h. sie ermöglicht es, durch die Einbeziehung theoretischen Vorwissens gezielt zu forschen und gleichermaßen dem Prinzip der Offenheit durch den narrativen Charakter der Methode gerecht zu werden. Die Auswertung erfolgte ebenfalls nach Witzels Methode.

Um einen Zugang zu Pro und Kontra im Entscheidungsprozess bezüglich Elternzeit zu erlangen, habe ich sowohl Väter interviewt, die in Elternzeit sind oder waren bzw. diese planen als auch Väter, die sich dagegen entschieden haben.

4.2 Das Sample

Insgesamt habe ich zwölf Väter interviewt. Sechs der Interviewpartner waren in Elternzeit (in der Wiedergabe der Aussagen als IP1 bis IP6 gekennzeichnet), die andere Hälfte nicht (IPa bis IPf).

Da ich im Raum Berlin keine Interviewpartner gewinnen konnte, die nicht in Elternzeit waren, sind vier Interviewpartner aus anderen Regionen in Deutschland im Sample. Der Rest wohnte zum Zeitpunkt der Interviews in Berlin. Es sind Väter aus ganz unterschiedlichen Berufsbereichen im Sample. Die Einkommenssituation der einzelnen Interviewpartner variiert ebenfalls.

Zwei Interviewpartner leben von den Müttern ihrer Kinder getrennt. Ein Vater lebt mit der zukünftigen Mutter seines ungeborenen Kindes in einer Beziehung und ist von der Mutter seines ersten Kindes getrennt. Die übrigen neun Interviewpartner sind in einer Ehe- oder Lebensgemeinschaft mit der Mutter ihrer Kinder.

Bezüglich der Dauer der Elternzeit sind im Sample sowohl Männer vertreten, die

die verbreiteten zwei „Papamonate“ genommen haben, als auch Väter, die mehr als die Hälfte der Elternzeit in Anspruch genommen haben. Im Hinblick auf die Gestaltung der Elternzeit gibt es erhebliche Differenzen. Die Partnerinnen der Väter unterscheiden sich sehr stark in Bezug auf ihre berufliche Situation.

5. Diskussion und Interpretation der empirischen Befunde aus den Interviews

Insbesondere diejenigen Interviewpartner, die nur zwei Monate in Elternzeit waren oder aber mehrere Monate, aber in aufgeteilt in mehreren Sequenzen, haben das Kind in dieser Zeit nicht allein, sondern gemeinsam mit ihrer Partnerin betreut. In diesen Fällen ist es also nicht zu einer alleinigen Verantwortungsübernahme gekommen. Das bedeutet zum einen, dass die Elternzeit der Väter in dieser Zeit keine Berufstätigkeit der Mutter ermöglicht hat. Zum anderen ist fraglich, ob diese Väter sich über die Bedeutung von Care-Arbeit soweit bewusst geworden sind, dass ein Umdenken in Bezug auf geschlechter-spezifische Rollenzuschreibungen erfolgen konnte.

Auffällig ist, wie viele Väter die Elternzeit trotz des Elterngeldes als enorme finanzielle Belastung empfinden. Die Einstellung gegenüber der Lohnersatzleistung des Staates ist unter den Interviewteilnehmern sehr verschieden: Während die einen die finanzielle Leistung als Geschenk einstufen, sprechen andere von einem „enormen Lohnverlust“ aufgrund der Differenz zum ursprünglichen Einkommen. Bei der Hälfte derjenigen Interviewpartner, die nicht in Elternzeit gingen, war diese Komponente ein Entscheidungskriterium. Auch in Paarkonstellationen, in denen die Frauen weniger verdienen, war der finanzielle Aspekt jedoch nicht der einzige Grund, die Vaterzeit für sich abzulehnen. Es gibt aber auch Väter, die Elternzeit beansprucht haben, obwohl das Familieneinkommen dadurch geringer war als es bei einer alleinigen Elternzeit der Partnerin gewesen wäre.

„Also, da würde ich sagen [...] Es gibt Prioritäten im Leben. Also [...] ich komme auch mit wenig Geld klar. [...] Aber wenn man halt so einen gewissen Lebensstandard möchte [...]. Okay, da muss man halt dann Prioritäten setzen. Ich brauche keine Smartphone. Ich brauche kein neues Auto. Ich

brauche keine vier Wände. Und mir ist das wichtiger, mein Kind zu erziehen als vor lauter Arbeit keine Zeit mehr für die Familie zu haben.“ (IP6)

Das Einkommens- und damit Elterngeldgefälle zwischen Vätern und Müttern kann demnach als eine Entscheidungskomponente, aber nicht als Ausschlusskriterium für Väterzeit gesehen werden. Ausschlaggebend bei der Entscheidung für oder gegen Elternzeit ist die Frage, welche Priorität das Zusammensein mit dem Kind für den jeweiligen Vater hat. Mehrfach wurde von den Gesprächspartnern genannt, dass ihnen der direkte Bezug zum Kind wichtiger war als die finanzielle Situation. Manche Väter gehen davon aus, dass die Schwangerschaft automatisch zu einer engeren Bindung zwischen Mutter und Kind führt. Sie sehen die Elternzeit als Möglichkeit, im Beziehungsgefüge Familie „aufzuholen“ oder gehen davon aus, dass die Anfangszeit die Grundlage für eine spätere Bindung ist. Hinzu kommt das Verlangen, ein guter, präsenter Vater sein zu wollen.

In beruflicher Hinsicht gibt es bei einigen Interviewpartnern Konstellationen, die mit dem eigentlichen Ziel der Elternzeit – der aktiven Verantwortungsübernahme für ein Kind – nichts zu tun haben. Einige Väter waren unzufrieden mit ihrer beruflichen Situation und haben die Elternzeit als gesetzlich abgesicherten Ausstieg genutzt.

„Und beim zweiten Kind [...], wo ich die längste Zeit gemacht habe, war es [...] der Fall, dass ich selber schon mit meiner Tätigkeit etwas gehadert habe, also mich da auch unterfordert gefühlt habe und auch selber nicht mehr so begeistert davon war [...].“ (IP5)

Auch wenn betont wurde, dass der Kontakt zu den Kindern der Hauptgrund für die Vaterzeit war, ist fraglich, ob die Entscheidung in einer befriedigenderen Jobsituation auch zugunsten der Familienzeit gefallen wäre.

Einer der Interviewpartner, der selbstständig ist, ist der Meinung, dass diese Art der Erwerbstätigkeit mit Elternzeit überhaupt nicht kombinierbar ist.

„Es geht nicht um eine Diskussion, sondern es ist nicht möglich. Ich kann ja nicht sagen, ich lasse die Firma einfach mal ein paar Tage oder Wochen

alleine. Es wird schon irgendwie alleine voran gehen. Ist nicht machbar.
Ist nicht delegierbar.“ (IPa)

Die persönliche Priorität wird in diesem Fall – losgelöst von der Elternzeit- und Elterngeldregelung – nicht in der aktiven Kinderbetreuung gesehen. Das bedeutet, dass staatliche Maßnahmen zur Familienzeit diese Zielgruppe – unabhängig von der Ausgestaltung – nicht ansprechen.

Ob die Wahrnehmung von Elternzeit überhaupt als notwendig erachtet wird oder nicht, hängt auch von der zeitlichen Struktur des Arbeitsverhältnisses ab. Diejenigen Väter im Sample, die ihre Arbeitszeit besonders frei einteilen können, die aufgrund von Schichtarbeit halbtags frei haben oder die saisonal freigestellt sind, erachten Elternzeit als weniger notwendig, weil sie ohnehin feste Zeitblöcke zuhause verbringen.

„Aber dadurch, dass ich praktisch immer den halben Tag eigentlich immer da bin [...] haben [wir] einfach die Notwendigkeit dann gar nicht gesehen, dass ich jetzt zu Hause bleiben soll und sie zur Arbeit geht.“ (IPc)

Es spielt ebenfalls eine Rolle, inwiefern die Mutter des Kindes beruflich involviert ist und dementsprechend die Elternzeit des Vaters einfordert.

„Meine Frau, die gerne zu Hause bleiben wollte. Und ich wollte gerne arbeiten gehen. Ja. Alle sind glücklich.“ (IPe)

„Und beim zweiten Kind war es [...] der Fall, dass [...] meine Frau auch eben ganz konkret eine neue Stelle [...] angefangen [hat] und dann wäre es auch sehr ungut gewesen, wenn sie da jetzt gleich gefehlt hätte einfach dann.“ (IP5, Z. 95 – 100)

Im Hinblick auf mein Sample gilt dieser Grundsatz sowohl für den Fall, dass die Partnerin karriereorientiert ist und der Vater deshalb Familienzeit beansprucht, als auch für den Fall, dass die Partnerin ihren Job wechseln will oder arbeitslos ist und der Vater deshalb auf Elternzeit verzichtet.

Ein großes Gewicht bei der Frage, ob überhaupt über Elternzeit des Vaters nachgedacht wird, haben die Rollenbilder in der Paarkonstellation. Manche Interviewpartner sind klar der Meinung, dass Kinderbetreuung Frauensache ist.

Sie empfinden diese Arbeit als zu langweilig oder sind es schlicht gewohnt, dass Frauen die Hauptzuständigkeit für Kinder übernehmen. Das wird auch unter dem Aspekt der Diskussion um Elternzeit deutlich. Bei Paaren mit einer paritätischen Rollenvorstellung wurde diskutiert, wie die Elternzeit ausgestaltet wird. Bei anderen Eltern war die Aufgabenzuweisung des Vaters als Ernährer und der Mutter als Betreuerin so klar, dass die Frage nach Elternzeit gar nicht im Raum stand.

Aus den Interviews ergibt sich, dass weder strukturelle Gegebenheiten noch tradierte Rollenbilder jeweils der einzige Grund für den Verzicht auf Väterzeit sind. Zwei Interviewpartner gaben an, durch berufliche oder situative Gründe von der Elternzeit abgehalten worden zu sein. Diese beiden Väter haben eine andere Ebene gewählt, um ihre Vorstellung von gleichberechtigter Kindererziehung und -betreuung auszuleben.

„Und da ich als Mann nicht die anatomischen Voraussetzungen habe, um zu stillen, wasche ich doch die Windeln. Das ist ganz einfach. [...] Also, wenn Mutti studieren oder arbeiten ist, dann muss Papa halt die Brut pflegen, ganz einfach. Und wenn Papa arbeiten ist, dann muss Mutti das machen. Aber eigentlich finde ich es ganz gut, wenn beide Eltern sich gleichermaßen die Arbeit teilen, also die Erziehungsarbeit.“ (IPd)

Für die anderen Gesprächspartner, die nicht in Elternzeit waren, war neben äußeren Umständen immer auch der nicht vorhandene Wille zum „Kinderhüten“ ausschlaggebend.

„Natürlich [...] liebe ich die Kinder über alles und freue mich, die Zeit mit Ihnen zu verbringen, aber [...] ich weiß nicht, ob ich das geschafft hätte, die nötige Geduld aufzubringen, die Kinder, ich sag mal, in diesem monotonen Umfeld zu betreuen. Weil die Mutter (-) Hausarbeit ist zu einem gewissen Grad doch eine sehr monotone, repetitive Tätigkeit. Also Kinder füttern und körperliche Hygiene sicherstellen in den ersten zwei Jahren.“ (IPa)

In Bezug auf Kinderbetreuung variiert die Vorstellung der Interviewteilnehmer untereinander stark. Von den einen wird eine paritätische Aufgabenteilung als Ideal vertreten, von den anderen werden tradierte Rollenmuster als weiterhin

aktuelle Selbstverständlichkeit kommuniziert. Mehrere Interviewpartner – darunter einige, die über eine längere Dauer in Elternzeit waren – bezeichnen die Mutter als „natürliche“ Bezugsperson eines Kindes. Geschlecht wird unter Verweis auf biologische Argumente wie Schwangerschaft, Stillen und Hormone konstruiert und mit „entsprechenden“ Aufgaben und Kompetenzen verknüpft.

„Also ich meine, die Natur hat das ja nicht ohne Grund so eingerichtet [...] und ich denke, dieses Jahr, das sollte den Kindern auch schon zugestanden werden, dass sie das dann auch intensiv mit der Mutter verbringen, die wirklich ja biologisch dafür vorgesehen ist.“ (IP2)

Frauen werden unreflektiert als geduldigere, fürsorglichere Menschen kategorisiert. Während den Müttern die als monoton beschriebene Versorgungsarbeit angelastet wird, sehen sich viele der interviewten Väter in der Rolle dessen, der den Part des Spielens und Tobens übernimmt.

Traditionelle Geschlechterbilder dienen einerseits als Begründung, sich aus organisatorischen und pflegerischen Bereichen raushalten zu können. Andererseits verunsichern sie diejenigen Väter, die an der Betreuung und Erziehung des Kindes teilhaben wollen. Die Aufteilung der Elternzeit beziehungsweise die Zuständigkeit der Mutter in den ersten Monaten wird von den meisten Interviewpartnern mit dem Stillen begründet. Trotz alternativer Ernährungsmöglichkeiten scheint das Stillen das Hauptargument dafür zu sein, dass Mütter in der Babyzeit weniger abkömmlich sind als Väter.

Nur einzelne der interviewten Väter haben ein Bild von Kindererziehung, in dem alle Aufgaben gleichberechtigt verteilt sind. In den meisten Fällen hat der Vater die Ernährerrolle inne, während die Frau als Hauptzuständige für das Kind gilt. Mehrere Interviewpartner sind der Meinung, dass ihre (Ex-) Partnerinnen ein größeres Bedürfnis haben, beim Kind zu sein. Es ist möglich, dass diese Aussage die eigene Passivität rechtfertigen soll. Ebenfalls denkbar ist, dass die jeweiligen Mütter selbst klassischen Geschlechterarrangements folgen und sich tatsächlich in der besonderen Zuständigkeit für die Kinderbetreuung sehen.

„Ich glaube schon, dass Frauen da ein anderes Bedürfnis haben – längere Zeit für das Kind Vollzeit da zu sein. Aber das ist wahrscheinlich eher so –

stereotyp oder allgemeine, mein subjektives Wahrnehmen, was ich aus dem Bekanntenkreis sehe, was ich oftmals auch höre. Und natürlich faktisch die Verteilung, wie sie läuft, ist ja weit verbreitet, Dass Frauen oder Mütter dann doch deutlich mehr machen oder zu Hause sind als Väter.“
(IP₁)

Bei einigen Vätern zeigt sich eine Unsicherheit: Sie wollen Verantwortung übernehmen, betreuen das Kind aber gemeinsam mit ihrer Partnerin, die sie für kompetenter halten oder übernehmen Haushaltsaufgaben. An dieser Stelle wären Partnerinterviews geeignet, um aufzudecken, wie die Mütter den Sachverhalt einschätzen.

Im Kontext beruflicher und sozialer Erfahrungen der Gesprächspartner fällt auf, dass vor allem solche Männer Elternzeit genommen haben, in deren Umfeld dies inzwischen üblich geworden ist. Umgekehrt kennen die meisten Interviewten, die keine Vaterzeit in Anspruch genommen haben, auch keine anderen Männer, die in Elternzeit waren. Daraus lässt sich schließen, dass Elternzeit unter Vätern viel mit dem jeweiligen sozialen Milieu zu tun hat.

Nicht überraschend, aber dennoch erschreckend ist, wie sehr der Umgang mit Elternzeit in den Betrieben von der individuellen Einstellung von Vorgesetzten beeinflusst wird. Elternzeit für Väter mag auf der Makroebene durch Gesetze und auf der Mesoebene in Form von Unternehmensleitbildern festgeschrieben sein, tatsächlich hängen die Durchführbarkeit und die Konsequenzen aber meist von den direkten Vorgesetzten ab. Außerdem wird an den häufig unzureichend geregelten Vertretungsmöglichkeiten deutlich, dass die Prekarisierung von Arbeit sich negativ auf die Möglichkeit zur Elternzeit auswirkt.

„Gut, also etabliert ist es ja mittlerweile glaube ich allgemein, also zumindest in diesen akademischen Berufen sind diese gesetzlich vorgeschriebenen zwei Väter (-) also, nicht vorgeschrieben, aber ermöglichten zwei Vätermonate. Und die sind auch, so habe ich es gesehen und auch mir gegenüber also war gesellschaftlich und firmenintern etabliert. Was aber nicht vorgesehen ist, dass jetzt ein Mann tatsächlich eine so lange Zeitdauer das gemacht hat, wie ich das gemacht habe mit neun Monaten. Und das wurde auf jeden Fall deutlich nicht gerne gesehen. Und als ich

damit meinen Chef konfrontiert habe, hat er mir auch gleich im Gespräch gesagt, dass [...] an der Stelle hier meine Karriere beendet wäre praktisch. [...] Aber ich hatte auch einen Chef, der sehr, ja, sehr traditionell und sehr arbeitsorientiert war. Also, [er] hatte [...] ein fast klischeehaftes Männerbild zu erfüllen in seiner Rolle auch als praktisch dann da. Genau. [...] Ich [...] hatte ich jetzt vom Systematischen her jetzt keine großen Probleme, weil alles entsprechend eingetaktet worden ist. Weil es für alles Formulare gab und so was. Aber es war schon eher eine außergewöhnliche Entscheidung und hat mir sozusagen erst mal im direkten Bereich, in dem ich gearbeitet habe, schon Nachteile gebracht.“ (IP5)

Im privaten Umfeld scheint die Väterzeit besonders bei der Großelterngeneration auf Befremden zu stoßen. Laut Aussage einiger Interviewpartner sind in dieser Altersgruppe traditionelle Geschlechterleitbilder in Form des Vaters als Ernährer und der Mutter als Betreuerin noch weit verbreitet. Die interviewten Väter berichten, sich in dieser Frage gegenüber Eltern und Schwiegereltern teilweise in Erklärungsnot befunden zu haben. Als grundlegende Entscheidungskomponente kann die Einstellung der Großelterngeneration jedoch nach den Berichten der Befragten nicht eingestuft werden.

6. Zusammenfassung und Ausblick

Die von der Bundesregierung in Auftrag gegebene Studie „Elterngeld-Monitor“, durchgeführt vom Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung, resümiert, das Elterngeld habe seine Ziele erreicht (vgl. BMFSFJ 2012b: 4). Ich kann mich zwar der Position anschließen, dass Fortschritte erzielt wurden. Bei einer kritischen Auseinandersetzung mit dem neuen Elterngeld bin ich jedoch zu dem Ergebnis gekommen, dass kein durchgehender Erfolg zu verzeichnen ist.

Zunächst ist in den Interviews aufgefallen, dass viele Väter die Einzelheiten der Regelungen gar nicht kennen. Vor allem bezüglich der Variationsmöglichkeiten müsste mehr Aufklärungsarbeit geleistet werden. Im Vergleich mit den Intentionen des Elterngeldes fallen inhaltlich folgende Punkte auf:

Die Maßnahme sollte dazu führen, dass Eltern ihre Kinder ohne finanzielle

Verluste selbst betreuen können und dass auch gut verdienende Mütter nicht auf Kinder verzichten. Das Elterngeld ist für viele Familien ein wirtschaftlicher Fortschritt, aber es kann nicht davon ausgegangen werden, dass alle Eltern in der Lage sind, ein Jahr mit einem Einkommensverlust von etwa einem Drittel zu überbrücken. Gerade in einer Phase, in der Anschaffungen für ein Neugeborenes getätigt werden müssen, kann eine Einkommenskürzung problematisch sein. Je größer das ursprüngliche Nettoeinkommen ist, desto größer sind auch die monetären Abstriche im Vergleich zur „Normalsituation“. Dabei kommt es auf den sonstigen finanziellen Rahmen und auf die Prioritätensetzung der Eltern an.

Das zweite Ziel, die Ermöglichung einer geschlechtergerechten Arbeitsmarktteiligung, sehe ich besonders kritisch. Die Arbeitsmarktteiligung von Frauen mit Kindern über ein Jahr ist zwar etwas angestiegen, aber ein Großteil dieser Mütter arbeitet in Teilzeit. Das bedeutet im Zweifelsfall, dass sie gegenüber ihren Partnern finanziell im Nachteil sind und zudem den größten Teil der Kinderbetreuung übernehmen. Außerdem begünstigt die Berechnung des Elterngeldes anhand des Basiseinkommens weiterhin in den meisten Fällen eine traditionelle Rollenverteilung. Es „lohnt“ sich wirtschaftlich gesehen immer noch eher, dass die geringer verdienende Frau beim Kind bleibt. Das Elterngeld trägt dem Umstand, dass das Einkommen von Frauen und Männern in vergleichbaren Positionen unterschiedlich hoch ist, insofern nicht Rechnung.

Die Väterbeteiligung an der Kinderbetreuung ist seit der Einführung des Elterngelds zwar angestiegen, hat aber in keiner Hinsicht (Häufigkeit, Dauer, Höhe des Elterngeldes) den gleichen Anteil wie bei den Müttern erreicht. Steigende Werte bei der Väterquote in Elternzeit sprechen dennoch dafür, dass das neue Elterngeld zumindest einen Anstoß zum Umdenken in der familiären Aufgabenteilung gegeben hat. Ich sehe allerdings die Gefahr, dass die beiden „Vätermonate“ zum neuen gesellschaftlichen Leitbild werden und dass es dann aber dabei bleibt. In erster Linie ist Elternzeit eine Prioritätenfrage. Das Elterngeld ermöglicht es Vätern, die sich aktiv als solche engagieren wollen, mithilfe der finanziellen Unterstützung eine berufliche Auszeit zugunsten der Familie zu nehmen. Das Modell eignet sich jedoch nicht dazu, solche Väter ins Boot zu holen, die ihre Priorität nicht in der Übernahme familiärer Betreuungsaufgaben sehen.

Zumindest auf mein Sample bezogen bestätigen sich die Hypothesen bezüglich der berufsspezifischen Zuordnung. Väter in sozialen Berufen und im öffentlichen Dienst sehen demnach eher die Möglichkeit in Elternzeit zu gehen als Selbstständige oder Männer mit Führungsverantwortung. Bei denjenigen Vätern, die in Elternzeit waren, ist es sowohl im beruflichen als auch im sozialen Umfeld tendenziell üblich, diese Möglichkeit in Anspruch zu nehmen. Bei denjenigen, die nicht in Elternzeit waren, ist der kurzfristige Berufsausstieg zugunsten von Kinderbetreuung in den meisten Fällen dagegen auch im Kollegen- und Bekanntenkreis nicht üblich. Es bestätigt sich weiterhin, dass finanzielle Ungleichheiten in Paarkonstellationen einen Einfluss auf die Verteilung der Elternzeit haben und dass daneben traditionelle Rollenbilder auch einkommens- und berufsabhängig eine Hauptverantwortung von Müttern für Care-Arbeit zugrunde legen.

Klassische geschlechtsspezifische Arbeitsteilung ist in unserer Gesellschaft – gerade in Bezug auf Elternschaft – immer noch weit verbreitet. Die Politik trägt – trotz neuer Elterngeldregelung – dazu bei, beispielweise indem die Kindererziehungszeit bei nicht anders lautender Erklärung automatisch auf die Rentenversicherung von Müttern angerechnet wird. Die große Herausforderung ist es, diese geschlechterspezifischen Rollenvorstellungen aufzubrechen. Die von Ehnis und Beckmann vorgeschlagene „Elternschutzzeit“ (Ehnis und Beckmann 2010: 319) an Stelle der gegenwärtigen Mutterschutzregelungen könnte ein erster Schritt dazu sein. Die Inanspruchnahme von Elternzeit durch Väter könnte ihre Sonderstellung verlieren, wenn Väter nach der Geburt eines Kindes eine Zeit lang genauso selbstverständlich von der Arbeit befreit würden wie Mütter. Das Risiko, das eine Schwangerschaft für Arbeitgeber darstellt, würde damit zumindest kurzfristig auf beide Geschlechter verteilt werden.

Ein entsprechender Vorschlag zur Aufteilung der Elternzeit macht auch ein Interviewpartner:

„Aber ich glaube, man kann da auch noch einiges weiterentwickeln und [...] die zwei Vätermomente finde ich eigentlich viel zu kurz. Denn jetzt auch aus der Erfahrung der ersten Elternzeit, dass das eigentlich eher ein längerer Urlaub ist, den man irgendwie überbrücken kann. Aber ich glaube, wenn es auch um Karrierechancen geht in der Firma [...], dass man da

jetzt sagen würde, man hätte beispielsweise nur sechs oder acht Monate Elternzeit für ein Elternteil und die anderen gibt es nur, wenn das andere Elternteil auch [...] Elternzeit in Anspruch nimmt. Dass für die Firmen die Männer genauso unsichere Kantonisten werden wie das die Frauen bisher schon sind.“ (IP3, Z. 395 – 405)

Zumindest auf betrieblicher Ebene könnte die verbindliche Aufteilung der Elternzeit für ein Umdenken sorgen, weil Arbeitgeber sich darauf einstellen müssten, dass Männer und Frauen gleichermaßen an der Elternzeit beteiligt wären.

Geschlechtsspezifische Zuständigkeiten können nur dann aufgeweicht werden, wenn der mit dem Elterngeld verfolgte Ansatz konsequent zu Ende gedacht wird. Selbst wenn die Elternzeit von Vätern zu einer Prioritätenverschiebung führt, können auf Dauer nur dann Einstellungs- und Handlungsänderungen erfolgen, wenn im Anschluss Kinderbetreuungsangebote gesichert sind, damit beide Elternteile sich beruflich (weiter) verwirklichen können.

Bisher stehen sowohl strukturelle Barrieren als auch traditionelle Rollenbilder einer Zunahme der Elternzeit von Vätern im Wege. Diejenigen Männer, die ihren hälftigen Anteil an der Kindererziehung übernehmen wollen, müssen mehr Aufklärung und mehr Unterstützung bei der Normalisierung des Bildes vom „neuen Vater“ bekommen, um das Elterngeld und die Elternzeit nach ihren Vorstellungen nutzen zu können.

Das Elterngeld und die Elternzeit für Väter sind allein nicht in der Lage, eine traditionelle Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern aufzubrechen. Es muss viel mehr ein gesamtheitliches Umdenken in der Gesellschaft stattfinden, demzufolge Karrierechancen, Arbeitsmarktbeteiligung und familiäre Verantwortung nicht geschlechtsspezifisch festgeschrieben sind.

Literatur

- Behnke, Cornelia/Meuser, Michael (2010): Aktive Vaterschaft – Diskurse und alltägliche Praxis. Dokumentation der Tagung „Deutschland sucht den „Super-Papa“. Impulse für eine moderne Väterpolitik.“ des Gunda-Werner-Instituts und Forum Männer am 23./24. April 2010 in der Fachhochschule Köln. http://www.gwi-boell.de/downloads/2010-04-23_Tagung_Super-Papa_Beitrag_Behnke_Meuser_Vaterschaft.pdf [14.07.2012].
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2008): Dossier. Elterngeld als Teil nachhaltiger Familienpolitik, 3. aktualisierte Aufl., <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/Dossier-Elterngeld,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf> [25.06.2012].
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2009): Evaluationsbericht Bundeselterngeld- und Elternzeitgesetz 2009. <http://www.bmfsfj.de/RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/beegevaluation,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf> [15.07.2012].
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2012a): Elterngeld und Elternzeit. Das Bundeselterngeld- und Elternzeitgesetz. Rostock: Publikationsverband der Regierung, 11. Aufl.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hg.) (2012b): Studie Elterngeldmonitor. Kurzfassung. Rostock: Publikationsverband der Regierung.
- Carstensen, Tanja/Nielbock, Sonja (2008): Was kommt nach den „Vätermonaten“? Von kleinen Erfolgen durch das neue Elterngeld und vielen offenen Fragen danach. Online: <http://www.feministisches-institut.de/vaetermonate/> [11.07.2012].
- Döge, Peter/Behnke, Cornelia (2005): Auch Männer haben ein Vereinbarkeitsproblem. Ansätze zur Unterstützung familienorientierter Männer auf betrieblicher Ebene. Pilotstudie. Endbericht. Berlin: Institut für anwendungsorientierte Innovations- und Zukunftsforschung e.V.
- Döge, Peter/Volz, Rainer (2004): Männer – weder Paschas noch Nestflüchter. Aspekte der Zeitverwendung von Männern nach den Daten der Zeitbudgetstudie 2001/2002 des Statistischen Bundesamtes. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B46/2004, S. 13-23.
- Ennis, Patrick/Beckmann, Sabine (2010): „Krabbeln lerne ich bei Mama, laufen dann bei Papa“. Zur Einbeziehung von Vätern bei Elterngeld und Elternzeit – eine kritische Betrachtung. In: Feministische Studien. Heft 2/2010, S. 313-324.
- European Opinion Research Group (2004): Europeans' attitudes to parental leave. In: Special Eurobarometer. 189/59.1. Brüssel: European Commission.
- Flick, Uwe (2011): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch, 4. Aufl.
- Fthenakis, Wassilios E./Minsel, Beate (2002): Die Rolle des Vaters in der Familie. Stuttgart: Kohlhammer.
- Gesetzentwurf der Fraktionen der CDU/CSU und SPD. Entwurf eines Gesetzes zur Einführung des Elterngeldes vom 20.06.2006. <http://www.elterngeld.net/quellen/Elterngeld-Gesetzentwurf1.pdf> [09.08.2012].
- Institut für Demoskopie Allensbach (2005): Einstellungen junger Männer zu Elternzeit, Elterngeld und Familienfreundlichkeit im Betrieb. Ergebnisse einer repräsentativen Bevölkerungsumfrage. http://www.ifd-allensbach.de/uploads/tx_studies/6697_Junge-Maenner_Elternzeit.pdf [27.06.2012].

- Internetredaktion des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2012): Familien-Wegweiser.de. Neuregelungen beim Elterngeld. <http://www.familienwegweiser.de/wegweiser/stichwortverzeichnis,did=165868.html> [22.08.2012].
- Jurczyk, Karin/Thyssen, Barbara (2008): Väterbilder – Mütterbilder: Die Kluft zwischen Leitbildern und Alltag. In: DJI Bulletin 83/84. 3/4 2008, S. 27-29.
- Jurczyk, Karin/Rauschenbach, Thomas (2009): Elternzeit als Impuls für väterliches Engagement. Ein Vorreiter in der Väterpolitik? In: Jurczyk, Karin/Lange, Andreas (Hg.): Vaterwerden und Vatersein heute. Neue Wege – neue Chancen! Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung, S. 345 – 368.
- Koch, Angelika (2008): Elternzeit – Teilzeit – Aus(zeit) Teilzeitrechte in Führungspositionen. In: WSI Mitteilungen. Heft 11+12/2008, S. 612-618.
- Meuser, Michael (2009): Vaterschaft und Männlichkeit. (Neue) Väterlichkeit in geschlechtersoziologischer Perspektive. In: Jurczyk, Karin/Lange, Andreas (Hg.): Vaterwerden und Vatersein heute. Neue Wege – neue Chancen! Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung, S. 345 – 368.
- Pfahl, Svenja/Reuß, Stefan (2009): Das neue Elterngeld. Erfahrungen und betriebliche Nutzungsbedingungen von Vätern – eine explorative Studie. Kurzfassung. <http://www.boeckler.de/pdf/fof/S-2008-128-3-3.pdf> [15.06.2012].
- Reuß, Stefan (2012): Elternzeit. In: Hessenstiftung – Familie hat Zukunft (Hg.): Wertvolle Väter. <http://www.hessenstiftung.de/termine/fachtagung-wertvolle-vaeter.htm> [25.06.2012].
- Schier, Michaela/Szymenderski, Peggy (2009): Von der Vorgabe zur Aufgabe. Die Folgen der Entgrenzung von Erwerbsarbeit für Männlichkeit, Vaterschaft und Arbeitsteilung. In: Jurczyk, Karin/Lange, Andreas (Hg.): Vaterwerden und Vatersein heute. Neue Wege – neue Chancen! Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung, S. 345 – 368.
- Statistisches Bundesamt (Hg.) (2008): Elterngeld – Eine erste Bilanz. https://www.destatis.de/DE/Publikationen/STATmagazin/Soziales/2008_10/PDF2008_10.pdf?__blob=publicationFile [15.07.2012].
- Statistisches Bundesamt (Hg.) (2012): Pressekonferenz. „Elterngeld – wer, wie lange und wie viel?“ am 27. Juni 2012 in Berlin. https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressekonferenzen/2012/Elterngeld/statement_egeler_elterngeld_PDF.pdf?__blob=publicationFile [21.08.2012].
- Witzel, Andreas (1982): Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen. Frankfurt/Main und New York: Campus Verlag.
- Zerle, Claudia (2008): Die eigene Rolle finden: Wie junge Männer sich Vatersein vorstellen. In: DJI Bulletin 83/84. 3/4 2008, S. 10-12.
- Zerle, Claudia (2009): Väter in der Zerreißprobe. In: DJI Bulletin 4/2009. Heft 88, S. 14-15.
- Zerle, Claudia/Krok, Isabelle (2008): Null Bock auf Familie? Der schwierige Weg junger Männer in die Vaterschaft. Kurzfassung. http://www.bertelsmannstiftung.de/bst/media/xcms_bst_dms_26376_26377_2.pdf [20.08.2012]

Elisabeth Riha / Franziska Günther / Felix Heyer

Männlichkeitskonstruktionen im Kontext von Wandlungsprozessen in der Arbeitswelt

1. Fragestellung

Die Arbeitswelt befindet sich im Wandel – Flexibilisierung von Arbeitszeiten, der Rückzug des Normalarbeitsverhältnisses „als tief einsozialisierte Normalitätsunterstellung“ (Bonß 1999: 213), die Auflösung und gleichzeitige Starrheit homosozialer Berufswelten und, damit einhergehend, die Herausbildung neuer Anforderungen und Erwartungen an die Erwerbspersonen sind nur einige Merkmale dieses Wandels. Erwerbsarbeit gilt dabei in der Geschlechtersociologie als ein Grundpfeiler der Konstruktion von männlichen Identitäten. Somit stellt sich die Frage, welche Auswirkungen die Erosion des Normalarbeitsverhältnisses und das Aufbrechen traditioneller Sicherungsmechanismen des Erwerbssystems (im fordistischen Sinne) auf die Geschlechterverhältnisse haben, speziell auf die Konstruktion und Reproduktion von Männlichkeiten bzw. männlicher Herrschaft.

Es stellt sich die Frage, ob Männlichkeitskonstruktionen sich wandeln und wenn, in welcher Form dieser Wandel stattfindet. Ansatzpunkt ist dabei die Erkenntnis, dass die Konstruktion von Männlichkeiten derzeit mit starken Herausforderungen konfrontiert ist, die maßgeblich aus wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Wandlungsprozessen hervorgehen. So bewirken beispielsweise die gesteigerte Flexibilisierung in Arbeitszusammenhängen und die gesellschaftliche Debatte um Gleichstellung ein Infragestellen von vorher selbstverständlichen Privilegien ‚männlich‘ bezeichneter Personen. Im Zuge dieser Veränderungsprozesse kann eine eindimensionale Form von Männlichkeit nicht mehr unhinterfragt angenommen werden, sondern es entsteht ein Bedarf an neuen Definitionen bzw. Umdeutungen, um Hegemonie zu rechtfertigen und fortzuschreiben, aber vielleicht auch um Identität anders zu entwickeln.

Zur Untersuchung dieser Fragestellung, mit der wir uns im Rahmen eines Seminars an der Universität Potsdam befasst hatten, haben wir zehn qualitative Interviews durchgeführt. Wir¹ erheben dabei natürlich nicht den Anspruch den eben dargestellten Zusammenhang empirisch umfassend zu belegen; vielmehr zeigte sich im Arbeitsprozess, dass diese Fragen mit unseren begrenzten Kapazitäten nur schwer beantwortbar sein würden. Da wir weder einen ‚modernen‘ Mann konstruieren noch unsere eigenen Vorannahmen zur Veränderung von Männlichkeitskonstruktionen reproduzieren wollten, konkretisierten wir das Ziel unserer Studie darauf, inwiefern die von uns durchgeführten qualitativen Interviews Belege für die herangezogenen geschlechtersoziologischen Konzepte liefern können.

Zunächst soll nun näher auf jene theoretischen Grundlagen zur Konstruktion von Männlichkeiten eingegangen werden, die in der anschließenden Analyse und Auswertung der qualitativen Daten Verwendung finden. Darauf aufbauend werden zentrale Befunde der empirischen Arbeit vorgestellt.

2. Theoretische Aspekte zu Männlichkeitskonstruktionen

Die theoretischen Grundlagen der Arbeit bilden sowohl Pierre Bourdieu und dessen Konzept des geschlechtlichen Habitus als auch Raewyn Connell² mit ihren Ausführungen zur hegemonialen Männlichkeit. Zu beiden Konzepten gibt es in diesem Sammelband ausführliche Darstellungen in den Beiträgen von Kathrin Kremer und Michael Frey³. Im Folgenden werden deshalb nur kurz diejenigen Teilaspekte der Theorien von Bourdieu und Connell skizziert, die für die Auswertung und Analyse der von uns durchgeführten qualitativen Interviews von besonderer Bedeutung waren.

1 Wir sind drei Studierende der Sozialwissenschaften an der Universität Potsdam. An der Seminararbeit, die diesem Artikel zugrunde liegt, war neben uns dreien zusätzlich auch noch Chris Baumann beteiligt.

2 früher Robert W. Connell

3 Vgl. zu Bourdieus Konzept von Männlichkeitskonstruktionen den Beitrag von Kathrin Krämer und zu Connells Konzept hegemonialer und anderer Männlichkeiten den Beitrag von Michael Frey in diesem Band.

Bourdieu verwendet u. a. den Begriff der „Hexis“. Damit bezeichnet er diejenigen Bestandteile des Habitus, die körperlich sichtbar sind, sozusagen den inkorporierten Teil des Habitus (vgl. Bourdieu 1987: 129). Dieser unterscheidet sich nicht nur nach Geschlechtern, sondern auch nach sozialen Gruppierungen, ethnischer Zugehörigkeit und beruflichen Handlungsfeldern. Die feldspezifische Hexis kann damit die Inkorporierung gesellschaftlicher Strukturen, die das eigene körperliche Handeln bestimmen, erklären.

Die Hexis bestimmt, welches Handeln u. a. unter dem Gesichtspunkt geschlechtsspezifisch erwarteter Verhaltensweisen angemessen erscheint, um einen Beruf auszuüben. Denn zunächst wird die Person in ihrem beruflichen Feld als Mann oder Frau wahrgenommen und von Interaktionspartner_innen entsprechend kategorisiert. Mit diesen Erwartungen, die an sie herangetragen werden, muss die Person umgehen und sich geschlechtsentsprechend verhalten. Die körperliche Dimension des Habitus, die Hexis, schreibt sich in das körperliche Handeln und die Körperhaltung der Akteure ein; dies ist der Teil des Habitus, der unmittelbar sichtbar ist. Das Individuum lernt körperlich, wie es sich zu (ver-)halten hat, welche Bewegungen, Handlungen und Verhaltensweisen der jeweiligen Situation und der eigenen Position angemessen sind (vgl. Buschmeyer 2013: 60-64).

Zur Erklärung des Zusammenhangs von Geschlechtskonstruktion und Ausübung des jeweiligen Berufes kann zusätzlich auch das Konzept des „Geschlechter-Wissens“ nach Dölling herangezogen werden:

„Unter (individuellem) ‚Geschlechter-Wissen‘ verstehen wir den sich aus verschiedenen Wissensformen zusammensetzenden und strukturierten ‚Vorrat‘ an Deutungsmustern, an Fakten- und/oder Zusammenhangs-Wissen, mit dem die Geschlechterdifferenz wahrgenommen, bewertet, legitimiert, begründet bzw. als selbstverständliche, quasi ‚natürliche‘ Tatsache genommen wird.“ (Dölling 2005: 1)

Grundlage ist zunächst die Unterscheidung zwischen männlich und weiblich, die Vorstellung der Bipolarität der Geschlechter und die daran geknüpften Vorstellungen, was dem jeweiligen Geschlecht entsprechend zu tun und zu denken ist.

Bei Connell gilt eine bestimmte Form von Männlichkeit als hegemonial, während andere Formen von Männlichkeit (komplizenhafte Männlichkeit, untergeordnete Männlichkeit, marginalisierte Männlichkeit) im Verhältnis zu dieser stehen und sich entweder an ihr orientieren oder bewusst von ihr abgrenzen. Das Konzept der hegemonialen Männlichkeit von Connell wurde von Michael Meuser in Bezug auf gegenwärtige Entwicklungen in der Arbeitswelt weiterentwickelt. Er hebt dabei die folgenden drei Aspekte hervor: Erstens greift das „rekonfigurierte Normalarbeitsverhältnis“ (Lengersdorf/Meuser 2010: 93) zwar die Elemente der Absicherung und Regelmäßigkeit des traditionellen Normalarbeitsverhältnisses auf, transformiert es aber hinsichtlich der derzeitigen Anforderungen des Erwerbsmarktes: Besonders wichtig ist die Sicherheit bzw. Wahrscheinlichkeit, mit den vorhandenen Fähigkeiten einen Job zu finden; die Ware Arbeitskraft muss sich der Flexibilität des Marktes anpassen und kann nur dann effektiv genutzt werden (vgl. Lengersdorf/Meuser 2010: 93). Zweitens fordert das „unternehmerische Selbst“ (Meuser 2010: 332)⁴ vom Arbeitenden, sich dem Markt anzuschließen, auf ihn passend zu reagieren, mit seinen Anforderungen umzugehen und für sich selbst eine eigene gewinnbringende Position zu finden. Es geht letztendlich um Entwicklung und Optimierung der eigenen Berufsbiografie.

„Männlichkeit ist in diesem Kontinuum nur ein ‚Selbst-Projekt‘ neben zahlreichen anderen. Es muss sich ebenso der Flexibilitätsnorm unterwerfen und sich konsequent in den Dienst des Erfolges stellen wie jede andere Dimension des Selbst“ (Lengersdorf/Meuser 2010: 94).

Und schließlich der dritte Mechanismus im Regulativ der hegemonialen Männlichkeit: Im Zuge der Neoliberalisierung entsteht eine neue Form von hegemonialer Männlichkeit, die Managermännlichkeit – *transnational business masculinity* (vgl. Connell/Wood 2005; Lengersdorf/Meuser 2010: 95).

Schließlich haben wir einen weiteren Ansatz für unsere Studie hinzugezogen: Das Konzept der „alternativen Männlichkeit“ von Irene Dölling (2005). Dölling stellt fest, dass es eine spezifische Form von Männlichkeit gibt, die mit dem

⁴ Meuser verweist an dieser Stelle auf Ulrich Bröckling (2002): Das unternehmerische Selbst und seine Geschlechter: Gender-Konstruktionen in Erfolgsratgebern. In: Leviathan 30, S. 175-194.

Connell'schen Konzept nicht erfasst werden kann: die alternative Männlichkeit. Diese zeichnet sich dadurch aus, dass versucht wird, „das System der hegemonialen Männlichkeit zu kritisieren oder sich ihm zu entziehen“ (Buschmeyer 2013: 101). Diese Menschen stehen in einem „ablehnend-kritischen Verhältnis zur hegemonialen Männlichkeit, sie sind auf der Suche nach oder leben bereits Alternativen“ (ebd.). Sie unterstützen feministische Ansätze und versuchen geschlechterpolitische Themen in ihren Alltag einzubinden.

3. Zugang zur Empirie

Hier soll kurz unser Vorgehen zur Datenerhebung sowie der methodische Umgang mit den dieser Arbeit zugrundeliegenden Interviews erklärt werden. Um empirische Daten in die Seminararbeit einbeziehen zu können, haben wir 10 Interviews mit jüngeren Männern durchgeführt. Die Gespräche hatten eine Dauer von 20 bis 40 Minuten. Meistens wurden sie bei den Befragten zu Hause durchgeführt, um eine störungsfreie Umgebung zu garantieren. Einige Interviews wurden auch an öffentlichen Orten durchgeführt, dies war dann jedoch immer mit dem Nachteil lauter Nebengeräusche und Ablenkungen verbunden.

Die Interviews orientierten sich an der Methode des qualitativen Leitfadenterviews. Der Leitfaden, der den Interviews zugrunde lag, verbindet thematisch die Bereiche Arbeit, Freizeit und Familie mit Fragen nach der Selbstdefinition als Mann. Für die Interviews suchten wir uns bewusst Personen aus, die zwar als ‚männlich‘ bezeichnet werden, die aber zugleich aufgrund ihrer Arbeits- und Lebensformen solchen traditionellen Männlichkeitsbildern wie zum Beispiel dem ‚Alleinernährer‘ oder dem ‚Technikexperten‘ oder auch dem in der Praxis nicht selten anzutreffenden ‚Wochenend-Papa‘ nicht entsprechen. Wir haben uns dabei auf folgende drei Gruppen beschränkt:

- Selbstständige aus dem ökonomisch eher als prekär geltenden Kreativbereich;
- Gesundheits- und Krankenpfleger sowie Erzieher, die in oftmals ‚weiblich‘ konnotierten Berufsfeldern arbeiten;
- Väter, die Elternzeit in Anspruch genommen haben und dafür zeitweise bewusst nicht berufstätig sind.

Die Interviewpartner fanden wir zum großen Teil über eine Art Schneeballsystem; das gilt insbesondere für die Selbstständigen im Kreativbereich und die Arbeitenden in sozialen Berufen; die Väter in Elternzeit meldeten sich demgegenüber mehrheitlich auf Aushänge, die wir auf der Straße angebracht hatten. Anfangs versuchten wir auch, durch Besuche in Co-Working Spaces⁵ mit dort tätigen Selbstständigen aus dem Kreativbereich in Kontakt zu kommen, wir stellten aber schnell fest, dass eine spontane Befragung an den dortigen Arbeitsplätzen mit erheblichen Nebengeräuschen und einer zu großen Ablenkung der Interviewten verbunden war.

Zur Auswertung der Interviews wurden anhand des Leitfadens die Aussagen aus den Interviews zu den Themenbereichen Beruf, Familie, Freizeit, Lebensentwürfen und eigenen Männlichkeitsdefinitionen gesammelt und gegenübergestellt. Diese als zentral empfundenen Aspekte wurden sowohl innerhalb der drei Gruppen (Selbstständige, Männer in sozialen Berufen, Väter in Elternzeit) als auch gruppenübergreifend verglichen. So konnten Gemeinsamkeiten und Unterschiede herausgearbeitet und die Befunde zu den zur Grundlage genommen theoretischen Ansätzen in Beziehung gesetzt werden.

4. Selbstkonzepte von Männlichkeit

Aufbauend auf der Ausgangsthese der Veränderung von Männlichkeitskonstruktionen im Angesicht einer sich wandelnden Arbeitswelt sollen nun konkrete Aussagen unserer Interviewpartner zu dieser Thematik vorgestellt werden. Dazu werden ausgewählte Bestandteile der Konzepte zur Konstruktion von Männlichkeiten von Bourdieu und Connell sowie Weiterentwicklungen von Meuser und Dölling herangezogen. Zum einen finden sich in den durchgeführten Interviews Äußerungen, die auf einen Wandel von Männlichkeitskonstruktionen hinweisen, zum anderen lassen sich jedoch auch stereotype Erklärungsmuster und Definitionen von 'Mann-Sein' beobachten.

⁵ Ein Co-Working Space ist ein Ort, meist mit Café, an dem insbesondere Selbstständige gemeinsam arbeiten; oft mietet der Einzelne sich dort einen Arbeitsplatz. Meist befinden sich solche Arbeitsplätze in Gruppenräumen, sodass gemeinsam an unterschiedlichsten Projekten gearbeitet wird.

Geschlechterwissen und Hexis – habituelle Strukturen

Stabilität innerhalb gesellschaftlicher Strukturen und deren Reproduktion lassen sich mit Bourdieus Analysen in ihren Wirkmechanismen untersuchen. Der geschlechtliche Habitus konstituiert sich unter anderem durch eine Form von Geschlechter-Wissen, durch “das, was die Mitglieder einer Organisation oder eines Feldes über Geschlecht und Geschlechterverhältnisse denken und (unbewusst) wissen.“ (Buschmeyer 2013: 68). So berichtet Jonas⁶, ein Vater in Elternzeit, von Situationen, in denen er “schon viele Komplimente dafür bekommen [hat], dafür dass [er] Windeln wechsle” (T 10, Z. 638f). Er betont, dass er dies als beleidigend empfinde, da seine Frau noch nie Komplimente für diese Tätigkeit bekommen habe (vgl. T 10, Z. 652). Hier wird klar, dass Windeln wechseln als “weiblich” konnotierte Tätigkeit, als auffällig und für einen Mann untypisch bewertet wird. Die Komplimente entspringen dann dem Geschlechter-Wissen, da es vermeintlich etwas Besonderes ist, als ‚Mann‘ Windeln zu wechseln, während es für die ‚Frauen‘ eine ganz ‚natürliche‘ Sache ist.

Das Konzept des Geschlechter-Wissens kann eine Erklärung dafür liefern, warum und wie beispielsweise Berufe geschlechtsspezifisch ausgeübt werden. Beispiele für ein so verstandenes „Geschlechterwissen“ liefern die folgenden Darstellungen in den Interviews. Krankenpfleger Ludwig beschreibt Erfahrungen mit geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung, indem er schildert, dass ‚männliche‘ Pfleger “definitiv alles besser [könnten] was mit Kraft zu tun hat” (T 5, Z. 456)⁷. Weiterhin könnten sie “besser beruhigend wirken” (T 5, Z. 458) als die ‚weiblichen‘ Pflegekräfte. Diese seien hingegen organisierter und einfühlsamer (vgl. T 5, Z. 463ff), woraus wiederum eine differenzierte Arbeitsteilung resultiere; Patienten würden sich “im Allgemeinen [...] viel lieber bei Frauen aussprechen” (T 5, Z. 464). Die Praxis einer geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, so der Krankenpfleger Max, werde allgemein akzeptiert. Die “klare Rollenverteilung” (T 7, Z. 148) sei etwas, das “jeder so annimmt und dann ist gut” (T 7, Z. 148f).

6 Zur Anonymisierung der Aussagen wurden für die Befragten fiktive Namen verwendet. Im Text wird auf neun der zehn Interviews Bezug genommen. Die Namen gehören zu folgenden Berufs- bzw. Tätigkeitsfeldern: Ludwig und Max (Krankenpfleger), Martin (Erzieher); Jonas, Manfred und Rico (Väter in Elternzeit); Peter, Frank und Friedrich (Selbstständige im Kreativbereich).

7 T 5, Z. 456 bedeutet Transkription von Interview 5, Zeile 456.

In diesem Zusammenhang ist der oben eingeführte Begriff der Hexis von Bedeutung, also der Teil des Habitus, der visuell wahrgenommen wird, die körperliche Darstellungs- und Ausdrucksform geschlechtsspezifischer Erwartungen. Als Beispiel hierfür können die Erfahrungen des Pflegers Max auf einer psychiatrischen Station herangezogen werden. Die "körperliche Präsenz" (T 7, Z. 146) der männlichen Pfleger bestimme ihre Handlungen insofern, als sie im Falle von "Fremdaggressivität" (T 7, Z. 143) seitens der Patienten dafür zuständig seien, die Situation zu entschärfen:

„Es passiert tatsächlich heute noch so, dass Leute am Bett fest gebunden werden und da ist man natürlich als Mann mehr gefragt. Das heißt (.) die Schwestern bleiben in der Regel sitzen, weil der Mann doch noch ne andere körperliche Präsenz hat. [...] Da gibt es irgendwie noch so ne, so ne klare Rollenverteilung, die aber auch jeder so annimmt und dann ist gut.“ (T 7, Z. 144-149)

Berufliche Orientierung im Rahmen hegemonialer Männlichkeitsentwürfe

Innerhalb der Untersuchungsgruppe der Pfleger werden Tendenzen einer abwertenden Haltung im Hinblick auf die gegenwärtige berufliche Tätigkeit deutlich, noch mehr jedoch im Hinblick auf den beruflichen Werdegang. Max beschreibt seine aktuelle berufliche Situation als "Zwischenschritt" (T 7, Z. 10). Der "Abschluss eines Studiums" (T 7, Z. 38) nimmt für Max eine hohe Stellung innerhalb der geplanten Erwerbsbiographie ein. Eine lebenslange Tätigkeit als Pfleger kann sich auch Ludwig nicht vorstellen, selbst dann nicht, wenn ihm "jemand sonst wie viel Geld dafür bieten würde" (T. 5, Z. 111). Weiterhin auffällig ist der explizite Wunsch Ludwigs, in einer zukünftigen Familienkonstellation die Rolle des Ernährers einzunehmen. Er wäre "schon gerne derjenige [.] der das Geld verdien[e]" (T 5, Z. 318) und betont:

„Auch wenns so ein bisschen eigentlich bekloppt ist, aber es ist einfach, das ist einfach noch so ein bisschen drin und ich glaube das ist einfach ein Ausdruck dessen so (.) was man, dass man halt Mann ist einfach. [...] Einfach auch aus dem Gefühl heraus, dass man als Mann glaube ich, also irgendwie ja doch die Verpflichtung hat die Familie dann zu ernähren.“ (T 5, Z. 318-341)

Die hier vorgestellten Fälle könnten als Beispiele für komplizenhafte Männlichkeiten im Sinne Connells gedeutet werden. Sie sehen für sich Entwürfe des Familienernährers als Ziel oder Orientierung, können diese aber (noch) nicht umsetzen. Dies könnte sich beispielsweise darin zeigen, dass für die beiden befragten Pfleger die Option und der Wunsch bestehen, ihren erlernten Beruf nicht bis zum Ende des Berufslebens auszuführen. Sie sehen sich nicht als Pfleger, sondern als Menschen, die in einer Übergangsphase als Pfleger arbeiten.

Wandlungsprozesse – rekonfiguriertes Normalarbeitsverhältnis und alternative Männlichkeiten

Das neue Normalarbeitsverhältnis ist nach Meuser vor allem dadurch gekennzeichnet, dass ein gesicherter Berufsstand an Bedeutung verliert, während eine neue Sicherheit dadurch entsteht, dass man durch die Schärfung des eigenen Berufsprofils und den Erwerb von Qualifikationen die Sicherheit gewinnt, auf jeden Fall eine (neue) Anstellung zu bekommen.

Angesprochen auf die mit einer Tätigkeit als Selbstständiger verbundene institutionelle Unsicherheit finden sich vor allem bei Peter Aussagen, die den Befunden Meusers entsprechen. Er habe “zwei crazy Firmen” (T 3, Z. 141), Existenzangst verspüre er jedoch nicht. Wieso? Er wisse, “dass [er] auch in normale Jobs gehen könnte” (T 3, Z. 141f), wenn er müsse. Dies lässt eine aufgrund der beruflichen Qualifikation gewonnene Sicherheit vermuten.

Die gesteigerte Flexibilität bringt für die interviewten Personen nicht etwa mehr Stress mit sich, sondern bietet ihnen Raum für Selbstverwirklichung und ein Gefühl von Freiheit, besonders im Vergleich zur Arbeit in einem Anstellungsverhältnis. So schreibt Frank, in seiner Arbeit sei ihm vor allem die “Freiheit wichtig [..], also die Selbstbestimmtheit im Leben” (T 1, Z. 61ff). Des Weiteren “erlebe [er seine] Arbeit nicht zwangsläufig immer als Arbeit” (T 1, Z. 160f). Dies kann vor allem auf die Flexibilität selbstständiger Arbeitsformen zurückgeführt werden. Flexible Arbeitszeiten werden positiv bewertet und tradierten Arbeitsformen gegenübergestellt. So seien “feste Arbeitszeiten mit [..] 'ner enormen Arbeitsbelastung” (T 1, Z. 101ff) verbunden, die als “völlig abschreckend” (T 1, Z. 102) empfunden werde. Die freie Wahl der Arbeitszeit sei eine Art Selbstbestimmung; Zeit werde so zu einem Transfermittel (vgl. T 2, Z. 10ff).

Ein Beispiel für das Konzept alternativer Männlichkeit nach Dölling (2005) ist die Schilderung Manfreds zur Auswahl von Geschenken für seine Kinder. Manfred spricht hier davon, dass er sich u. a. "ambitioniert" damit auseinandersetzt, Bücher für seine Kinder zu finden, "die irgendwie so Geschlechterrollen kritisch reflektieren" (T 8, Z. 395f). Eine selbstreflexive Auseinandersetzung mit dem eigenen konstruierten Geschlecht wird auch in den Aussagen des Erziehers Martin deutlich:

„Es gibt total spannende Literatur und viele interessante Wissenschaftler auch die (..) tolle Aussagen zu Männlichkeit und Weiblichkeit und im Aufbruch des Ganzen mit biologischen und gesellschaftlichen Geschlecht und so weiter liefern [...]. Wenn man das dann eben auf 'ner rein biologischen Ebene betrachtet dann gibt's klar Männlichkeit. Dann ist das ein Schwanz und da ist ein Hoden dran.“ (T 6, Z. 211-217)

Eine Kategorisierung von Menschen aufgrund des Geschlechts lehne er im Gegensatz zu einer solchen rein biologisch orientierten Betrachtung grundsätzlich ab, auch wenn dies insgesamt schwierig umzusetzen sei (vgl. T. 6, Z. 205ff).

5. Ambivalenz von Wandel und Stagnation

In der Arbeit mit den Interviews zeigte sich deutlich, dass weder ein absoluter Wandel noch ein kompletter Stillstand die gegenwärtigen Veränderungsprozesse von Männlichkeitskonstruktionen treffend charakterisieren. Im folgenden Abschnitt soll die These von der Gleichzeitigkeit von Wandel und Stagnation in aktuellen Männlichkeitskonstruktionen mit Beispielen aus den durchgeführten Interviews belegt werden.

Wandel und Beispiele für Veränderungen

Es lässt sich, bezogen auf den Begriff des Wandels, aus den Interviews herausfiltern, welche Bereiche für die interviewten Personen von konkreten Veränderungen betroffen sind. Thomas beschreibt das traditionelle Männlichkeitsbild vor allem durch die grundsätzliche Aufgabenverteilung innerhalb der Familie. So habe der Mann die Aufgabe, das Geld zu verdienen, ein Haus zu bauen und dieses dann zu verteidigen (vgl. T 4, Z. 142f). Diese Aufgabenvertei-

lung werde durch eine ‚neue‘ Männlichkeit aufgebrochen: „Viele Frauen, die brauchen das nicht mehr. Die können sich selbst verteidigen, selbst Geld verdienen.“ (T 4, Z. 146f).

Andere Beispiele beziehen sich auf die Einstellung der befragten Väter in Elternzeit zu Kinderbetreuung und Erziehung, auch dort in Verbindung mit der allgemeinen Arbeitsteilung innerhalb der Familie. So betont Jonas, ein Vater in Elternzeit, dass er es als „modern“ ansieht, wenn Erziehung zwischen Partner_innen „ehrlicher [ge]teilt [wird] und dass die ganze Gesellschaft darauf eingestellt ist“ (T 10, Z. 569ff). So seien die Schaffung neuer Strukturen in der Gesellschaft und gleichzeitig ein neues Bewusstsein für gerechtere Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern ein noch nicht realisiertes Ziel. Doch sieht beispielsweise Rico eine Entwicklung dahin, „dass Männer als Väter stärker gefragt sind oder sich andersrum auch stärker als Väter engagieren und einbringen“ (T 9, Z. 336f). Gleichzeitig betont beispielsweise Jonas, dass er sich auch als Vater in Elternzeit lieber als „normaler Mann“ (T 10, Z. 628) und nicht als „neuer Mann“ bezeichnet wissen würde.

Einige Interviewpartner machen außerdem deutlich, dass für sie selbstverständlich die gleichberechtigte Teilhabe ‚weiblich‘ bezeichneter Personen am Berufsleben und die Stellung in Hierarchien gemäß der erbrachten Leistungen zur derzeitigen Arbeitswelt gehöre. Frank schildert seine Sicht auf Geschlechterverhältnisse und Arbeitsteilung wie folgt:

„Also ich seh‘ die Frau nicht am Arbeitsherd [...] sondern entsprechend ihrer Kompetenzen. Und wenn die mir halt auf Augenhöhe begegnet, dann (.) soll sie’s gerne machen. Ja also was beispielsweise auch heißt ich übernehme dann ´ne andere Rolle, wenn die Frau so mehr im Arbeitsleben verortet ist beispielsweise“ (T 1, Z. 241f).

Als weitere Aspekte von Wandlungsprozessen werden in den Interviews auch Veränderungen im Geschlechterverhältnis selbst benannt. Die Grenzen zwischen den Geschlechtern würden „immer weiter verschwimmen“ (T 1, Z. 227), empfindet Frank. Dies zeige zum Beispiel die Möglichkeit des Auslebens von Homosexualität und Transsexualität:

„Ich glaub Sexualität oder männlich-weiblich verschwimmt (.) verschwimmt für mich immer mehr. Ob es bei Themen sind wie, wie das

Menschen sich halt verändern, auch körperlich so verändern, so Transsexualität oder aber auch zur Homoehe“ (T 1, Z. 227ff).

Deutlich wird in den von uns geführten Interviews weiterhin, dass die Frage nach einer Bestimmung von Männlichkeiten für die meisten Interviewpartner nicht spontan und abschließend zu beantworten war. Auffällig war dabei unter anderem, dass es zwar bei den Interviewten durchaus auch klischeehafte Vorstellungen gab, dass diese aber nicht sofort und mit voller Überzeugung vorgebracht wurden. Rico reagierte beispielsweise auf die Frage nach der Definition von Männlichkeit mit der Aussage: „fällt mir ein, ein Haufen Klischees, mit denen ich allesamt nichts zu tun haben will“ (T 9, Z. 299). Diese Äußerung könnte deutlich machen, dass Rico nicht ohne weiteres definieren kann oder will, was ein ‚Mann‘ ist, obwohl er im weiteren Interviewverlauf auch selbst solche Stereotype wie ‚den rationalen Mann‘ im Kontrast zur ‚emotionalen Frau‘ verwendet. Jonas erste Aussage zur Frage nach einer Männlichkeitsdefinition ist: „also Männer sind im Allgemeinen (..) ja keene Ahnung (...) jetzt fällt mir grad nix ein“ (T 10, Z. 476). Spannend ist hier, dass Jonas der Meinung ist, dass scheinbar zahlreiche Stereotype existieren, diese jedoch im Moment der Frage nicht sofort abgerufen werden können. Jonas betont weiterhin, dass er klassische Rollenmodelle ablehne – dafür seien sich Frauen und Männer zu ähnlich (vgl. T 10, Z. 558f). Auch Max empfindet Männlichkeit „gerade auch in Zeiten der Emanzipation“ (T. 7, Z. 298) als einen schwierigen Begriff (vgl. T 7, Z. 298). „Bis auf biologische Faktoren“ (T 7, Z. 301f) sehe er „keine primäre Männlichkeit mehr“ (T 7, Z. 302).

Deutlichste Entwicklung bleibt an diesem Punkt das beschriebene Reflexiv-Werden von Männlichkeitsdefinitionen, das in fast allen Interviews dazu führte, bei der Frage nach einer Definition von ‚Mann-Sein‘ entweder zu zögern oder keine Antwort zu finden. Die vergeschlechtlichte Identität kann nicht selbstverständlich über traditionelle Ansätze wie zum Beispiel die Stellung im Arbeitsprozess oder die familiäre Arbeitsteilung konstruiert werden, sondern nur über das Erkennen der spezifischen Stellung im Geschlechterverhältnis und der daran gebundenen Erwartungen und Privilegien, da diese nicht mehr unhinterfragt und garantiert sind.

Stagnation und Stereotype

Die Analyse der Interviews zeigt, dass die Bestimmung von Männlichkeiten gleichzeitig weiterhin alt bekannten Stereotypen und Klischees folgt. So wird zum einen eine eindeutige Definition von Männlichkeit als schwierig bis unmöglich empfunden, zum anderen aber auf stereotype Bestimmungen im Geschlechterverhältnis zurückgegriffen. Die folgende Aussage Ricos, eines Vaters in Elternzeit, macht beispielhaft diese Ambivalenz deutlich:

„Ich frag mich nie ist das jetzt besonders männlich oder nicht oder wie, was wird von mir als Mann erwartet. (..) 's einzige wenn's die Rolle, eine Rolle spielt ist halt das Rationale das dann eben diesem weiblichen Impulsiven (..) gegenüber steht. (.) Da bin ich würd ich mich dann halt auch als, als männlich (..) einstufen. Indem, dass ich halt über die Sachen lieber nachdenke und Informationen sammel und das dann meine Entscheidung wirklich aufgrund von (.) Wissen treffe und (.) und Überlegungen und weniger aus dem Bauch heraus“ (T 9, Z. 310-316).

Außerdem beschreibt beispielsweise Ludwig im geführten Interview, dass es für ihn den expliziten Wunsch gibt, der Ernährer einer Familie zu sein – er wäre gerne derjenige, „der das Geld verdien[e]“ (T 5, Z. 318).

Jonas definiert seine Männlichkeit über Heterosexualität und beantwortet die Frage nach seiner Männlichkeitsdefinition wie folgt: „Ich steh zum Beispiel auf (.) Frauen [...] also (..) keene Ahnung, ja 'n heterosexueller Mann, das find ich schon, das ist Teil meiner Identität.“ (T 10, Z. 491ff). Die Wichtigkeit der Definition von einer bestimmten Form von Männlichkeit u. a. über Sexualität wird in diesem Interview mit Jonas deutlich.

Auf die Frage, in welchen Punkten er sich einer traditionellen Form von Männlichkeit zuordnen würde, antwortet Frank, wenn er etwas wolle, setze er sich durch (T 3, Z. 195f). Die Bezugnahme auf stereotype Männlichkeitscharakteristika zeigt sich auch bei Manfred, wenn er beschreibt, dass er nach den gängigen Bildern von Männlichkeit als männlich gilt – es sei „so dass [er] schon dominant [ist] und sehr zielstrebig, dass [er] auch aggressiv sein kann.“ (T 8, Z. 234). In Peters Darstellung der Entwicklung von Männlichkeitsbildern wird demgegenüber wiederholt Ambivalenz deutlich:

„Das eine Bild von Männlichkeit ist dieses patriarchische Alphanier das irgendwie (.) die Richtung vorgibt und vor allem ein Ziel oder eine Vision vor Augen hat und dahin läuft und erst mal die Sachen von sich abprallen lässt. Da glaube ich 'n bisschen dran. Und dann glaube ich aber auch an so 'nen (.) und hab Respekt vor so 'ner modernen Männlichkeit die viel ausgeglichener ist und versucht sozusagen die beiden Sachen zu vereinen.“ (T 3, Z. 197fff)

6. Fazit und Ausblick

In den durchgeführten Interviews lassen sich sowohl neue Herangehensweisen an die eigene Definition von Männlichkeiten feststellen als auch der Rückgriff auf stereotype Erklärungen zur Konstruktion von Männlichkeiten. ‚Männlichkeit‘ wird einerseits zu einem undefinierbaren Begriff ohne größere Relevanz für das eigene Selbstbild (bis auf das biologische Geschlecht). Andererseits tauchen immer wieder auch klischeehafte Aussagen auf. Es wird somit deutlich, dass nach den von uns geführten Interviews nicht von einem allumfassenden Wandel der Männlichkeitskonstruktionen gesprochen werden kann. Eher haben sich Teilaspekte der Selbstdefinition als Mann verändert. Die selbstverständliche Definition beispielsweise als ‚Familienernährer‘ ist sicher in der traditionell üblichen Form so nicht mehr gegeben, obwohl auch dies Bild bei einzelnen der Interviewten erwähnt wird und es hier offen bleibt, wie wichtig der Beruf bei der Identitätsbildung ist. Gleichzeitig weisen einige Aussagen der Interviewten auf die Vielschichtigkeit der Konstruktionsaspekte von Männlichkeiten hin, die im Rahmen unserer Untersuchung nur angeschnitten werden konnte.

In den Interviews wurden mitunter Themen angeschnitten, die nicht in die Entwicklung unseres Leitfadens eingeflossen waren. In den Befragungen fehlte beispielsweise die Berücksichtigung der Relationalität von Männlichkeitsdefinitionen in heterosexuellen Partnerschaften oder die Sexualität als Dimension der Konstruktion von Männlichkeiten. Wie oben dargestellt zeigte sich in vielen Interviews, dass eine bestimmte Idee von Männlichkeit nach wie vor sehr stark über die Abgrenzung von einer bestimmten Vorstellung von Weiblichkeit entwickelt wird. Außerdem fiel in einem Interview auf, dass dort die eigene

Männlichkeit explizit über die sexuelle Beziehung als Mann zu Frauen definiert wurde (vgl. T 10, Z. 491).

Wir konnten im Rahmen unserer Interviews reale Beispiele mit theoretischen Konzepten zu Männlichkeitskonstruktionen zusammenbringen und konkrete Aussagen zur These des Wandels von Männlichkeiten sammeln. Weitere Ergebnisse der Arbeit sind Hinweise auf Tendenzen, die zu weiteren Untersuchungen anregen können. So könnte es interessant sein, arbeitssoziologische Konzepte wie das der Reformation der Arbeitswelt weiter zu beleuchten. Subjektivierungs- und Flexibilisierungsprozesse konnten in den Interviews zwar am Beispiel selbstständig arbeitender Menschen beobachtet, jedoch nicht aus arbeitssoziologischer Sicht auch für abhängig Beschäftigte näher analysiert werden.

Deutlich wird, dass die Konstruktion von männlichen Identitäten, wie sie uns in den Interviews gegenübergetreten ist, sowohl ‚neue‘ als auch ‚alte‘ Aspekte vermischt und keineswegs ohne Stereotypen und Zuschreibungen auskommt. Gleichzeitig werden Tendenzen einer Selbstreflexivität der Männlichkeitskonstruktionen deutlich, die zeigen, dass bestimmte traditionelle Bilder von Männlichkeiten jedenfalls in den durch die Interviewpartner repräsentierten Gruppen jüngerer Männer in bestimmten beruflichen Zusammenhängen oder Lebensphasen nicht mehr mit unreflektierter Selbstverständlichkeit und ohne Rechtfertigung vertreten werden können.

Literatur

- Bourdieu, Pierre (1987): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. 1. Aufl. Suhrkamp Verlag: Frankfurt am Main.
- Bourdieu, Pierre (2005): Männliche Herrschaft. Suhrkamp Verlag: Frankfurt am Main.
- Buschmeyer, Anna (2013): Zwischen Vorbild und Verdacht. Geschlecht und Gesellschaft. Springer Fachmedien: Wiesbaden.
- Carrigan, Tim/Connell, Robert W./Lee, John (2001): Ansätze zu einer neuen Soziologie der Männlichkeit. In: BauSteineMänner (Hg.), Kritische Männerforschung. Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie. Argument- Verlag: Hamburg, S. 38-75.
- Connell, Robert W. (1999): Die soziale Organisation von Männlichkeit. In: Ders., Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen, S. 87-107.
- Connell, Raewyn/ Wood, Julian (2005): Globalization and Business Masculinities. In: Men and Masculinities 7, S. 347-364.

Dölling, Irene (2005): Konferenz der Hans-Böckler-Stiftung in Kooperation mit dem DGB: „Strategien der Gleichstellung von Frauen und Männern in der Privatwirtschaft“, 20./21. Januar 2005 in Berlin
http://www.boeckler.de/pdf/v_wsi_2005_01_2021_thesenpapier_doelling.pdf

(Zugriff am 06.08.2013)

Lengersdorf, Diana/Meuser, Michael (2010): Wandel von Arbeit - Wandel von Männlichkeiten. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, Jg. 35, Heft 2, S. 89-103.

Meuser, Michael (2010): Geschlecht, Macht, Männlichkeit – Strukturwandel von Erwerbsarbeit und hegemoniale Männlichkeit. In: Erwägen-Wissen-Ethik. Forum für Erwägungskultur 21(2010), S. 325-336.

Scholz, Sylka (2012): Männlichkeitssoziologie. Westfälisches Dampfboot: Münster.

Martin Fischer

Das Blockbuster-Kino als Reproduktionskanal hegemonialer Männlichkeiten – Eine Analyse der *The Dark Knight-Trilogie*

1. Einleitung

Auf der Suche nach den zahlreichen Konstruktions- und Reproduktionsmechanismen verschiedener Männlichkeitskategorien lassen sich allerhand Beiträge aus so unterschiedlichen Bereichen wie der Arbeitsorganisation, der Politik oder dem Sport bis hin zur privaten Praxis in unserer Gesellschaft finden. Weit weniger präsent erscheinen in diesem Zusammenhang Beiträge, die sich mit diesem Themengebiet anhand populärer Kinofilme auseinandersetzen. Dabei hält dieser scheinbar nebensächliche beziehungsweise als nebensächlich abgetane Bereich unseres Lebens eine Vielzahl unterschiedlicher Mechanismen bereit, die sich durchaus verstärkend auf die Konstruktion und Reproduktion der gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisse auswirken können. Der französische Regisseur und Filmkritiker Francois Truffaut äußerte sich einmal zu diesem populären Massenmedium wie folgt: „Wenn ein Film einen gewissen Erfolg hat, ist er ein soziologisches Ereignis und die Frage seiner Qualität wird sekundär.“ (Truffaut 1972: 100; zitiert nach: Mikos 2003: 135) Der Frage nachgehend, wie sich solche soziologischen Ereignisse konzipieren,

„kamen [ForscherInnen] zu dem Ergebnis, daß es sich beim Film als sozialem Phänomen um eine Art von Mikrokosmos handelt, durch das hindurch sich – wenn auch stilisiert, entstellt und angeordnet – das Bild einer Kultur wiederfinden läßt, und zwar derjenigen selbst, deren Produkt er ist.“ (Silbermann 1980: 13)

Unter dieser Prämisse werden in den nachfolgenden Ausführungen einige filmische Verstärkungsmechanismen sozialer Männlichkeitskonstruktionen im

Blockbuster¹-Kino näher in den Fokus genommen, die es am Beispiel der *Dark Knight*-Trilogie² aufzudecken gilt. Allein in Deutschland wurden für diese drei Filme 6.950.127 ZuschauerInnen verzeichnet (vgl. FFA Filmhitlisten 2005, 2008 und 2012). In diesem Fall kann davon ausgegangen werden, dass der „gewisse Erfolg“, wie ihn Truffaut bezeichnete, vorliegt und die Filmreihe zu einem entsprechenden soziologischen Ereignis wurde.

Im Anschluss an eine einführende Skizze des Konzeptes der hegemonialen Männlichkeit nach Raewyn Connell und dem männlichen Habitus nach Pierre Bourdieu werden die besagten Filmbeiträge im Hinblick auf diese beiden Konzepte analysiert. Da es sich um eine soziologische Analyse handelt, bleiben ästhetische Fragen in Bezug auf die Filme außer Acht (vgl. Silbermann 1980: 14). Es wird lediglich auf die sozialen Inhalte der Filme Bezug genommen. Die im Laufe dieser Ausführungen erwähnten Szenenbeispiele können als repräsentativ für die Auseinandersetzungen mit den besagten Männlichkeitskonstruktionen angesehen werden. Ein Anspruch auf Vollständigkeit besteht dabei nicht.

Erkenntnisleitend für das weitere Vorgehen ist die folgende Fragestellung: Inwiefern trägt die Filmindustrie zum Aufbruch beziehungsweise zum Erhalt bestehender gesellschaftlicher Strukturen bei, welche die Etablierung segregierter Geschlechterverhältnisse erst ermöglichen?

2. Die hegemoniale Männlichkeit und der männliche Habitus

Als „hegemoniale Männlichkeit“ nach Connell lässt sich jene Männlichkeitsgruppe bezeichnen, die in der Lage ist, in bestimmten gesellschaftlichen Strukturen die Ressourcen des Patriarchats für sich zu beanspruchen. Sie stellt diejenige Gruppe dar, welche „die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll).“

1 Ein Blockbuster gilt als aktuelles Spitzenprodukt des kommerziellen Filmwesens und ist Teil einer auf einen überdurchschnittlichen monetären Erfolg ausgelegten Geschäftsstrategie mit entsprechender Werbekampagne (vgl. Mikos 2008: 325).

2 Diese Trilogie besteht aus den Filmen *Batman Begins*, *The Dark Knight* und *The Dark Knight Rises*.

(Connell 1999: 98) Demgegenüber stehen die untergeordneten Männlichkeiten. Connell spricht in diesem Zusammenhang teilweise sogar von Unterdrückung (vgl. ebd.: 99). Der Zusammenhang der Komplizenschaft symbolisiert den Umstand, dass lediglich eine Minderheit der Männer den Ansprüchen hegemonialer Männlichkeit entsprechen, jedoch ein Großteil der Männer „von der Vorherrschaft dieser Männlichkeitsform“ profitiert (ebd.:100). Der Sachverhalt der Marginalisierung beschreibt zugleich, wie die relationalen Konflikte zwischen den verschiedenen Männlichkeitsformen die Geschlechterordnung zum Teil überwinden und auf andere gesellschaftliche Sachverhalte wie Milieus oder Ethnien übergreifen (vgl. ebd.: 102).

An dieser Stelle ist festzuhalten, dass es sich bei dieser Kategorisierung von Männlichkeiten nicht um die Zuschreibung starrer Charakteristika handelt. Vielmehr handelt es sich um spezifische Verhaltensrepertoires, die sich nicht auf ein bestimmtes Handlungsfeld limitieren lassen und in Art und Umfang variieren (vgl. Connell 2010: 8 ff.; Heilmann 2010: 227 ff.; Kreisky 1995: 85 ff.; Lange 1998: 45 ff.).

„Connell selbst spricht davon, dass sein Konzept einen ‚vagen Rahmen‘ bildet für Analysen von Männlichkeit. Theoretisch fällt dabei eine Schwachstelle ins Auge: Es fehlt an einer theoretischen Begrifflichkeit, die den Zusammenhang von sozialer Praxis, Körperlichkeit und Handlungs-, Denk- und Gefühlsmustern erfasst.“ (Brandes 2004: 2)

Diesbezüglich könnte der Habitus-Begriff von Pierre Bourdieu weiterhelfen. Wie Connell sieht auch er die Konstruktion von Männlichkeit in der sozialen Praxis verankert und schließt eine Variabilität dieser Praxis nicht grundsätzlich aus. Das Konzept des Habitus basiert auf der Grundlage, dass gesellschaftliches Handeln als Abbegrenzungsgeschehen von statten geht, in dem jeder versucht, seine Stellung im sozialen Raum zu verbessern. Der männliche Habitus „konstruiert und vollendet [sich] nur in Verbindung mit dem den Männern vorbehaltenen Raum, in dem sich, unter Männern, die ernstesten Spiele des Wettbewerbs abspielen.“ (Bourdieu 1997: 203; zitiert nach Meuser 2001: 5)

„Die Spiele, die Bourdieu anführt, werden in all den Handlungsfeldern gespielt, welche die Geschlechterordnung der bürgerlichen Gesellschaft als die Domänen männlichen Gestaltungswillens vorgesehen hat: In der

Ökonomie, der Politik, der Wissenschaft, den religiösen Institutionen, im Militär sowie in sonstigen nicht-privaten Handlungsfeldern.“ (Meuser 2001: 5)

Diese Spiele zielen auf den Erhalt beziehungsweise den Verlust der Ehre hin.

Werden die Konzepte von Bourdieu und Connell verknüpft, so lässt sich zusammenfassend feststellen, dass sich das Verhaltensrepertoire hegemonialer Männlichkeiten durch ein ausgeprägtes Distinktionsverhalten auszeichnet, wobei sich die jeweiligen Ausprägungen entsprechend kultur- und milieubedingt konzipieren. Sie bilden in sich geschlossene Gesellschaften und diskriminieren alles, was nicht den spezifischen Werten der besagten Gruppe entspricht. Dies und das Aufrechterhalten langlebiger Vorurteile soll die Integrität dieser homogenen Gruppe durchsetzen. Der Zugang wird lediglich durch das offene Austragen von Konkurrenzkämpfen ermöglicht, solange diese zuträglich für die Ehre des Bewerbers sind.

3. Die *Dark Knight*-Trilogie – Die klassische Reise eines Helden

Die von Christopher Nolan und David S. Goyer geschaffene Filmreihe beleuchtet die Lebensgeschichte eines Mannes, der sich aufgrund eines Kindheitstraumas auf eine langjährige und entbehrungsreiche Reise begibt. Eine Reise, die dem Muster entspricht, welches Joseph Campbell bereits im Jahr 1949 aus einer Vielzahl unterschiedlicher Mythologien und Religionen extrahieren konnte (vgl. Seyffer 2011: 28 ff.).

In diesem Sinne setzt die Filmreihe an einem Scheidepunkt im Leben des jungen Bruce Wayne an. Getrieben durch den Wunsch nach Rache an dem Mörder seiner Eltern gelangt er in Situationen, in denen ihm offengelegt wird, dass der Handlungsbedarf zur Wiederherstellung von Gerechtigkeit über seinen eigenen Schmerz hinausgeht (vgl. ebd.: 28). Durch diese Erkenntnis gelangt er in die Position daran etwas ändern zu können, was jedoch einer umfassenden Vorbereitung bedarf. So macht er sich auf, das Unrecht in der Welt zu verstehen und sich geistig wie auch körperlich auf das Bevorstehende vorzubereiten (vgl. ebd.). Selbstverständlich trifft er auf seiner Reise einen Mentor, der ihm die nötigen Strategien für seine Bestrebungen an die Hand gibt und dem

jungen Helden den Weg weist (vgl. ebd.). Ausgebildet und geprüft (vgl. ebd.) kehrt Bruce Wayne letztlich nach Gotham City zurück, um der Ungerechtigkeit und der flächendeckenden Korruption die Stirn zu bieten. Sein investigatives Handeln bringt ihn zu der Erkenntnis, dass eben diese Ungerechtigkeitsstrukturen von einer außenstehenden Instanz dazu benutzt werden, um ohne jegliche Differenzierung zwischen rechtschaffenden oder rechtsverachtenden Menschen dem Treiben in Gotham City ein Ende zu setzen. Es gelingt dem Helden diese Machenschaften zu vereiteln. Er fährt seinen „ersten, großen Sieg“ (ebd.: 29) ein. (Vgl. *Batman Begins* 2005)

Im Anschluss gilt es für ihn diesen „Sieg auf Dauer zu sichern“ (ebd.). Es stellt sich heraus, dass der erste Kontrahent nicht der letzte war. Die Nachwirkungen des ersten Sieges, eine gewisse Selbstüberschätzung, dauern noch an, während sich eine neue Nemesis auftut und den Helden vor neue Herausforderungen stellt. Durch die Präsenz des neuen Widersachers werden Batmans Bemühungen zunehmend von der Öffentlichkeit in Frage gestellt. Seine Taten entwickeln ein gewisses Eigenleben, so dass sich seine eigenen Handlungen gegen ihn zu wenden scheinen (vgl. ebd.). Letztlich kommt es dazu, dass er seine öffentliche Präsenz für ein höheres Ziel opfern muss, so dass er sich schuldbelastet in den Untergrund begibt. (Vgl. *The Dark Knight* 2008)

In der Zeit seiner Abwesenheit haben sich die Machtverhältnisse in der Stadt verlagert. Es scheint so, als wäre sein Zutun nicht mehr nötig. Doch muss unser Held schon bald feststellen, dass der vermeintliche Frieden nicht von langer Dauer ist. Er ist gezwungen einen Weg zu finden, dem Bösen endgültig die Stirn zu bieten und das Gleichgewicht in Gotham City auf Dauer zu sichern (vgl. ebd.). Nun wird er von den bösen Kräften ‚geprüft‘, doch er muss sich zur Rückkehr in die Welt zwingen, sich der Werte erneut besinnen, die er zu beschützen geschworen hat (vgl. ebd.: 30). Er muss sich ein letztes Mal seinen Widersachern für einen finalen Kampf stellen, in dem sich entscheidet, ob er triumphiert und den Weg zurück in die Welt findet, von der er zu Beginn seiner Reise aufgebrochen ist, oder durch ein letztes Opfer zu einer Legende wird. (Vgl. ebd. sowie *The Dark Knight Rises* 2012)

4. Der Held und die Schurken in der *Dark Knight*-Trilogie

Mit *Batman Begins* zeichnen Christopher Nolan und David S. Goyer ein recht düsteres Bild einer westlich kapitalistischen Gesellschaft, „in [der] sich die Elite der Stadt, Politiker und Drogenbosse gegenseitig decken“ (White/Arp 2012: 49). In diesem Zusammenhang bekommt eine Szene zu Beginn des Films eine besondere Bedeutung. In dieser trifft Bruce Wayne zum ersten Mal auf seinen Mentor. In dieser Interaktion wirbt dieser um die Gunst von Bruce Wayne. Während des Gesprächs fällt ein Satz, dem ein besonderes Gewicht zukommt:

„[...] aber wenn man mehr als einen Menschen aus sich macht, wenn man sich einem Ideal verschreibt und keiner Sie aufhalten kann, dann werden Sie zu etwas gänzlich Anderem. [...] Zu einer Legende, Mister Wayne.“
[*Batman Begins* (00:05:06–26)]

Sein Mentor spricht davon, die bloße menschliche Existenz hinter sich zu lassen. Diesbezüglich geht es vor allem um die menschliche Eigenschaft, sich in Gesellschaften einzureihen und den geltenden Normen und Werten unterzuordnen. Wenn sich unser Held dieser Eigenschaften entledigen würde, so würde er in eine Position jenseits dieser Gesellschaft geraten. Er wäre über die Zwänge und Strukturen erhaben und würde so ein Maß an Freiheit erlangen, welches es ihm ermöglicht, das zu tun, was notwendig ist, um die Gerechtigkeit in der Stadt wiederherzustellen. Auch wenn es in dieser Filmreihe tatsächlich zu einem Ortswechsel der Heldenfigur kommt, so handelt es sich bei einer klassischen Heldenreise vornehmlich um eine bewusstseinsweiternde Reise (vgl. Seyffer 2011: 217 ff.), in der es gilt, sich der bestehenden inneren und äußeren Strukturen gewahr zu werden, um diese so zu überwinden. Auf diese Weise wird der Held handlungsfähig und nicht mehr durch sich selbst oder durch die gesellschaftlichen Konventionen eingeschränkt. Diese besondere Stellung zeigt sich in der Figur des Batman/Bruce Wayne, „weil seine Begriffe von Ordnung und dem Guten über den Staat hinausgehen“ (White/Arp 2012: 47). Er ist kein festes Mitglied der Gesellschaft und doch fordert er eine führende Stellung ein, indem er

„auf eigene Faust den Mangel an Recht und Ordnung korrigieren will. [...] Batman und Jim Gordon [Polizeibeamter] haben eine differenzierte Sicht

der öffentlichen Sicherheit und unterstützen den Staat darin, lehnen aber dessen Gewaltmonopol im Sicherheitssektor ab.“ (White/Arp 2012: 45)

In diesem Sinne weist er ähnliche Züge im Hinblick auf das Verhaltensrepertoire der hegemonialen Männlichkeit auf, vor allem in Bezug auf den männlichen Habitus, wie ihn Bourdieu definierte. Er lässt sich jedoch nicht in diese Kategorie einordnen, da es sich bei dieser um ein strukturelles soziales Phänomen in Bezug auf „die Arbeitsteilung und Machtstruktur“ (Carrigan/Connell/Lee 2001: 59) innerhalb einer Gesellschaft handelt. Allein wegen des Umstands, dass sich der Held, wie auch die Schurken, über eben diese gesellschaftlichen Strukturelemente erhebt und diese von außen zu modifizieren versucht, ist eine Einordnung dieser Figurenkategorie in das Konzept der hegemonialen Männlichkeit nicht möglich. Jedoch kommt auch bei ihm die weitreichende Bedeutung der ernstesten Spiele sowie der Ehre zum Tragen, indem er als ein Vorbild eine führende Rolle einnehmen möchte. Das zeichnet sich vor allem dadurch aus, dass der Held seine Auseinandersetzungen mit seinen Kontrahenten, welche von körperlicher, aber auch mentaler Natur sein können, außerhalb der sozialen Strukturen austrägt. Darüber hinaus liegt all seinen Handlungen die Bestrebung zugrunde, symbolische Akzente durch sein Auftreten zu setzen, um so Veränderungen in der Gesellschaft zu bewirken. Die Ehrbarkeit oder auch Unbestechlichkeit, die dieses Symbol, welches mit der Figur des Batman geschaffen wurde, widerspiegelt, soll den Hilflosen Hoffnung geben und Angst unter den Korrupten und Kriminellen verbreiten [Batman Begins (00:59:32–44 sowie 02:09:40–47)]. Diese Angst könnte im weitesten Sinne auch als Ehrfurcht bezeichnet werden. Zudem hat die Existenz von Batman eine unübersehbare Auswirkung auf die Vertreter der hegemonialen Männlichkeit von Gotham City, also auf die führenden Persönlichkeiten in den einzelnen Teilsystemen der dargestellten Gesellschaft. Seine Taten und seine Intentionen treffen auf Zustimmung in der Bevölkerung. Diese positive Anerkennung führt dazu, dass sich die führenden Persönlichkeiten in ihrer Legitimität gefährdet sehen. Sie betrachten ihn als eine Gefahr und reagieren entsprechend mit Ablehnung. Dies zeigt sich zum Beispiel in der Szene, in der der Polizeichef auf das erste Auftreten von Batman reagiert und seine Unmut über dessen Existenz bekundet [Batman Begins (01:05:53–06:20)].

Der Ehr-Begriff nimmt auch über Batman hinaus eine große Bedeutung in der gesamten Filmreihe ein. So beziehen sich die Angriffe der Antagonisten häufig auf die Ehre ihrer Gegner. In *The Dark Knight* macht es sich der Joker zur Aufgabe, seine Gegner in der Öffentlichkeit zu beschämen. Die Zerstörung der Ehre hat dabei für ihn die oberste Priorität. Das zeigt sich in dem Versuch des Jokers, zu beweisen, dass selbst die Besten scheitern können [*The Dark Knight* (02:18:32–51)] und dafür Harvey Dent, den neuen Staatsanwalt von Gotham City, in seine Machenschaften verstrickt. Auch im dritten Teil ist die Ehre ein leitendes Thema. So versucht der Terrorist Bane die Integrität der führenden Personen anzugreifen, um so fruchtbaren Boden für seine Revolution zu bereiten. Dies zeigt sich zum Beispiel in der Szene, in der er den Polizeichef bloßstellt und ihn damit seiner Ehre beraubt. Die Intension, die dahinter steckt, liegt darin zu vereiteln, dass der Polizeichef seine Führungsposition zurückfordern kann [*The Dark Knight Rises* (01:36:13–38:33)]. Darin zeigt sich, dass die Legitimität dieser Führungsperson von ihrer Ehre abhängig ist.

Helden und Schurken können demnach in einer Kategorie zusammengefasst werden, die sich primär über die soziale Sonderstellung des Protagonisten und der Antagonisten definiert und somit von der Kategorie der hegemonialen Männlichkeit abgrenzt, dabei jedoch ähnliche Züge im Hinblick auf die ernsten Spiele und dem Streben nach einer hegemonialen Stellung bis zum Erreichen der jeweiligen Zielsetzung aufweist. Die Unterscheidung zwischen Protagonist und Antagonist verläuft hier vornehmlich über die moralische Gesinnung, da sich die Zielstellungen von Gut und Böse in dieser Filmreihe zuweilen überschneiden. Dabei ist festzuhalten, dass sich die Kategorien der hegemonialen Männlichkeit und des/der Helden/Schurken teilweise überschneiden und nur schwer voneinander zu trennen sind. Das zeigt sich beispielsweise darin, dass Bruce Wayne Batman so konzipiert, dass jeder, der die erforderlichen Eigenschaften sowie die nötige Willensstärke und moralische Orientierung mit sich bringt, sein Vermächtnis antreten könnte [*The Dark Knight Rises* (01:05:09–29 sowie 02:35:24–36:50)]. Die Abgrenzung zwischen den Kategorien geschieht letztlich durch die Erhebung über die gesellschaftlichen Strukturen durch den Helden und seine Widersacher. Ein weiteres Beispiel für eine solche Überschneidung liefert der Mafiachef, Carmine Falcone, der sich durchaus in beide Kategorien einordnen lässt, da er zwar eine niederträchtige moralische

Gesinnung vertritt, jedoch innerhalb der gesellschaftlichen Strukturen als planbares Risiko agiert und sich insofern in die Strukturen einreihen lässt, auch wenn er in diesem Zusammenhang die gesellschaftlichen Konventionen ausdehnt. Als positives Gegenbeispiel lässt sich die Figur des neu eingesetzten Staatsanwaltes Harvey Dent anführen. Zu Beginn der zweiten Episode wird er als heldenhaft inszeniert, in dem er offensiv und teilweise auch körperlich gegen das organisierte Verbrechen vorgeht [*The Dark Knight* (00:13:55–15:35)], doch im Gegensatz zu Batman verkörpert er einen legitimen Vertreter des Gesetzes, der sich nicht eigenmächtig über die Gesellschaft erhebt.

5. Die Bewertungsangebote in der *Dark Knight*-Trilogie

„Es ist immer nur der Einzelne, mit dem ich mich als Leser oder Zuschauer identifizieren kann. Das Individuum ist das Maß der Dinge. Das Neue kommt offenbar immer nur durch den Einzelnen in die Welt, nie durch die Masse“ (Seyffer 2011: 25).

Über das gezielte Erzeugen von Identifikationsangeboten und emphatischen Feldern, also den Einfühlungsangeboten in die Figuren (vgl. Mikos 2008: 174–180), wird es den RezipientInnen ermöglicht, die Figurenkonstellationen in der Handlung auszumachen und zwischen den einzelnen Parteien zu unterscheiden. Die polarisierende Wirkung der Heldenkategorie kontrastiert, neben der Identifikation der Antagonisten, auch die vermeintlich legitimen und gesellschaftlich anerkannten Männlichkeitsformen in den Filmen und bietet dem Publikum somit diverse Bewertungsmöglichkeiten in Bezug auf die Vertreter der verschiedenen Männlichkeitskategorien³ an. Die Art der Beziehungen, welche die einzelnen Akteure zu dieser übergeordneten Heldenkategorie unterhalten, gibt Aufschluss über deren moralische Orientierung. Über diese moralische Orientierung wiederum gelingt es den ZuschauerInnen, Sympathien oder Antipathien für bestimmte Figuren zu entwickeln. Dabei sind diese stets vom Kontext der Lebenswelt der ZuschauerInnen, aber auch vom Kontext der Handlung des Films abhängig. So kann davon ausgegangen werden, dass

3 Unterschiedliche Männlichkeitskategorien: hegemoniale, untergeordnete, komplizenhafte und marginalisierte Männlichkeit (vgl. Connell 1999: 98 ff.)

immer dann, wenn eine Figur die in der Gesellschaft (und somit auch unter den ZuschauerInnen) etablierten Normen und Werte ablehnt, das Publikum diese Figur als unsympathisch empfinden wird (vgl. ebd.: 179). Daraus wird ersichtlich, dass die ZuschauerInnenbewertungen der Figuren stets vom Kontext abhängig sind. Das zeigt sich beispielhaft in einer Szene aus *The Dark Knight Rises*, in der Bruce Wayne seinen Buttler mit der Frage konfrontiert, warum sein Unternehmen die finanzielle Unterstützung der Waisenhäuser von Gotham City eingestellt habe. Dieser erklärt ihm, dass die monetären Mittel für eine solche Unterstützung, aufgrund der Marktlage, nicht zur Verfügung stünden. In einer späteren Szene stellt Lucius Fox, der Geschäftsführer dieses Unternehmens, Bruce Wayne eine neu entwickelte technische Errungenschaft für Batman vor [*The Dark Knight Rises* (00:36:40–39:07)]. Losgelöst von dem Handlungsverlauf und dem Wissen der ZuschauerInnen über die vermutlich zukünftigen Ereignisse des Films, erscheint es zunächst unverständlich, dass die Verwendung finanzieller Mittel für die Entwicklung eines technischen Gerätes für eine Person, welche acht Jahre nicht in Erscheinung getreten ist, der Unterstützung von mittellosen Waisenkindern vorgezogen wird. Unabhängig von den Geschehnissen in Gotham City fällt es deshalb derzeit schwer, Lucius Fox Sympathien entgegen zu bringen, da das Schicksal der Waisenkinder Vorrang haben sollte. Doch da das Publikum Kenntnis von der bevorstehenden Bedrohung hat, wird die Notwendigkeit eines erneuten Auftretens von Batman in den Kontext dieser Auseinandersetzung gestellt. In diesem Zusammenhang wirkt die Priorisierung von Lucius Fox vorausschauend und hilfreich. Unter den genannten Umständen kann diese Person dann durchaus positiv wahrgenommen werden und das Schicksal der Waisenkinder weicht der Sorge um das Schicksal der gesamten Bevölkerung von Gotham City. Als Gegenbeispiel kann die Figur des Mr. Earl aus *Batman Begins* angeführt werden. In der Szene, in der er versucht den Vorstand von Wayne Enterprises zum Börsengang und zur Erschließung neuer Märkte zu überreden, werden seine Anliegen in den Kontext der philanthropischen Normen und Werte seines Vorgängers gesetzt [*Batman Begins* (00:47:50–48:12)]. Bei diesen neuen Märkten handelt es sich um die Entwicklung neuer Waffentechnologien. Im Kontext der idealistischen Ansichten seines Vorgängers erscheinen seine Anliegen als raffgierig und rücksichtslos, was auf die ZuschauerInnen unsympathisch wirken kann. Wäre dieser Kontext durch den Vorgänger nicht gegeben, dann könnten seine Bestrebungen mit

ökonomischen Prinzipien begründet werden. Danach würden seine Anstrengungen nachvollziehbar erscheinen und nicht zwingend zu einer negativen Bewertung führen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass, obwohl die Kategorie der hegemonialen Männlichkeit als solche nicht bewertet werden kann, die einzelnen Vertreter dieser Kategorie in Abgrenzung zu dem Helden durchaus eine Bewertung erfahren können. Dabei ist die Wertung dieser Figuren selbst an einen speziellen Kontext gebunden. Anhand der ausgewählten Szenen zeigt sich ebenfalls, dass sich bei den Bewertungen verschiedene Kontexte überschneiden können. Aus der Qualität der konkurrierenden Kontexte ergibt sich jedoch eine *utilitaristische*⁴ Hierarchie dieser Zusammenhänge, nach der die Bewertung der jeweiligen Figuren dann erfolgen kann.

6. Die Hierarchie der hegemonialen Männlichkeiten in der *Dark Knight*-Trilogie

Aus den in den Filmen dargestellten Interaktionsverhältnissen lässt sich über die Bewertungsangebote auch eine Hierarchisierung der verschiedenen hegemonialen Männlichkeiten untereinander erkennen. Indem es sich Christopher Nolan und David S. Goyer zur Aufgabe gemacht haben, eine realitätsnahe Gesellschaft zu portraituren (vgl. Jesser/Pourroy 2012: 32), kamen sie nicht umhin, die Gesellschaft in ihrer Differenzierung darzustellen, als ein System, welches aus mehreren Teilsystemen besteht. In den Fokus werden hier vor allem das Justizsystem, die Wirtschaft, die Politik und die Polizei gestellt. Darüber hinaus wird das organisierte Verbrechen mit diesen Teilsystemen verwoben und wird zugleich selbst zu einem Teilsystem. Jedes dieser Teilsysteme verfügt über eine eigene Ausprägung hegemonialer Männlichkeit, sei es der Bürgermeister in der Politik, der Polizeipräsident, der Staatsanwalt oder die Geschäftsführer von Unternehmen. Diese hegemonialen Männlichkeiten versammeln innerhalb der jeweiligen systemischen Hierarchie eine breite Komplizenschaft⁵ um sich. Dabei kommt es jedoch auch über die Teilsysteme hinaus zu Interaktionen. In diesen

4 Der Utilitarismus ist „eine Ethik, die das größtmögliche Glück oder Wohlergehen der größtmöglichen Zahl als Ergebnis menschlicher Handlungen anstrebt“ (White/Arp 2012: 18).

5 Siehe Kapitel 2 „Die hegemoniale Männlichkeit und der männliche Habitus“

wird ein Machtgefälle deutlich, welches eine systemübergreifende Hierarchisierung deutlich werden lässt. Dies zeigt sich beispielhaft in einer Szene aus *Batman Begins*, in der Carmine Falcone, das Oberhaupt des organisierten Verbrechens in Gotham City, mit Bruce Wayne konfrontiert wird und seine Überlegenheit ausspielt. Falcone droht dem jungen Mann mit dem Tod, wohlwissend der Zeugen, die sich aus den führenden Vertretern der genannten Teilsysteme zusammensetzen [*Batman Begins* (00:28:29–30:35)]. An diesem Beispiel wird die hierarchische Stellung von Falcone erkennbar. Es zeigt sich, dass er Einfluss auf die unterschiedlichen Teilsysteme der Gesellschaft hat und dies zu seinem Vorteil nutzt. An anderer Stelle werden derartig systemübergreifende Kooperationen in *The Dark Knight* unter anderem durch die Zusammenarbeit von Harvey Dent mit der Polizei verdeutlicht, als James Gordon, ein Polizeibeamter, der im Laufe der Filmreihe zum Polizeipräsidenten aufsteigt, Beschlagnahmungsbefehle von dem neuen Staatsanwalt erbittet [*The Dark Knight* (00:16:08–17:53)]. Hier werden hierarchische Zuständigkeitsverhältnisse zwischen der Staatsanwaltschaft und der Polizei deutlich.

7. Fazit

Generell lässt sich dieser Filmreihe eine umfassende Reproduktion der im öffentlichen Diskurs etablierten Männlichkeitskategorien konstatieren. Darüber hinaus wird dem Publikum durch das Heranziehen einer Referenzkategorie, in diesem Fall der Heldenkategorie, ein zusätzliches Bewertungsangebot bezüglich der reproduzierten Männlichkeiten unterbreitet. Diese Angebote beruhen auf dem Beziehungsgeflecht der agierenden Figuren und der Position, die sie zu der Identifikationsfigur, dem Helden, einnehmen. Diese Beziehungen beziehungsweise Interaktionen bilden die kommunikativen Kontexte, die es den RezipientInnen erlauben, die verschiedenen Männlichkeitstypen wahrzunehmen und zu bewerten. Dabei können unterschiedliche Kontexte einander überlagern, wobei diese nach ihren Konsequenzen, im Hinblick auf den größtmöglichen Nutzen, geordnet werden. Es lassen sich darüber hinaus Interaktionen der unterschiedlichen hegemonialen Männlichkeiten verschiedener gesellschaftlicher Teilsysteme ausmachen, wonach sich eine Hierarchisierung der hegemonialen Männlichkeiten untereinander abzeichnet.

Im Hinblick auf die eingangs gestellte Frage, inwiefern die Filmindustrie zum Aufbruch beziehungsweise zum Erhalt bestehender gesellschaftlicher Strukturen beiträgt, die die Etablierung segregierter Geschlechterverhältnisse erst ermöglichen, lässt sich folgendes festhalten: Die Darstellung in den Filmen enthält ein mannigfaltiges Potenzial für Veränderung oder Neuerung. Die ZuschauerInnen erhalten durch die Spiegelung sozialer Phänomene an idealisierten Archetypen die Möglichkeit, sich über das Funktionieren sozialer Strukturen bewusst zu werden. Das setzt jedoch ein gewisses Maß an Medienkompetenz und Selbstreflexion, aber auch einen generell bewussten Umgang mit der eigenen Lebenswelt voraus. Die Zuschauer und Zuschauerinnen können sich während der Rezeption in einem Spannungsfeld bewegen, in welchem zwischen den künstlerischen und den durchaus realen Aspekten unterschieden wird, ohne dabei zu vergessen, dass es sich letztlich um eine Fiktion handelt, die lediglich etablierte Diskurse aufnimmt und auf ihre Weise reproduziert. Doch solange dieses Medium nur als Unterhaltungsquelle für ein Massenpublikum betrachtet und nicht in seiner vollen Komplexität analysiert wird, wird sich dieses Potenzial nur schwerlich entfalten können.

Die Verantwortung liegt dabei jedoch nicht nur beim Publikum selbst. Aufgrund der umfassenden Professionalisierung des Filmgeschäfts lässt sich ein hohes Maß an Kalkül bezüglich der Wahrnehmung des präsentierten Geschehens durch das Publikum vermuten. Dabei scheint es im Hinblick auf Neuerung oder Veränderung unabdingbar, dass all diejenigen, die am kreativen Prozess beteiligt sind, sich ihrer gesellschaftlichen Verantwortung bewusst werden, die sich in der Bearbeitung solcher Themen und dem Umgang mit solchen wie den in dieser Filmreihe präsentierten Referenzkategorien entfaltet.

Letztendlich ist es das Zusammenspiel zwischen den Rezipienten sowie Rezipientinnen und der Produzentenseite. Die Wirkung der Filme selbst entfaltet sich demnach primär im Wahrnehmungsverhalten des Publikums, kann jedoch in einem gewissen Maß auch durch die Interessen der an der Produktion Beteiligten gelenkt beziehungsweise beeinflusst werden.

Doch sicher ist, dass sich so mancher Film durchaus der in der Gesellschaft etablierten Diskurse, gewollt oder ungewollt, annimmt und sie auf seine Weise verarbeitet.

6. Filmverzeichnis

Batman Begins (USA 2005, Christopher Nolan).

The Dark Knight (USA 2008, Christopher Nolan).

The Dark Knight Rises (USA/GB 2012, Christopher Nolan).

7. Literaturverzeichnis

Bourdieu, Pierre (1997): Die männliche Herrschaft. In: Dölling, Irene/Krais, Beate (Hg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 153-217.

Brandes, Holger (2004): Hegemoniale Männlichkeit und männlicher Habitus. Thesen zu Cornell und Bourdieu.

URL:http://www.fk12.tu-dortmund.de/cms/ISO/de/arbeitsbereiche/soziologie_der_geschlechter_verhaeltnisse/Medienpool/AIM_Beitraege_dritte_Tagung/holger_brandes.pdf [13.03.2013].

Carrigan, Tim/Connell, Robert W./Lee, John (2001): Ansätze zu einer neuen Soziologie der Männlichkeit. In: BauSteineMänner (Hg.). Kritische Männerforschung. Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie. Hamburg: Argument, S. 38-75.

Connell, Raewyn (2010): Im Innern des gläsernen Turms: Die Konstruktion von Männlichkeiten im Finanzkapital. In: Feministische Studien 1, S. 8-24.

Connell, Robert W. (1999): Die soziale Organisation von Männlichkeit. In: Ders., Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen: Leske & Budrich, S. 87-107.

FFA Filmförderungsanstalt: Filmhitliste 2005 (international).

URL:

http://www.ffa.de/content/filmhit_druckversion.phtml?page=filmhitlisten&language=&st=0&typ=14&jahr=2005&submit2=GO&titelsuche=Batman+begins&druck=1 [14.03.2013].

FFA Filmförderungsanstalt: Filmhitliste 2008 (international).

URL:

http://www.ffa.de/content/filmhit_druckversion.phtml?page=filmhitlisten&language=&st=0&typ=14&jahr=2008&submit2=GO&titelsuche=the+dark+knight&druck=1 [14.03.2013].

FFA Filmförderungsanstalt: Filmhitliste 2012 (international).

URL:

http://www.ffa.de/content/filmhit_druckversion.phtml?page=filmhitlisten&language=&st=0&typ=14&jahr=2012&submit2=GO&titelsuche=the+dark+knight+rises&druck=1 [14.03.2013].

Heilmann, Andreas (2010): Zur Subjektivierung der Männlichkeit des "Berufspolitikers" unter den Bedingungen der Mediendemokratie. In: Frey, Michael u.a. (Hg.): Perspektiven auf Arbeit und Geschlecht. Transformationen, Reflexionen, Interventionen. Mering: Rainer Hampp, 227-246.

Jesser, Jody Duncan/Pourroy, Janine (2012): Batman. Das Making-of der Dark Knight Trilogie. München/NY: Knesebeck.

Kreisky, Eva (1995): Der Stoff, aus dem die Staaten sind. Zur männerbündischen Fundierung politischer Ordnung. In: Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Alexi (Hg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt/M./New York: Campus, S. 85-124.

- Lange, Ralf (2010): Männer – Macht – Management. Zur sozialen Konstruktion von hegemonialer Männlichkeit im Management von Organisationen. In: Widersprüche. Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich 18, S. 45-61
- Meuser, Michael (2001): Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktion hegemonialer Männlichkeit.
URL: http://www.uni-due.de/imperia/md/content/ekfg/michael_meuser_maennerwelten.pdf [13.03.2013].
- Mikos, Lothar (2003): Zur Rolle ästhetischer Strukturen in der Filmanalyse.
URL: http://homepage.univie.ac.at/henning.schluss/seminare/o29film_paed/texte/o2-mikos.pdf [17.12.2012].
- Mikos, Lothar (2008): Film- und Fernsehanalyse (2. Auflage). Konstanz: UTB.
- Seyffer, Walter (2011): Helden für ein Leben. Die heldenhafte Lebensreise des Menschen nach Joseph Campbell und ihr Einfluss auf den individuellen Lebenslauf. Ein Beitrag zur anthroposophischen Biographiearbeit. Frankfurt/M.: Info3.
- Silbermann, Alphons/Schaaf, Michael/Adam, Gerhard (1980): Filmanalyse. Grundlagen – Methoden – Didaktik. München: R. Oldenbourg.
- White, Mark D./Arp, Robert (Hg.) (2012): Die Philosophie bei Batman. Eine Reise in die Seele des Dark Knight. Hoboken/Weinheim: Wiley.

Franziska Körner

Fußball als moderner Zufluchtsort traditioneller Männlichkeit. Eine Analyse des sozialen Feldes Fußball unter dem Aspekt der Männlichkeit

1. Einleitung

Fußball ist männlich. Männer spielen Fußball, Männer gucken Fußball, Männer sprechen über Fußball. Seit jeher scheint Männlichkeit der Inbegriff der weltweit beliebten Ballsportart zu sein.

Jedoch ist es nicht nur die physische Dominanz der Männer innerhalb des sozialen Feldes der beliebten Sportart, die Fußball zu einer männlich konnotierten Aktivität macht. Vielmehr sind es die Bedeutungen, die dem Spiel mit dem Ball auf bewusste und unbewusste Weise in den modernen Gesellschaften zugeordnet werden. So wird aufgrund des Alltagswissens der involvierten Subjekte Fußball zu einer Sportart gemacht, welche die traditionellen männlichen Eigenschaften par excellence in sich vereint und daher die Männlichkeit ihrer Teilnehmer für alle Beobachter deutlich zu unterstreichen vermag. Im Angesicht der fortschreitenden Emanzipation der Frauen und der Verschiebung der traditionellen Geschlechterverhältnisse in der Moderne scheinen ausschließlich männlich konnotierte Strukturen in diesem Kontext eine Art Rückzugsort der Männer darzustellen, in dem sie sich ihrer Männlichkeit versichern können.

Der vorliegende Artikel untersucht und analysiert die moderne Auslegung des Fußballspiels als eine ausschließlich männlich konnotierte Struktur, innerhalb welcher sich die traditionelle hegemoniale Männlichkeit vor Modernisierung der Geschlechterverhältnisse zu schützen versucht. Dazu wird zunächst mit Hilfe der Theorie hegemonialer Männlichkeit von Raewyn Connell (ehemals Robert W. Connell) das Konzept der „ernsten Spiele des Wettbewerbs“ von Pierre Bourdieu verdeutlicht. Anschließend wird auf dieser Grundlage die Struktur des modernen Fußballs als vergeschlechtliche Institution dargelegt. Darauf folgt die gezielte Betrachtung der Sportart Fußball als eines der, von Pierre Bourdieus analysierten, „ernsten Spiele“. Abgeschlossen wird die Arbeit mit einem knappen Fazit,

das noch einmal ein rückblickendes Resümee auf die erläuterte These geben soll.

2. Die ersten Spiele des Wettbewerbs um Männlichkeit

Die Grundlage der folgenden Analyse stellt die in der modernen Geschlechtersoziologie weit verbreitete Theorie der sozialen Konstruktion der Geschlechter dar. Das konstruktivistische Konzept geht davon aus, dass die soziale Ordnung der Geschlechter und die daraus entstehende strukturelle Ungleichheit nicht als Folge der Biologie und der am Körper verorteten Genitalien gesehen werden kann. Vielmehr seien es soziokulturelle Mechanismen, welche eine permanente Produktion und Reproduktion einer Klassifizierung in zwei – und nur zwei – Geschlechter (auf Grundlage der natürlichen körperlichen Unterschiede der Geschlechter) durch ein komplexes System sozialer Strukturen und Praktiken anregen (vgl. Gildemeister 2001: 66ff). So schlussfolgert Pierre Bourdieu im Rahmen seiner umfassenden Theorie, dass „die soziale Welt die Körper als geschlechtliche Tatsache und als Depositorium von vergeschlechtlichten Interpretations- und Einteilungsprinzipien [konstruiert]“ (Bourdieu 2005: 22).

In diesen Kontext lassen sich auch Raewyn Connells Theorie der hegemonialen Männlichkeit und Bourdieus Metapher der „ersten Spiele“ des Wettbewerbs einordnen, mit Hilfe derer sich die Verbindung zwischen dem Phänomen Fußball und traditionellen Männlichkeitsvorstellungen aus geschlechtssoziologischer Perspektive erläutern lässt.

Die australische Soziologin Raewyn Connell setzt in ihren Ausführungen den Fokus nicht auf den konstruktivistischen Aspekt von Männlichkeit und Weiblichkeit, sondern konzentriert sich auf die Einbettung des Männlichen in die soziale Struktur des Geschlechterverhältnisses (vgl. Connell 2001). Von der Hegemonie einer bestimmten Auslegung von Männlichkeit kann dann gesprochen werden, wenn es sich um eine dominierende Position innerhalb des vorherrschenden Geschlechterverhältnisses handelt (vgl. Lehnert 2006: 87).

Die traditionelle Form der hegemonialen Männlichkeit, die sich im 19. und 20. Jahrhundert herausgebildet hatte, stellt die Vorherrschaft des leistungsstarken, risikoaffinen und heterosexuellen Mannes mit weißer Hautfarbe, der die

Ernährerrolle innerhalb der Familie übernimmt, gegenüber Frauen und homosexuellen Männern dar. Die Annahme, dass dieses Konzept des typischen Mannes heutzutage ausnahmslos alle Männer beschreibt, ist mehr als hinfällig. So stellt sich die Frage wie es möglich ist, dass hegemoniale Männlichkeit immer noch den Großteil der männlichen Bevölkerung einschließt und sie an der „patriarchalen Dividende“ (Connell 2001: 100) teilhaben lässt.

Da „wahre“ Männlichkeit, die der vorherrschenden hegemonialen Männlichkeit entspricht, keine angeborene Eigenschaft ist, mit der alle Männer ausnahmslos ausgestattet werden, müssen alle männlichen Individuen mit dem Erwerb von einer spezifischen Männlichkeit erst zu einem geschlechtlich konnotierten Subjekt werden. Innerhalb des Prozesses des Mann-werdens („Doing Masculinity“) ordnen sich die heranwachsenden Jungen in gesellschaftliche Strukturen ein und orientieren sich an vorhandenen Vorstellungen von Männlichkeit. Durch die Dominanz der hegemonialen Männlichkeit gegenüber alternativen Männlichkeiten orientieren sich die Individuen in den meisten Fällen an deren Auslegung von Männlichkeitsaspekten und müssen anschließend beweisen, diesen (wenn auch nur annäherungsweise) entsprechen zu können. Dieses Verhalten lässt sich bei jungen Männern in der Form der Teilnahme an Mutproben, Kräftemessen und der Ausübung von leistungsorientiertem Sport besonders gut beobachten. Jedoch sind solche Wettbewerbe in nahezu allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens in abgeschwächten Formen vorhanden (vgl. Meuser 2007: 14).

Der französische Soziologe Pierre Bourdieu betitelt das Untermauern und Aufzeigen der eigenen Männlichkeit in homosozialen Feldern als „ernste Spiele des Wettbewerbs“ (Bourdieu 2005: 203). So kann die Anerkennung der legitimen Teilhabe an hegemonialer Männlichkeit nur in „Kämpfen um die männliche Ehre“ erlangt werden. Die Beteiligung weiblicher Subjekte ist dabei von vornherein ausgeschlossen (vgl. Meuser 2001: 2). Allein die Teilnahme an einem Duell um Männlichkeit stellt so schon einen gewissen Grad an Anerkennung der Männlichkeit des Gegners dar (vgl. Meuser 2007: 16).

Innerhalb der „ernsten Spiele“ werden die dominanten Werte von Männlichkeit reproduziert und deren normativer Charakter verstärkt. Die kompetitive Struktur in männlich konnotierten Feldern kann daher als Reproduktion hegemonialer

Männlichkeit angesehen werden (vgl. Kreisky 2006: 24). In modernen Gesellschaften werden beispielsweise das Militär, die Ökonomie und Leistungssportarten als „ernste Spiele des Wettbewerbs“ um die Anerkennung der Männlichkeit und somit legitime Teilhabe an den Vorteilen der androzentrischen Geschlechterordnung gesehen (vgl. Claus 2010: 197). Das Phänomen Fußball stellt dabei ein besonders imposantes Beispiel der ernsten Spiele dar, welches womöglich eines der letzten Felder ist, in dem traditionelle hegemoniale Männlichkeit hergestellt und reproduziert werden muss, wenn der Mann hier erfolgreich bestehen will.

3. Fußball als ein „ernstes Spiel des Wettbewerbs“ um Männlichkeit

3.1 Die Geschichte des Fußballs als eine männliche Sportart

Hinsichtlich der Betrachtung des Fußballs als Reproduktionsort von hegemonialer Männlichkeit ist festzuhalten, dass der Entwicklung des Fußballs als rein männlich konnotierte Aktivität keine natürlichen Begebenheiten wie etwa die Beschaffenheit der Körper der Individuen zu Grunde liegen. Auch hier kann von einem konstruktivistischen Prinzip ausgegangen werden.

Mit dem Verweis auf die körperlichen Unterschiede und die stereotypisierten Veranlagungen der Angehörigen der verschiedenen Geschlechtergruppierungen werden die einzelnen Sportarten gemäß der Eigenschaften, die man Männern und Frauen zuschreibt, eingeteilt. Aggressivität und Kraft stehen dabei Sanftheit und Anmut gegenüber. Diese Gegenüberstellungen kommen dann letztendlich in solchen Vorstellungen wie männlichen Kampfsportarten und weiblich konnotiertem Synchronschwimmen zum Ausdruck (vgl. Bromberger 2006: 41ff). Da die Zuordnung der Geschlechtsmerkmale in den meisten Fällen mit Hilfe von biologischen Voraussetzungen begründet wird, erscheinen diese selbst als natürlich gegeben. So gehört es zu einer auf scheinbarem Alltagswissen beruhenden Annahme, dass Frauen weniger leistungsfähig sind als Männer und sich daher die Segregation der Frauen in eigene Leistungsklassen zu deren Vorteil ausschlägt (vgl. Hartmann-Tews 2006: 41).

Folglich entwickelt sich auch die Institution Sport zu einer vergeschlechtlichten Struktur, welche die vorherrschende Geschlechterordnung mit herstellt und unreflektiert reproduziert.

Es scheint dabei auch Teil der allgemeinen alltagswissenschaftlichen Überzeugung zu sein, dass Fußball seit jeher ein reiner Männersport sei und daher die Eigenschaften traditioneller Männlichkeit widerspiegelt. Jedoch wird durch ein Aufzeigen der historischen Entstehung des Fußballs deutlich, dass diese Annahme nicht zutrifft und der Verinnerlichung der vergeschlechtlichten Strukturen in der sozialen Ordnung zugeschrieben werden kann (vgl. Müller 2009: 25). Demzufolge stellt der Ausschluss der Frauen aus dem Fußball und die Ausschreibung des Ballspiels als männliche Sportart eine Entwicklung dar, die sich erst im 20. Jahrhundert etablieren konnte (vgl. Müller 2007: 115). Nachdem das Spiel um den Ball in England im 18. Jahrhundert zunächst von Männern, Frauen und Kindern zugleich ausgetragen wurde, setzte eine zunehmende Segregation erst durch den Einzug des Fußballs in das geschlechtsspezifische Erziehungssystem Englands ein. So wurde an den privaten *Public Schools*, welche ausschließlich von Jungen besucht wurden, Fußball gespielt, während den Mädchen das Spiel des Netzballs von der Schuldirektion verordnet wurde (vgl. Müller 2009: 6off). Jedoch rief dies noch keine systematische Verknüpfung von Fußball und Männlichkeit hervor, denn in öffentlichen Räumen spielten weiterhin Männer gegen Frauen und Männer gemeinsam mit Frauen in einer Mannschaft (vgl. Müller 2009: 6o).

Mit der zunehmenden Bedeutung der Geschlechterordnung in den gesellschaftlichen Sphären der Moderne wurden Mädchen und Frauen immer stärker auf ihre häuslichen und familiären Pflichten verwiesen und damit einhergehend aus den entstehenden Fußballklubs ausgeschlossen (vgl. Müller 2009: 7off). Aber erst nachdem Fußball während und nach dem Ersten Weltkrieg mit dem Schwinden der fußballspielenden jungen Männer in Europa bei den Frauen erneut große Beliebtheit fand, wurde Frauenfußball von den Repräsentanten der Männerfußballklubs als lächerlich und unästhetisch dargestellt, um die Gleichsetzung von Männlichkeit und Fußball sicher stellen zu können. So wurde u. a. die weibliche Gebärfunktion in den Vordergrund gestellt, da diese „natürlich“ nicht mit den Risiken des Fußballspiels zu vereinbaren waren (vgl. Müller 2007: 126). Erst in dieser Zeit und in diesem Zusammenhang wurde

Fußball nun zu einem grundlegenden Aspekt der traditionellen Männlichkeit, der die männlichen Werte und Eigenschaften widerspiegeln sollte.

Im Laufe der Zeit wurden zahlreiche Regelabänderungen im Frauenfußball, wie beispielsweise die Verkürzung der Spielzeit auf zweimal 30 Minuten und das Verbot der Nutzung von regulären Bällen (allein die Nutzung von Jugendbällen wurde toleriert) veranlasst und somit erreicht, dass Frauenfußball sich nicht mehr mit dem Fußballspiel der Männer vergleichen ließ. Zwar wurden viele dieser Änderungen inzwischen wieder zurückgenommen, jedoch bleibt die Ansicht bestehen, dass es sich um verschieden zu betrachtende Sportarten handelt. So wird dem Frauenfußball beispielsweise die für Männer „typische“ und bei ihnen anerkennungswürdige Aggressivität und Kampfsimulation genommen, indem die weibliche Brust symbolisch aufgeladen wird und durch besondere Regelungen geschützt wird (Frauen dürfen ihre Hände zum Schutz der Brust benutzen). Da die Verwendung der Hand im Männerfußball tabuisiert ist, wird ein sportlich attraktiver Spielverlauf im Frauenfußball teilweise durch solche Regelungen behindert (vgl. Müller 2007: 132).

Aus dieser Darstellung wird deutlich, dass es gesellschaftliche Diskurse und nicht natürliche Begebenheiten waren, die Fußball zu einer männlichen Domäne und einem Ort der hegemonialen Männlichkeit gemacht haben. Auch die oft mit Weiblichkeit assoziierte Auslegung des etwas anders gestalteten Fußballspiels in den USA (*soccer*) bestätigt die soziale (und nicht natürliche) Konstruktion von Fußball als einem ausschließlich männlichen Raum noch einmal (vgl. Boesenberg 2007: 9ff).

3.2 Fußball als ein Sozialisationsfeld der hegemonialen Männlichkeit

Fußball kann eindeutig als eine Struktur der Herstellung und Reproduktion traditioneller hegemonialer Männlichkeit gekennzeichnet werden. In der Analyse dieser Prozesse wird vor allem dem Aspekt der Reproduktion viel Aufmerksamkeit gewidmet, da hierdurch auch in Zeiten von neoliberal angelegten Gesellschaften traditionelle Vorstellungen von Männlichkeiten erhalten bleiben. Generell sind es vor allem homosoziale Räume, in denen sich Männer ohne die Präsenz des Weiblichen aufhalten, die ihren Teilnehmern habituelle Sicherheit vermitteln und so Verunsicherung bezüglich der männlichen Identität ausgleichen können (vgl. Meuser 2001: 4). Rein männliche Gemeinschaften unterstüt-

zen den Erhalt der hegemonialen Männlichkeit, indem sie ihren Mitgliedern die Möglichkeit bieten, das traditionelle Männerbild in einer Weise auszuleben, wie es in anderen modernen gesellschaftlichen Sphären nicht mehr uneingeschränkt möglich ist (vgl. Meuser 2001: 12). Dadurch wird die Abgrenzung gegenüber Frauen oder auch anderen Formen von Männlichkeit bewirkt und der Zusammenhalt zwischen den Männern verstärkt (vgl. Meuser 2001: 10).

Fußball stellt vor allem im jugendlichen Alter heranwachsender Männer einen dieser homosozialen Räume dar. Über die Teilnahme an sportlichen Aktivitäten und vor allem an dem bei Jungen sehr beliebten Fußballspiel wird die Eingebundenheit in männliche Strukturen gesichert (vgl. Jösting 2005: 246ff). Folglich wird die Männlichkeit eines nicht fußballspielenden oder auch sonst nicht sportlichen Jungen schnell in Frage gestellt. Durch Partizipation an einer männlich konnotierten Aktivität, wie sie das Fußballspiel darstellt, erlangen Jungen die Möglichkeit, sich als männlich darzustellen oder Aspekte der hegemonialen Männlichkeit zu erlernen, um sie anschließend „im Wettbewerb“ um Anerkennung zu reproduzieren (vgl. Jösting 2005: 247).

Die Bedeutung dieser Struktur wird vor allem im Umkehrschluss deutlich, wenn betrachtet wird, welche weitreichenden sozialen Konsequenzen eine Exklusion aus dem Wettbewerb um Männlichkeit haben kann. So liegt die Infragestellung der Männlichkeit von Männern bzw. Jungen, die eine weiblich konnotierte Sportart wie z. B. Ballett oder Rhythmische Sportgymnastik ausüben sehr nahe. Der Verlust von Männlichkeit wird aus der Perspektive der hegemonialen Männlichkeit mit der Zuordnung zu einer marginalisierten Männlichkeit gleichgesetzt (Connell 2001: 101ff). Daher sind beispielsweise homosexuelle Männer Teil einer marginalisierten Form von Männlichkeit. Jedoch bietet die homosoziale Gesellschaft, die sich rund um das Fußballspiel ansiedelt, auch die Chance der Teilhabe an der hegemonialen Männlichkeit für männliche Subjekte, die den vorherrschenden Idealen nicht vollkommen entsprechen, oder für marginalisierte Subjekte. Durch die Akzeptanz und Imitation der Aspekte hegemonialer Männlichkeit werden auch diese Individuen als traditionelle Männer identifiziert und anerkannt. Dies ist allerdings nur deshalb möglich, weil Fußball eine von allen anderen gesellschaftlichen Strukturen, wie beispielsweise auch der Schichtzugehörigkeit, scheinbar losgelöste Sphäre darstellt, in welcher

lockere soziale Verbindungen zwischen den Männern geschaffen werden können (vgl. Diehr/ Quinkenstein 2007: 67).

Einen grundlegenden Aspekt der Institution Fußball stellt der Ausschluss der Weiblichkeit dar. So reduziert sich für die involvierten Männer der Druck, bestimmten neuartigen Formen moderner Männlichkeit entsprechen zu müssen, signifikant durch die Abwesenheit des Weiblichen (vgl. Jösting 2005: 249). Infolgedessen stellen insbesondere Fußball und andere „männliche“ Sportarten einen Raum dar, in dem Männer sich selbst würdigen, aneinander messen und sich so ihrer Männlichkeit vergewissern können (vgl. Bromberger 2006: 50).

3.3 Der Erhalt der traditionellen Strukturen durch den Ausschluss des Weiblichen

Die Exklusion aller weiblichen Elemente aus dem Männer-Fußball stellt einen Schutzmechanismus der hegemonialen Männlichkeit dar. Dies lässt sich vor allem in dem auffälligen Verhalten der Männer gegenüber weiblich konnotierten Dingen beobachten. Das Fußballstadion sowie die mit ihm assoziierten Räume wie die dazugehörige Fußballkneipe stellen besondere Orte dar, an denen die Männer aus gefestigten Machtpositionen heraus die Frauen dominieren (vgl. Behn 2006: 46). Im Gegensatz zu anderen öffentlichen Räumen, wie beispielsweise in der Politik, wird diese männliche Vorherrschaft hier in keiner Weise in Frage gestellt. Das Eintreten der Frauen in andere klassisch männlich konnotierte Sphären wie die Führungsränge der Ökonomie oder jetzt sogar auch in das Militär lässt die um ihre hegemoniale Männlichkeit fürchtenden Subjekte die sozialen Schließungs- und Abwehrmechanismen im Fußball verstärken, um ihn so als Ort der Zuflucht sichern zu können (vgl. Kleindienst-Cachay 2006: 114). Denn würde dem Weiblichen der Einzug auch noch in diese klassische Männerdomäne gelingen, so könnte sie nicht mehr als Ort der Anerkennung von Männlichkeit gelten, da dieser nur durch die „ernsten Spiele des Wettbewerbs“ unter Männern gesichert werden kann. Die habituelle Sicherheit der hegemonialen Männlichkeit könnte nicht mehr ohne Einschränkungen vermittelt und reproduziert werden, da sie nicht mit der Forderung von Gleichheit und Gleichberechtigung kompatibel ist (vgl. Meuser 2001: 17). Deshalb können Frauen lediglich aus einer distanzierten Zuschauerinnenrolle die traditionelle Männlichkeit der in das Fußballspiel Involvierten bewundern und den Männern

so als „schmeichelnder Spiegel“ (Meuser 2007: 14) dienen, der ihre männliche Vorherrschaft bestätigt und verstärkt.

Seit der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist somit eine gleichberechtigte Teilnahme der Frauen am Fußball ausgeschlossen. Zwar haben auch Frauen das Recht Fußball zu spielen, jedoch geschieht dies nicht unter gleichberechtigten gesellschaftlichen Bedingungen. Es lässt sich bereits auf der sprachlichen Ebene eine klare Differenzierung beobachten. Im Gegensatz zu anderen Sportarten kann auf eine sprachliche Geschlechtsattribution immer dann verzichtet werden, wenn von Fußball gesprochen wird, der von Männern gespielt wird. Handelt es sich allerdings um weibliche Spielerinnen, dann muss explizit darauf hingewiesen werden, dass es nicht um „normalen“ Fußball, sondern um Frauenfußball geht (vgl. Kreisky 200: 114). Die Andersartigkeit der weiblichen Form des Fußballs muss deutlich markiert werden, um Fußball als ein Feld der Anerkennung von traditioneller Männlichkeit wahren zu können (vgl. Jöstling 2005: 253).

Frauenfußball stellt immer noch eine von den Männern belächelte andersartige Form des Fußballs dar, welche nicht mit der männlichen Spielführung verglichen werden kann. Dies liegt auch an dem von Männern konstruierten angeblichen ‚Schutzmechanismus‘, welcher ein Verbot von gemischtgeschlechtlichen Spielen im vereinsmäßig organisierten Fußball mit sich brachte. Daher gibt es keinen gemeinsamen Veranstaltungsrahmen, in dem zusammen Frauen- und Männerfußball gespielt werden könnte. In vielen anderen Sportarten stellt dies dagegen inzwischen eine langjährige Praxis dar (vgl. Müller 2009: 13).

Durch diese Verbote und auch durch die Regeländerungen, welche die Spielweise im Frauenfußball einschränken, wird eine Inkommensurabilität der beiden Spielformen konstruiert, die weibliche Spielerinnen als Konkurrenten der Männer von vornherein ausschließen (vgl. Müller 2009: 299ff). So heißt es z. B. in einer von Nina Degele und Caroline Janz analysierten Gruppendiskussion mit älteren Männern aus einer schwäbischen Dorfmannschaft zu Männern und Frauen im Fußball,

„Frauen seien Männern körperlich unterlegen, und dies schlage sich in geringerer Schnelligkeit, weniger Kraft, einem schwächeren Schuss, schlechterem Zweikampfverhalten, kurz: weniger Athletik nieder“ (Degele/Janz 2011: 11). Aus stereotypisierten Annahmen des Alltagslebens werden damit Zugangsme-

chanismen geformt, welche das gesellschaftlich konstruierte Geschlechterverhältnis reproduzieren und dieses als eine natürliche Begebenheit erscheinen lassen. Auf diesem Weg wird weiblichen Teilnehmern der Zugang zum traditionellen Fußballspiel verweigert und die hegemoniale Männlichkeit innerhalb der Struktur verteidigt.

Doch nicht nur durch die Unterordnung der Weiblichkeit wird die traditionelle hegemoniale Männlichkeit im Fußball gestärkt, sondern auch durch Marginalisierung alternativer Männlichkeiten.¹ So ist insbesondere die Diskriminierung einer homosexuellen Orientierung immer noch Bestandteil der Fußballarenen.

3.4 Der Erhalt der traditionellen Strukturen durch den Ausschluss von marginalisierten Formen von Männlichkeit

Einer der zentralen Aspekte traditioneller hegemonialer Männlichkeit stellt die Heterosexualität dar. Dies geht einher mit der Marginalisierung und Unterdrückung von Homosexualität. Daher wird in traditionell männlich konnotierten sozialen Feldern nicht nur Frauen, sondern auch alternativen Männlichkeiten der Zugang verwehrt. Marginalisierte Männlichkeiten, zu denen u. a. auch eine homosexuelle Orientierung gehört, werden zum „ernsten Spiel“ um Männlichkeit nicht zugelassen, da sie nicht „als ein Rivale im Kampf um die Ehre akzeptiert werden [können]“ (Meuser 2001: 22, vgl. Bourdieu).

Im Zuge der Zurschaustellung traditioneller Männlichkeit und dem Erhalt entsprechender Anerkennung wird Homosexualität offen abgelehnt und abgewertet. Daher kann Homophobie zum Beispiel als Bestandteil der fußballinternen Beschimpfungslogik und Taktik zur Erniedrigung des Gegners genutzt werden; die Abwertung der Männlichkeit des Gegners wird in einem männlich konnotierten Raum zu einer der wirkungsvollsten Strategien (vgl. Behn 2006: 46).

¹ Mit Fußballern, die aus anderen Gründen als Homosexualität nicht dem Bild hegemonialer Männlichkeit entsprechen, beschäftigt sich z. B. Anne Bergmann in einem Aufsatz über Sebastian Deisler. (Bergmann 2012).

Auch wenn die Spieler des Gegners des Öfteren als „schwul“ und schwach deklariert werden, so wird jegliche homoerotische Auslegung des Verhaltens der eigenen Spieler strikt tabuisiert (vgl. Heilmann 2010: 4).

Das Thema Sexualität wird im Stadion generell zu einem Tabu, um den Schein der Vorherrschaft hegemonialen Männlichkeit wahren zu können. Der dort zu beobachtende enge Körperkontakt zwischen den Männern und die Emotionalität während des Spiels können nur deshalb in diesem Kontext toleriert werden, weil die Spieler in ihrer Selbstdarstellung dem Leitbild der traditionellen Männlichkeit entsprechen und damit jegliche Verbindung mit homosexueller Orientierung zu einer unmöglichen Vorstellung wird (vgl. Müller 2009: 160).

Bei einer Hochrechnung von der Verbreitung einer homosexuellen Orientierung in der Gesamtbevölkerung auf die Mitglieder in Fußballvereinen „müsste laut Statistik jeder zehnte Spieler und jede zehnte Spielerin homosexuell sein.“ (Degele/Janz 2011: 5ff) Dies würde bedeuten, dass es im Durchschnitt mindestens ein schwules Mitglied pro Fußballmannschaft geben müsste. Solche Sachverhalte werden in fußballinternen Kreisen allerdings nicht zur Kenntnis genommen bzw. als nicht ernst zu nehmende und lächerliche Fehldarstellungen abgetan.

Die Überzeugung, es gäbe keine homosexuellen Fußballer, erscheint in dieser Hinsicht jedoch weitaus wirklichkeitsfremder. Weder in der deutschen Bundesliga noch in anderen europäischen Fußballligen gibt es allerdings bisher offizielle Bekenntnisse aktiver Spieler zu ihrer Homosexualität, zu groß ist die Angst vor Marginalisierung und Ausschluss². Hier sind die Grenzen des Geschlechterverhältnisses deutlich enger gezogen als außerhalb des Fußballstadions (vgl. Spitaler 2007: 47). Die Anerkennung der fußballerischen Leistung scheint allein in Verbindung mit der Bestätigung einer nicht marginalisierten Form der Männlichkeit möglich zu sein. Dies bejaht und verstärkt die Strukturen des Fußballs als eine Institution traditioneller männlicher Hegemonie (vgl. Bergmann 2007: 39). Zwar gibt es inzwischen einige Fußballvereine, die sich

2 Eine Seltenheit stellt dabei das aufsehenerregende Coming Out des ehemaligen deutschen Nationalspielers Thomas Hitzlsperger im Januar 2014 dar. Jedoch bekannte sich auch Hitzlsperger erst nach dem Ende seiner Fußballkarriere öffentlich zu seiner Homosexualität und zeigte damit erneut die Beständigkeit der hegemonialen Männlichkeit im Fußball auf.

offiziell für die Reduktion von Homophobie auch im Fußball einsetzen,³ aber das Coming-Out männlicher Spieler ist hier im Gegensatz zu anderen gesellschaftlichen Feldern wie beispielsweise der Politik bisher immer noch nicht akzeptabel und wird mit dem Ausschluss aus der männlichen Gemeinschaft und der Aberkennung der Männlichkeit sanktioniert.

4. Fazit

Durch Veränderungen in den letzten Jahrzehnten, die vor allem der neuen Frauenbewegung zu verdanken sind, wurde das Geschlechterverhältnis und die soziale Ordnung der Gesellschaft mit ihrer patriarchalen Ausrichtung in Frage gestellt und trotz grundsätzlicher Beibehaltung asymmetrischer Strukturen und ungleicher Chancen in vielen Bereichen doch beträchtlich modifiziert. Folglich ist der Typus starker, vor Kraft strotzender Männer, die ein offen Frauen unterdrückendes Verhalten aufweisen, in der neoliberalen Gesellschaft mittlerweile deutlich seltener zu finden als früher. Vielmehr sind es nun eher die Businessmänner, die durch Führungskompetenz in Verbindung mit Risikobereitschaft (oft zu Lasten anderer) und Cleverness auffallen und an den Spitzen der gesellschaftlichen Strukturen stehen.

Durch die fortschreitende Einbindung von Frauen in ehemalige Männerdomänen, u. a. in die Politik, kommt es zu einem Wandel im vorherrschenden Männerbild, und eine Orientierung an der traditionellen konservativen Form von Männlichkeit wird fragwürdig. Männlichkeit wird zu einem sich stetig wandelnden Konglomerat von Eigenschaften, welchem die Männer entsprechen müssen, um gesellschaftliche Anerkennung zu erlangen. Da dies für viele Männer die Elemente traditioneller Männlichkeit fragwürdig werden lässt, flüchten sie sich gerne in Felder, in denen sich die Bilder von Männlichkeit in einer geringeren Geschwindigkeit modernisieren.

³ So hat beispielsweise im August 2013 der Schwulen- und Lesbenverbandes LSVD das Trikotsponsoring für die dritte Herrenmannschaft des Fußballvereins Türkiyemspor in Berlin übernommen, und die Spieler werden künftig das LSVD-Logo auf der Brust tragen, was eine absolute Neuheit darstellt. Laut LSVD gehört gerade dieser Verein deutschlandweit zu den engagiertesten Fußballvereinen im Kampf gegen Homophobie. Die entsprechende dpa-Meldung wurde von mehreren Berliner Tageszeitungen wiedergegeben, z. B. im Tagesspiegel vom 12.8.2013.

Fußball stellt eines der wenigen Felder dar, in dem traditionell hegemoniale Männlichkeit noch weiterhin Bestand hat. Durch den konsequenten Ausschluss des Weiblichen und die Abwertung marginalisierter Männlichkeiten kann die Vorherrschaft des rauen und „wahrhaft männlichen“ Mannes aufrecht gehalten werden. Die Institution Fußball weist damit deutlich konservativere Strukturen auf als andere gesellschaftliche Bereiche wie Politik oder Ökonomie, wo es durch die starken gesellschaftlichen Veränderungen der letzten Jahrzehnte sowohl zu einer teilweisen sozialen Öffnung dieser Felder für Frauen kommen konnte wie auch zur Akzeptanz des sexuellen Coming Outs nicht heterosexueller Männer und Frauen.

Eine soziale Modernisierung der beliebten Ballsportart im Sinne einer vollständigen Öffnung gegenüber alternativen Formen von Männlichkeit und gegenüber Frauen, ohne ausgrenzende Sonderregelungen für den Frauenfußball, ist daher in naher Zukunft nicht zu erwarten. Fußball als einer der letzten Zufluchtsorte traditioneller hegemonialer Männlichkeit stabilisiert die veraltete normative Männlichkeit und lässt in seinem Bereich keinen fairen ernsten Wettbewerb um Männlichkeit zu.

Literaturverzeichnis

- Behn, Sabine/Schwenzer, Victoria (2006): Anmerkungen zu Sexismus und Gender Mainstreaming im Kontext von Fußball und Fanarbeit. In: Sozial Extra. Nr. 30. S. 45–48.
- Bergmann, Anne (2012): Konstruktionen von Männlichkeit und Nation im Kontext der Debatte um Sebastian Deisler. ZtG Bulletin, Humboldt Universität zu Berlin Nr.40. S. 37–50.
- Boesenberg, Eva (2007): Verkehrte Welt? Fußball und hegemoniale Männlichkeit in den USA. ZtG Bulletin, Humboldt Universität zu Berlin Nr.33. S. 5–15.
- Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bromberger, Christian (2006) Ein ethnologischer Blick auf Sport, Fußball und männliche Identität. In: Kreisky, Eva/Spitaler, Georg (Hg.): Arena Der Männlichkeit. Über Das Verhältnis Von Fußball Und Gesellschaft. Frankfurt: Campus Verlag. S. 41–53.
- Claus, Robert/Lehnert, Esther/ Müller, Yves (Hg.) (2010): “Was ein rechter Mann ist ...”: Männlichkeiten im Rechtsextremismus. Hg. von der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Berlin: Dietz Verlag.
- Connell, Robert W. (2001): Der gemacht Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Degele, Nina/Janz, Caroline (2011): Hetero, weiß und männlich? Fußball ist viel mehr! Hg. von der Friedrich-Ebert-Stiftung. Forum für Politik und Gesellschaft, Berlin. Auch online verfügbar:

<http://library.fes.de/pdf-files/do/o8165.pdf>
[16.08.2013].

- Diehr, Susanne/Quinkenstein, Anne (2007): "Ernste Spiele" um Männlichkeit. Über neue Männer auf Tribüne und Spielfeld des Fußballstadions. ZtG Bulletin, Humboldt Universität zu Berlin Nr.33. S. 60–80.
- Gildemeister, Regine (2001): Soziale Konstruktion von Geschlecht: Fallen, Missverständnisse und Erträge einer Debatte. In: Rademacher, Claudia/Wiechens, Peter (Hg.): Geschlecht-Ethnizität-Klasse: Zur sozialen Konstruktion von Hierarchie und Differenz. Opladen: Leske+Budrich. S. 65-90.
- Hartmann-Tews, Ilse (2006): Soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport und in den Sportwissenschaften. In: Hartmann-Tews, Ilse / Rulofs, Bettina (Hg.): Handbuch Sport und Geschlecht. Beiträge zur Lehre und Forschung im Sport. Schorndorf: Hofmann. S. 40-50.
- Heilmann, Andreas (2010): "Ich bin schwul, und das ist auch gut so." - Warum gibt es in der Bundesliga (noch) keinen Wowereit? In: Soeffner, Hans-Georg (Hg.): Unsichere Zeiten. Herausforderungen gesellschaftlicher Transformationen. Verhandlungen des 34. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Jena 2008. Wiesbaden 2010, CD-Rom.
- Jösting, Sabine (2005): Jungenfreundschaften: zur Konstruktion von Männlichkeit in der Adoleszenz. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Kleindienst-Cachay, Christa/Heckemeyer, Karolin (2006): Frauen in Männerdomänen des Sports. . In: Hartmann-Tews, Ilse/Rulofs, Bettina (Hg.): Handbuch Sport und Geschlecht. Beiträge zur Lehre und Forschung im Sport. Schorndorf: Hofmann. S. 112-121.
- Kreisky, Eva (2006): Fußball als männliche Weltansicht – Thesen aus Sicht der Geschlechterforschung. In: Kreisky, Eva/Spitaler, Georg (Hg.): Arena der Männlichkeit: über das Verhältnis von Fussball und Geschlecht. Frankfurt: Campus Verlag.
- Lehnert, Esther (2006): Auf der Suche nach Männlichkeiten in der sozialpädagogischen Arbeit mit Fans. In: Kreisky, Eva/Spitaler, Georg (Hg.): Arena der Männlichkeit: über das Verhältnis von Fussball und Geschlecht. Frankfurt: Campus Verlag.
- Meuser, Michael (2001): Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktions hegemonialer Männlichkeit. 1. Tagung der AIM Gender 2001 in Stuttgart.
- Meuser, Michael (2007): Herausforderungen: Männlichkeit im Wandel der Geschlechterverhältnisse. Köln: Köppe.
- Müller, Marion (2007): Das Geschlecht des Fußballs. Zur "Polarisierung der Geschlechtercharaktere" im Fußball. Sport und Gesellschaft 4 Heft 2. S. 113–141.
- Müller, Marion (2009): Fußball als Paradoxon der Moderne. Zur Bedeutung ethnischer, nationaler und geschlechtlicher Differenzen im Profifußball. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Spitaler, Georg (2007): Arena der Männlichkeit. Stichworte zum Verhältnis von Fußball, Männlichkeit, Politik und Ökonomie. ZtG Bulletin, Humboldt Universität zu Berlin Nr.33. S. 45–53.
- Terlinden, Ulla (2005): Symbolische Herrschaft und Geschlechterkulturen. In: Rodenstein, Marianne (Hg.): Das räumliche Arrangement der Geschlechter: kulturelle Differenzen und Konflikte. Berlin: Trafo. S.193-205.
- Türkiyemspor Berlin. Lesben- und Schwulenverband LSVD wird Trikotsponsor. Meldung im Berliner Tagesspiegel vom 12. 8. 2013. <http://www.tagesspiegel.de/sport/berlinsport/tuerkiyemspor-berlin-lesben-und-schwulenverband-lsvd-wird-trikotsponsor/8626996.html> [16.08.2013].

Maria Lehnigk

Die sozialistische DDR – ein (Re-)Produktionsort hegemonialer Männlichkeit?

Ein Mann der bemüht um Frau, Kinder und Garten ist, eine ethisch und moralisch saubere Einstellung gegenüber der Familie besitzt und die Frau als ein gleichberechtigtes Mitglied der Gesellschaft begreift: Diese idealisierte Charakterisierung – publiziert in der im Juli 1971 erschienenen Sonderausgabe *Für Ihn* der Frauenzeitschrift *Für Dich*, die sich an den Mann des sozialistischen Damals, der Deutschen Demokratischen Republik richtete – findet sich bereits in den sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Leitideen der UDSSR, die sich nach dem Ende des zweiten Weltkrieges auch im Osten Deutschlands im Zuge der politischen Entwicklung zu einem sozialistischen Gesellschaftssystem etablierten (vgl. Miethe 2007: 9).

Besonders aus heutiger Sicht ist es als fortschrittlich zu betrachten, dass die Deutsche Demokratische Republik bereits in ihrer ersten Verfassung von 1949 einen Gleichheitsgrundsatz niederlegte, in dem die rechtliche Gleichstellung von Frauen betont wurde (vgl. Gerlach 1996: 267).¹ Ausgehend von diesem Gleichheitspostulat und der emanzipierten Stellung der Frau durch eine gleichberechtigte Arbeitsteilung soll nun der Frage nachgegangen werden, ob das Konzept der hegemonialen Männlichkeit der australischen Soziologin Raewyn Connell², das sie vor dem Hintergrund der kapitalistischen Industriegesellschaften entwickelte (vgl. Meuser/Scholz 2011: 57ff), auch auf die sozialistische Gesellschaft der Deutschen Demokratischen Republik angewandt werden kann. Oder wurde in der DDR die hegemoniale Männlichkeit selbst überwunden und deren erneute Reproduktion durch rechtliche Bestimmungen ausgehebelt?

¹ So hieß es im Artikel 18, dass Frauen berechtigt sind, für ihre Arbeit in dem selben Maße entlohnt zu werden wie Männer und der Staat sich verpflichtet, Einrichtungen zu schaffen, die es den Frauen ermöglichen soll, ihren bürgerlichen und beruflichen Aufgaben nachzukommen, ohne ihre mütterlichen Pflichten zu vernachlässigen.

² Raewyn Connell, ehemals als Robert W. Connell bekannt, prägte mit ihren Schriften den Begriff der hegemonialen Männlichkeit, der bis heute ein Schlüsselbegriff in den Sozialwissenschaften darstellt (vgl. Meuser 2011: 197).

Dazu soll zunächst Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit vorgestellt und vor dem Hintergrund exemplarisch gewählter gesellschaftlicher Teilbereiche der DDR untersucht werden, ob und inwieweit sich die hegemoniale Männlichkeit in ihr manifestierte und reproduzierte.

1. Connells Konzeption der hegemonialen Männlichkeit

Männlichkeit als soziales Geschlecht ist Connell zufolge eine alles durchdringende Struktur, d.h. „eine Art und Weise, in der die soziale Praxis geordnet ist“ (Connell 1999: 92):

„Der Staat beispielsweise ist eine männliche Institution. [...] [D]ie Praktiken staatlicher Organisationen strukturieren sich mit Bezug zum Reproduktionsbereich. Die überwiegende Mehrzahl der Führungspositionen sind mit Männern besetzt, weil Einstellungen und Beförderung geschlechtsbezogen vorgenommen werden, weil auch die interne Arbeitsteilung und die Kontrollsysteme nicht geschlechtsunabhängig organisiert sind, ebensowenig die routinemäßigen Handlungsabläufe oder die Konsensbildung.“ (Ebd.: 93)

Die soziale Praxis entspringt folglich den festgelegten Strukturen innerhalb sozialer Beziehungen, in denen das in der Gesellschaft vorherrschende Geschlechterverhältnis eine Hauptstruktur darstellt.³ Connell erklärt weiter, dass die soziale Praxis, die auf diesen Strukturen aufbaut, immer in der Auseinandersetzung der Menschen mit den jeweils vorherrschenden historischen Bedingungen entsteht, wodurch „Männlichkeit bzw. Weiblichkeit [...] als Prozesse der konfigurierenden Praxis“ (ebd.: 92) zu verstehen sind. Demnach lässt sich das soziale Geschlecht – Männlichkeit und Weiblichkeit – als eine historisch wandelbare und dynamische Struktur beschreiben. Diese Struktur beinhaltet nach Connell drei Dimensionen, die in den kapitalistischen Gesellschaften mit sozialer Ungleichheit zwischen den Geschlechtern einhergehen (vgl. ebd.: 94-97):

³ Connell definiert dies als „die Beziehungen zwischen Menschen und Gruppen, die durch den Reproduktionsbereich organisiert sind“ (ebd.: 92).

- Machtdimension - die Männer sind den Frauen übergeordnet
- Produktionsdimension - die geschlechtliche Arbeitsteilung fällt zugunsten des Mannes aus
- Kathexis - Heterosexualität wird als ein normativer Standard gesehen.

Connell orientierte sich bei der Konzeption ihres Theorems über die hegemoniale Männlichkeit an dem Hegemoniebegriff Antonio Gramscis. Dieser definiert Hegemonie als ein Geschehen, bei dem eine vorherrschafliche Gruppe ihre Vormacht vor allem durch Bündnisse mit anderen untergeordneten Parteien erhält und diese durch einen gemeinsamen Konsens aufrecht erhalten kann. Das bedeutet, dadurch dass es zur Ausbildung eines geteilten ideologischen und kulturellen Gedankengutes kommt, kann die Herrschaft gemeinsam mit den und unter Zustimmung der Beherrschten aufgebaut werden (vgl. Connell, 1999: 98).

In diesem Sinne wird hegemoniale Männlichkeit in sozialen Kämpfen produziert und reproduziert und kann sich ebendort transformieren. Diese Kämpfe finden innerhalb der drei strukturgebenden Dimensionen Macht, Produktion und Kathexis statt. Durch sie soll die „patriarchale Macht“ der Männer (Connell 2006: 94) ⁴, eine privilegierte ökonomische Stellung beziehungsweise „geschlechtsbezogene Akkumulationsprozesse“ durch die geschlechtliche Arbeitsteilung (ebd.: 95) und Energien zur Investition in ihr Handeln, in Objekte oder in andere Menschen, das heißt eine spezifische „emotionale Bindungsstruktur“ gegenüber den Frauen (ebd.: 94) sichergestellt werden. Physische Gewalt wird lediglich dann angewandt, „wenn die jeweilige historisch konkrete hegemoniale Männlichkeit unter gesellschaftlichen Legitimationsdruck gerät“ (ebd.: 38) und dies lediglich in einem institutionalisierten Kontext (z.B. Justiz, Militär), da innerhalb dieser Organisationen die männliche Hegemonie objektiviert ist (vgl. ebd.: 38).

Die kulturell dominante hegemoniale Männlichkeit ist dabei als ein idealtypisches Orientierungsmuster zu verstehen. Somit ist es nicht notwendig, dass Individuen, die die hegemoniale Männlichkeit vertreten, selbst eine machtvolle Position innehaben (vgl. Connell 1999: 98): „Sie können Vorbilder sein, zum

⁴ Connell meint hiermit die Unterordnung der Frauen.

Beispiel Filmschauspieler, oder auch Phantasiegestalten wie Filmfiguren.“ (Ebd.: 98) Folglich ist es auch so, dass nur eine Minderheit von Männern dieses Ideal der hegemonialen Männlichkeit praktisch vollständig umsetzen, da es in der Gesellschaft eher als ein Maßstab wahrgenommen wird, an dem Männer sich messen müssen. Dabei ist es jedoch von fundamentaler Bedeutung, dass die meisten Männer – aufgrund des sozialökonomischen Gewinns, welcher durch die Unterdrückung und Herabsetzung der Weiblichkeit („patriarchalische Dividende“ (ebd.: 103)) für sie entsteht – diese Männlichkeit akzeptieren (vgl. Scholz 2004: 38) ohne sich zwangsläufig selbst „den Spannungen und Risiken an der vordersten Frontlinie des Patriarchats auszusetzen“ (Connell 1999: 100).⁵

Substantiell für das Theorem der hegemonialen Männlichkeit ist die Vorstellung, dass jede der genannten Dimensionen Wandel und Krisen ausgesetzt ist und sich entsprechend transformieren kann (vgl. Scholz 2004: 37). Dementsprechend heißt es bei Connell:

„Hegemoniale Männlichkeit kann man als jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis definieren, welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll).“ (Connell 1999: 98)

Auf Basis dieses Theorems soll nun die Fragestellung untersucht werden, ob sich die hegemoniale Männlichkeit in der sozialistischen DDR möglicherweise nicht (re-)produzieren konnte, beziehungsweise ob sie dort einen Strukturwandel durchlebte, da die Frau offiziell eine gleichberechtigte Stellung in der Geschlechterordnung innehatte und im Gegensatz zur kapitalistischen Gesellschaft keine ungleichen Verhältnisse zwischen den Geschlechtern in Bezug auf die Macht- und Produktionsdimension vorherrschen sollten.

⁵ Connell geht desweiteren von verschiedenen Männlichkeitstypen aus, die der hegemonialen Männlichkeit untergeordnet sind. Dabei nimmt die homosexuelle Männlichkeit die unterste Stellung innerhalb der Hierarchie verschiedener Männlichkeit ein, da sie mit dem Weiblichen gleich zustellen ist. Da hier jedoch vornehmlich die Gleichstellung der Frau und ihre Auswirkung auf die hegemoniale Männlichkeit untersucht werden soll, wird in diesem Beitrag nicht weiter auf diese Unterscheidung eingegangen werden.

Ausgehend von dem Konzept Connells, dass Institutionen geschlechtlich strukturiert sind und dementsprechend die (Re-)Produktion von Männlichkeiten in ihnen stattfindet (vgl. ebd.: 92f), sollen im Folgenden nun exemplarisch die Bereiche Schule, Beruf und Familie⁶ in der DDR vorgestellt und daraufhin analysiert werden, ob sie Schauplatz der genannten sozialen Kämpfe (zwischen den Geschlechtern) waren, und ob männliche Hegemonie in ihnen (re-)produziert wurde. Dadurch sollen Erkenntnisse darüber gewonnen werden, ob trotz einer offiziellen Politik der Gleichberechtigung von Mann und Frau auch in der sozialen Praxis der DDR die hegemoniale Männlichkeit aufrecht erhalten blieb, oder ob hier auch in der Realität ein gleichberechtigtes Leben zwischen Männern und Frauen zu verzeichnen war.

2. Mechanismen der (Re-)Produktion hegemonialer Männlichkeit in gesellschaftlichen Teilbereichen der DDR

2.1. Institutionen des Bildungssystems

Das Erziehungs- bzw. Bildungssystem der DDR war für die Qualifizierung und Vorbereitung der Bevölkerung auf die Aufgaben in der Produktion und in der sozialistischen Gesellschaft zuständig. Dazu zählte es auch die Gleichberechtigung der Geschlechter durchzusetzen. Dementsprechend sollte die Institution der Schule und die in ihr vermittelten Bildungsinhalte dazu beitragen, die sozialistische Weltanschauung in der Bevölkerung zu konstituieren und zu legitimisieren. (Vgl. Kwiatkowski-Celofiga 2008: 7). Zugleich war es ein Ziel der SED, das Vorrecht der vormals herrschenden Klasse, des Bürgertums bezüglich der Bildungschancen aufzubrechen und die Sozialstruktur nach ihren sozialistischen bzw. antikapitalistischen Wertvorstellungen umzugestalten. Der Ausbau des Bildungssystems der DDR wurde von der „Gleichheitsnorm“ geleitet (vgl. Hadjar/ Berger 2010: 183), und die Bildungsreformen der DDR zielten im Sinne

⁶ Die Wahl der Institutionen erfolgte nach der Vorstellung, dass die Emanzipation der Frau einen maßgeblichen Einfluss auf die (Re-)Produktion männliche Hegemonie hatte und es eben diese Institutionen waren, in welchen die Geschlechter aufeinander treffen und die männliche Hegemonie, trotz gleichstellender (familien-)politischen Bemühungen, reproduzieren könnten. Interessant für eine Untersuchung der Dominanz der hegemonialen Männlichkeit zwischen anderen Männlichkeiten, wäre die Analyse der Nationalen Volksarmee (NVA).

des Gleichheitsgedanken darauf ab, ein System der Einheitsschule zu etablieren (vgl. Lenhardt/Stock 1997: 137). So war es in der DDR üblich, dass nach dem Besuch der Kindergrüpe und des Kindergartens, der kostenfrei und für alle gewährleistet und zugleich aufgrund der „fast vollständigen Integration der Elterngeneration in das Erwerbssystem“ (Scholz 2004: 56) auch notwendig war, der Eintritt aller Schülerinnen und Schüler in die zehnklassige polytechnische Oberschule (POS) folgte, in der es im Unterschied zum westdeutschen System bis zum gemeinsamen Abschluss der zehnten Klasse keine organisatorische Differenzierung gab (vgl. Lenhardt/Stock 1997: 145).

Hinsichtlich der Geschlechterverteilung in der Institution der allgemeinbildenden POS lässt sich festhalten, dass sich die Entwicklung als ambivalent einstufen lässt: Zum einen wurde mit der in den fünfziger Jahren eingeführten Koedukation eine gleichberechtigte pädagogische Behandlung von Jungen und Mädchen vertreten. Dementsprechend gab es keine offizielle Trennung von Jungen- und Mädchenbildung. So wurde zum Beispiel das Unterrichtsfach Nadelarbeit, in welchem eher weiblich konnotierte Tätigkeiten wie Stricken erlernt wurden, von beiden Geschlechtern absolviert. In Anlehnung an Connell ließe sich das so interpretieren, dass damit die traditionellen (Geschlechter-)Machtverhältnisse nicht mehr zur Geltung kamen. Dennoch gab es zum anderen durchaus auch in der DDR „[p]arallel zu diesem angestrebten Leitbild [...] geschlechtsstereotype Leitbilder“ (Scholz 2004: 57), welche sich beispielsweise durch die geschlechtsbezogene Trennung ab der siebten Klasse im Sportunterricht manifestierten, denn die Jungen mussten sich härteren Leistungsansprüchen stellen als die Mädchen. Dadurch wurden wiederum Männlichkeits- und Weiblichkeitsideale unterschieden und die männlichen den weiblichen Leistungen übergeordnet. Trotzdem kann man jedoch nicht bestreiten, dass das Schulsystem der DDR in Bezug auf die Abschaffung der Geschlechterungleichheit insoweit erfolgreich war, als die Leistungen, welche die Mädchen und Jungen in der Schule erbrachten, gleichrangig waren. Dementsprechend lassen sich auch keine geschlechtsbezogenen Unterschiede bei den Schulabschlüssen aufzeigen (vgl. ebd.: 57). Dies weist zumindest darauf hin, dass das Bildungssystem des DDR sich darum bemühte, männliche Hegemonie nicht zu institutionalisieren und die als kapitalistisch geltende weibliche

Unterordnung gegenüber dem Mann und die dieser entsprechende männliche Hegemonie zu unterbinden.

An die Ausbildung an der POS schloss sich entweder – für eine Minderheit der Schülerinnen und Schüler – die Ablegung des Abiturs an der sogenannten Erweiterten Oberschule (EOS) an, oder es wurde ein Beruf erlernt, in Verbindung mit einem Berufsschulabschlusses. Nach dem Abitur oder dem Abschluss an einer Fachschule konnte man die Hochschule besuchen (vgl. Lenhardt/Stock 1997: 145). Hierbei ist zu beachten, dass zwischen dem beruflichen Bildungssystem der DDR und dem Beschäftigungssystem eine enge Wechselbeziehung bestand, d.h. das Bildungssystem war auf die ökonomischen Erfordernisse der Wirtschaftspolitik der DDR ausgerichtet und in ihre langfristige Gesellschaftsplanung integriert (vgl. Hadjar/Berger 2010: 183).

Dies zeigte sich besonders in den sechziger Jahren: Die Zielsetzung der SED einen wirtschaftlich wie auch technisch aufstrebenden sozialistischen Staat⁷ zu entwickeln bzw. ökonomisch aufrecht zu erhalten in Verbindung mit der damaligen Fluchtbewegung gen ‚goldenen‘ Westen und dem daraus resultierenden Arbeiterinnen- und Arbeitermangel sowie die Erkenntnis, dass der Eintritt der Frau in die Erwerbssphäre allein nicht hinreichend ist, um die Gleichstellung der Geschlechter gänzlich umzusetzen, führte zu zahlreichen Bemühungen, die berufliche Qualifizierung von (Ehe-) Frauen, Arbeiterinnen und Müttern in der DDR im verstärkten Maße zu fördern⁸. „[D]ie Koordinierung und Systematisierung aller bestehenden Qualifizierungsmaßnahmen sowie die konkrete Aufgabenstellung zur beruflichen Förderung der Frau“ (Schäffgen 2000: 101) wurde dabei im 1961 erschienen und umgesetzten Kommuniqué *Die Frauen – der Frieden und der Sozialismus*⁹ festgehalten. Hinzukommend wurden 1962 zur

7 Vor allem wollte man sich im Vergleich zum kapitalistischen Westen wirtschaftlich hervortun. (Vgl. Schäffgen 2000: 99).

8 Im Unterschied zur früheren Praxis, die in den fünfziger Jahren auch in der DDR noch vorherrschte und vorsah, Frauen in Betrieben lediglich anzulernen, wurde es nun üblich, sich als Facharbeiterin (wie auch als Facharbeiter) zu qualifizieren bzw. diese Qualifikation nachzuholen (vgl. Schäffgen, 2000: 100).

9 Das Kommuniqué *Die Frauen - der Frieden und der Sozialismus* wurde vom Politbüros des Zentralkomitees der SED am 23.12.1961 veröffentlicht. In: Dokumente der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, Bd. 8, Berlin 1962, S. 504-509).

Entlastung der erwerbstätigen Mütter, Fern- und Abendstudiengänge eingerichtet, die ihnen die Teilnahme an beruflich qualifizierende Maßnahmen gestattete¹⁰ (vgl. ebd.: 100f).

„Die bereits in den 60er Jahren begonnenen Anstrengungen zur nachholenden Qualifizierung von Frauen setzte[n] [...] ihren Schwerpunkt auf die Ausbildung und Einbeziehung von Frauen in technische Berufe sowie [auf] ihre Qualifikation für leitende[] Tätigkeiten. Um diese Ziele auch für Mütter erreichbar zu machen, wurden zahlreiche Sonderregelungen geschaffen, die ihnen den Zugang zu Hoch- und Fachschulen und damit zu beruflichem Aufstieg ermöglichen sollten.“ (Ebd.:105)

Die Bildungsbemühungen und insbesondere die starke Förderung der Frauen führten schließlich zu einer starken Annäherung des Qualifizierungsniveaus zwischen den Geschlechtern. Dabei gilt, „dass zwar jedem DDR-Bürger und jeder DDR-Bürgerin eine Ausbildung und auch spätere Beschäftigung garantiert [...] [war], eine freie Wahl des Faches bzw. des Berufes [...] [gab] es jedoch nicht“ (Scholz 2004: 58). Die Ausbildung und Berufsmöglichkeiten wurden je nach den wirtschaftlichen und politischen Prioritäten des Staates vergeben. Im Gegensatz zur allgemeinbildenden Schule war die weiterführende Ausbildung in nicht akademischen Berufsfeldern auch in der DDR sehr vergeschlechtlicht. Frauen wurden dabei vornehmlich Ausbildungsstellen im Dienstleistungssektor angeboten:

„Die Segregation nach Geschlecht erfolgt durch eine rigide Berufslenkung und Zugangsbeschränkung zu weiterführenden Schulen und Hochschulen. Die männlichen Jugendlichen werden in typische Männerbranchen in der Industrie und in das verarbeitende Gewerbe gelenkt. [...] Weibliche Jugendliche müssen aus einem sehr viel schmaleren Spektrum von Facharbeiterberufen wählen“ (Ebd.: 58-59)

Ähnlich, aber mit Modifikationen und auch mit Veränderungen im Zeitverlauf, gestaltete sich dies in den Instituten der höheren Bildung: Dem Bild einer

¹⁰ Diese offensive Bildungspolitik schlug sich auch in der 1968 verabschiedeten zweiten Verfassung der DDR nieder, welche die Förderung der Frau als zentrale Aufgabe des Staates festschrieb.

positiven Entwicklung in den letzten Jahrzehnten der DDR mit stetig gestiegener Zahl studierender Frauen steht auch hier eine geschlechtsspezifische horizontale Segregation in Bezug auf Studienfächer und damit zusammenhängende Berufsfeldern gegenüber. Qualifizierten sich die männlichen Studenten vor allem für die naturwissenschaftliche und technische Branche, so waren Frauen zuletzt überwiegend in wirtschaftswissenschaftlichen und sprachwissenschaftlichen Fächern oder im medizinischen Studium zu finden. Dabei ist festzuhalten, dass hohe Frauenanteile in Fächern wie Medizin und Wirtschaftswissenschaften zunächst eine Besonderheit sozialistischer Staaten wie der DDR waren, bevor auch im Westen die Studentinnenzahlen hier deutlich anstiegen. Der Anteil von Frauen in naturwissenschaftlichen Studiengängen war in der DDR ebenfalls deutlich höher als zur gleichen Zeit in Westdeutschland: Wie bereits aufgezeigt gab es seit den 60er Jahren ausgeprägte staatliche Bemühungen, den Frauenanteil in diesem Bereich – u.a. auch durch Umlenkung – zu erhöhen. (Vgl. Zachmann 2004: 249ff)

Es wird deutlich, dass eine hohe Qualifizierung von Frauen eine Notwendigkeit für die Integration in den Beruf darstellte, dass sie aber nicht völlig zur Aufhebung der Ungleichheit zwischen den Geschlechtern führte. Alles in allem verweist dies darauf, dass es auch der DDR im Bereich der beruflichen Bildung und Ausbildung nicht gelungen ist die Reproduktion traditioneller Strukturen gänzlich aufzubrechen. (Vgl. Schäffgen 2000: 127ff)

„Zusammenfassen kann man an diesem Punkt, dass es hinsichtlich der Bildungschancen einen Bruch zwischen Allgemeinbildung und Berufsausbildungssystem zu Gunsten von Männern gibt Während in der Schule formal gleiche Bildungsabschlüsse von beiden Geschlechtern erworben werden können [...], ist das berufliche Bildungssystem geschlechtshierarchisch organisiert.“ (Ebd.: 59)

Dies gilt für den nicht-akademischen Bereich in stärkerem Maße als für die akademischen Berufe, wo immerhin deutliche Modifikationen im Vergleich zur herkömmlichen Fächerverteilung oder zur Situation in westlichen Gesellschaften zu verzeichnen waren. (Vgl. Zachmann 2004: 256)

2.2. Geschlechtsspezifische Segregation im Berufsleben

Die Wirtschaft der DDR wurde durch ein Zentralverwaltungssystem gesteuert. Dieses funktionierte auf der Grundlage verstaatlichter Unternehmen und Betrieben, welche die von der SED erstellten Fünfjahrespläne, die Wirtschaftlichkeit und Produktionseffizienz versprachen, umsetzen sollten. Den ökonomischen Hauptgehalt bildeten hierbei vor allem die Schwerindustrie und die Landwirtschaft. (Vgl. Mähler 2010: 62ff) Das Erwerbssystem der DDR unterlag dabei einer geschlechtsspezifischen Segregation.

„Männer arbeiten vor allem in der Schwerindustrie, im Bergbau, in der Energiewirtschaft und im verarbeitenden Gewerbe, während Frauenbranchen vor allem im Dienstleistungsbereich angesiedelt sind, wie im Sozialwesen, Gesundheitswesen, Bildungswesen, Handel, Post- und Fernmeldewesen..“ (Scholz 2004: 63)

Obwohl die DDR in ihrem Gleichheitsgrundsatz von gleichen Arbeiten sowie gleicher Entlohnung bei Mann und Frau ausging und sich bis in die siebziger Jahre auch explizit darum bemühte, keine zu starke Trennung von Männer- und Frauenbranchen zuzulassen und insbesondere Frauen für technische Berufe anzuwerben, war es nicht gelungen, die Geschlechterdifferenzierung abzubauen. Zudem lässt sich feststellen, dass vor allem Männer in Führungspositionen gelangen, es also besonders in den siebziger Jahren zu einer vertikalen Trennung der Geschlechter im Erwerbssystem kam. Auch in eher weiblich konnotierten Erwerbssphären hatten Männer die führenden Positionen inne. So kann man besonders in Hinblick auf die Verknüpfung von Männlichkeit und Erwerbsarbeit festhalten, dass sich auch in DDR geschlechtsstereotype Bilder der Geschlechter herausbildeten: Sowohl der öffentliche wie auch der berufliche Bereich wurden mit Männlichkeit konnotiert beziehungsweise die Männlichkeit nahm gegenüber der Weiblichkeit eine übergeordnete Stellung ein und Männer übten in der Erwerbssphäre Berufe aus, die dem westlichen männlichen Leitbild entsprachen. (Vgl. Schäffgen 2000: 125ff)

2.3 Vereinbarkeit von Familie und Beruf

Die Familien- und Eheschließung in der DDR basierte aufgrund der fast vollständigen Integration der Frauen ins Erwerbsleben im Unterschied zu früheren Zeiten nicht mehr auf ökonomischen Gründen.

„Das traditionelle Leitbild des männlichen Ernährers existiert[*e*] offiziell entsprechend der Ausrichtung auf das Familienmodell der Doppel-Verdiener-Ehe nicht mehr.“ (Scholz 2004: 65)

In der realen Praxis wurde die Familie als Rückzugsort wahrgenommen. Dies gilt besonders in Hinsicht auf den im Alltagsleben stattfindenden Balanceakt zwischen Erwerbsarbeit und Familie, da die Betriebe einerseits zur familiären Versorgung beitrugen, zum Beispiel durch günstiges Essen in der Kantine oder auch in betrieblichen Verkaufsstellen, oder durch das Angebot von Freizeitaktivitäten, welche von den Betrieben organisiert wurden. Andererseits wurden auch die Arbeitskollegen in den familiären Kontext integriert, da sie oftmals zum Freundeskreis gehörten. (Vgl. ebd.: 64f)

Die Arbeitsteilung innerhalb der Familie blieb aber trotz des offiziellen Familienleitbildes in der Realität stark geschlechtsspezifisch. Dieses Leitbild entstand auf der Grundlage des Familiengesetzbuches von 1965¹¹. Hier war festgeschrieben, dass beide Geschlechter in einer Partnerschaft gleichberechtigt und sowohl der Mann wie auch die Frau gemeinsam für die Reproduktionsarbeit verantwortlich waren. Dieses wurde in den siebziger Jahren jedoch durch Bestimmungen in der Frauen- und Familienpolitik, in welchen die Familienarbeit als Aufgabe der Frau dargestellt wurde, faktisch revidiert: Das Leitbild der Frau sollte nun die berufstätige Mutter sein, und die SED verhalf ihr durch einer Reihe sozialpolitischer Maßnahmen dazu dieser Rolle gerecht zu werden und sie zu entlasten. Dies sollte auch dazu dienen den sinkenden Bevölkerungszahlen entgegenzuwirken. Die Frauen waren nach diesem Modell neben der Erwerbsarbeit auch für die Hausarbeit im engeren Sinne und andere, sich wiederholende Aufgaben wie beispielsweise für den Wohnungsputz zuständig und wurden damit in die traditionellen Rollen zurück gedrängt. (Vgl. Schäfgen 2000: 116ff)

¹¹ Familiengesetzbuch der DDR (FGB) vom 20. Dezember 1965, Gesetzblatt der DDR 1966, Teil I Nr. 1.

Der Mann dagegen übernahm vornehmlich Tätigkeiten, welche sich zeitlich flexibel erledigen ließen und mehr kreative Auslebung erlaubten, wie zum Beispiel die Renovierung des Wohn- und Lebensraumes. Demnach lässt sich in Hinblick auf die geschlechtliche Arbeitsteilung im hauswirtschaftlichen Bereich feststellen, dass das Machtverhältnis in dieser Hinsicht auch in der DDR zu Gunsten des Mannes ausfiel und die Frau weiterhin vermehrt für die ‚niederer‘ Hausarbeiten verantwortlich war.

So lässt sich an dieser Stelle zusammenfassen, dass trotz einer vergleichsweise hohen Beteiligung der Väter an der Beschäftigung mit den Kindern (vgl. ebd.: 123f) sowie an aller weiteren Familienarbeit sich die hegemoniale Männlichkeit durch die ungleichen Macht- und Produktionsverhältnissen innerhalb der Institution Familie reproduzieren konnte, und die familienpolitischen Bestimmungen nicht ausreichend waren um die familiäre Arbeitsteilung dahingehend positiv zu beeinflussen. Lediglich die Zeit, welche sowohl von Mann und Frau außerhalb der Familie in der Erwerbsarbeit investiert wurde, war zumeist ähnlich, obwohl die Arbeitswelt auch in der Deutschen Demokratischen Republik als „typisch männlich“ konnotiert war. (Vgl. ebd.:137f)

3. Fazit

Ein rechtlich festgehaltener Gleichheitsgrundsatz, Koedukation von Jungen und Mädchen, gleiche Entlohnung von Frau und Mann - die Deutsche Demokratische Republik gälte als eine vorbildliche Nation in Hinsicht auf die Geschlechtergleichheit, könnte man von einer dauerhaften und gelungenen Umsetzung dieser Postulate ausgehen.

Die von Schröter und Ulrich getroffene Aussage: „Kapitalismus funktioniert nicht ohne Patriarchat, aber Patriarchat funktioniert auch ohne Kapitalismus“ (Schröter/Ulrich 2005:163) könnte die Situation in der Deutschen Demokratischen Republik nicht besser beschreiben. So ist es nach den vorigen Ausführungen ersichtlich, dass es auch in der Deutschen Demokratischen Republik zu einer für moderne (Industrie-) Gesellschaften typischen Trennung von „Produktions- und Reproduktionsbereich“ (Scholz 2004: 68) kam und die Erwerbssphäre von einer geschlechtsspezifischen Segregation gezeichnet war. Und dies trotz der hohen Integration der Frauen in den gewerblichen Bereich,

denn die Vorstellung von Geschlechtergleichheit sollte insbesondere durch den Einbezug der Frau in die Erwerbsarbeit und durch ein Doppel-Versorger-Modell¹² umgesetzt werden. Obwohl die Integration der Frau in das Erwerbssystem auch gelungen war, blieben Geschlechterdifferenzen bestehen und die Familienarbeit lag nach dem späteren Familienleitbild vornehmlich weiterhin in der weiblichen Verantwortung.

Somit ist trotz des industriegesellschaftlich-kapitalistischen Bezuges den Connell für ihre Analyse wählte, ersichtlich geworden, dass sich ihr Konzept der hegemonialen Männlichkeit zumindest vor dem Hintergrund der Macht und Produktionsdimension auch auf die Institutionen der Familie, Schule und Erwerbssphäre der DDR übertragen lässt. Denn obwohl die in der Grundidee der sozialistischen proletarischen Diktatur festgehaltene Gleichheitsvorstellung sowie die vornehmlich gleiche allgemeinbildende Ausbildung und die Emanzipation der Frau durch ihre Teilhabe am Verdienst des Lebensunterhalts ein guter Ansatz gewesen wäre, der (Re-)Produktion hegemonialer Männlichkeit entgegenzuwirken, reichte das Spannungsverhältnis zwischen den beiden Polen – der hegemonialen Männlichkeit und der emanzipatorischen Weiblichkeit – in der sozialen Praxis nicht aus, um die Reproduktionsprozesse männlicher Herrschaft vollständig außer Kraft zu setzen. Die Grundzüge des Geschlechterverhältnisses der westlichen Welt blieben trotz offizieller Gleichstellungspolitik auch in der DDR erhalten: diese erwies sich schlussendlich nicht als ausreichend, um die traditionellen Strukturen männlicher Dominanz zu transformieren.

Literaturverzeichnis

- Connell, Robert W. (1999): Die soziale Organisation von Männlichkeit. In: Ders.: Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Opladen, S. 87-107.
- Connell, Robert W. (2006): Der gemachte Mann – Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. Wiesbaden.
- Gerlach, Irene (1996): Familie und Staatliches Handeln. Ideologie und Praxis in Deutschland. Opladen.

¹² Beim Doppel-Versorger-Modell kommen sowohl Mann wie auch Frau in einer Partnerschaft für den Lebensunterhalt der Familie auf.

- Götz, Carmen (2008): Natur als Kultur und politischer Raum: Einblicke in den >Alltag<. In: Ders.: Friedrich Heinrich Jacobi im Kontext der Aufklärung. Diskurse zwischen Philosophie, Medizin und Literatur. Hamburg. S. 337-343.
- Hadjar, Andreas/ Berger, Joël (2010): Dauerhafte Bildungsungleichheiten in Westdeutschland, Ostdeutschland und der Schweiz: Eine Kohortenbetrachtung der Ungleichheitsdimensionen soziale Herkunft und Geschlecht. Persistent Educational Inequalities in West Germany, East Germany, and Switzerland: A Cohort Analysis with Respect to Social Origin and Gender. In: Zeitschrift für Soziologie. 39. Jg. (2010), H. 3, S. 182-201.
- Kwiatkowski-Celofiga, Tina (2008): Erziehung zur „allseitig gebildeten sozialistischen Persönlichkeit“ und deren Folgen für den Schulalltag. In: Barkleit, Gerhard/Kwiatowski-Celofiga, Tina (Hg.): Verfolgte Schüler - gebrochene Biographien. Zum Erziehungs- und Bildungssystem der DDR. Dresden 2008. S. 7-28.
- Lengwiler, Martin (2008): In kleinen Schritten: Der Wandel von Männlichkeiten im 20. Jahrhundert. In: Arnie, Carolin/ Bauer, Ingrid u.a. (Hg.): L'Homme. Europäische Zeitschrift für Feministische Geisteswissenschaft. Krise[n] der Männlichkeit?. 19. Jg. (2008), H. 2, S. 75-94.
- Lenhardt, Gero/Stock, Manfred (1997): Bildung, Bürger, Arbeitskraft. Schulentwicklung und Sozialstruktur in der BRD und der DDR. Frankfurt am Main.
- Mählert, Ulrich (2010): Kleine Geschichte der DDR, München.
- Meuser, Michael (2008): Ernste Spiele. Zur Konstruktion von Männlichkeit im Wettbewerb der Männer. In: Baur, Nina/Jens Luedtke (Hg.): Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeit in Deutschland. Opladen und Farmington Hills, S. 33-44.
- Meuser, Michael (2011): Hegemoniale Männlichkeit. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/ Stecklina, Gerd (Hg.): Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim und München, S. 197-199.
- Meuser, Michael/Scholz,Sylka (2011): Krise oder Strukturwandel hegemonialer Männlichkeit? In: Bereswill, Mechthild/Neuber, Anke (Hg.): In der Krise? Männlichkeiten im 21. Jahrhundert. Münster, S. 56-79.
- Miethe, Ingrid (2007): Bildung und soziale Ungleichheit in der DDR. Möglichkeiten und Grenzen einer gegenprivilegierenden Bildungspolitik. Opladen.
- Schäffgen, Katrin (2000): Die Verdopplung der Ungleichheit. Sozialstruktur und Geschlechterverhältnisse in der Bundesrepublik und in der DDR, Opladen
- Scholz, Sylka (2004): Männlichkeit erzählen. Lebensgeschichtliche Identitätskonstruktion ostdeutscher Männer, München.
- Schröter, Ursula/ Ulrich, Renate (2005): Patriarchat im Sozialismus? Nachträgliche Entdeckungen in Forschungsergebnissen aus der DDR. (Reihe: Texte/Rosa-Luxemburg-Stiftung; Bd.24), Berlin.
- Zachmann, Karin (2004): Mobilisierung der Frauen. Technik, Geschlecht und Kalter Krieg in der DDR. Frankfurt a. M. und New York.

Lucia Bruns

Frauen nach hinten, Männer nach vorne

Männlichkeitskonstruktionen in der Szene der Autonomen Nationalisten

3. September 2012 in Dortmund: Rund 700 Neonazis aus dem gesamten Bundesgebiet haben sich an diesem Tag anlässlich des „8. Nationalen Antikriegstages“ in der Stadt im Ruhrgebiet versammelt. Die meisten TeilnehmerInnen¹ dieser neonazistischen Versammlung tragen Sonnenbrillen und sind trotz warmen Wetters ganz in schwarz gekleidet. Sie sind den „Autonomen Nationalisten“ (nachfolgend AN) zuzuordnen, einer Gruppierung innerhalb der Neonazi-Szene, die seit etwa 10 Jahren besteht. Die Demonstration formiert sich nach mehreren Redebeiträgen und einer musikalischen Darbietung zu geschlossenen Blöcken. Dabei achten männliche Demonstranten penibel darauf, dass sich nur Männer in dem vordersten Block befinden. Diese Aufteilung der Geschlechter in „Männer“ und „Frauen“ wird verbal durch die Rufe „Frauen nach hinten, nur Männer nach vorne“ verstärkt. Diese Szenerie, die von einem Journalisten auf Video fest gehalten wurde², gibt einen guten Einblick in das Spektrum der AN. Obwohl die Akteure der AN für eine Alternative, im Hinblick auf Organisationsstruktur, Aussehen und Lifestyle, innerhalb des extrem rechten Spektrums stehen wollen, herrschen dort klare Vorstellungen hinsichtlich „männlichen“ und „weiblichen“ Verhaltens.

¹ In der Regel verwende ich das Symbol des *, damit sich sowohl männlich und weiblich definierende als auch inter- und transsexuelle Leser*innen sprachlich repräsentiert fühlen: hierdurch sollen die Geschlechts-Kategorien männlich und weiblich gleichzeitig repräsentiert werden. Die durch das Sternchen entstandene Lücke soll aber auch die Identitäten dazwischen widerspiegeln und auf die gesellschaftliche Konstruiertheit von Geschlecht hinweisen. Wenn ich über Personen der extremen Rechten schreibe, verwende ich dagegen nicht das Symbol des *, um darauf aufmerksam zu machen, dass dort die Vorstellung einer bipolaren Geschlechterordnung vorhanden ist, welche keine anderen Identitäten zulässt und benutze die Schreibweise mit dem großen Binnen-I, wenn beide Geschlechter gemeint sind.

² <http://www.youtube.com/watch?v=N2rUtghqwxE> Stand 25.3.2013

Der folgende Artikel untersucht, wie in dem spezifischen Feld der AN Männlichkeiten konstruiert werden. Durch welche Bilder und Aktionen wird dort Männlichkeit durch eine konfigurative soziale Praxis verhandelt und inszeniert? Welche Rolle nehmen Frauen in dieser Szene ein, die sich gerne „rebellisch“ und „alternativ“ gibt? Den theoretischen Rahmen wird mir dabei das Konzept des männlichen Geschlechtshabitus nach Michael Meuser liefern, ein Ansatz der auf den Theorien von Bourdieu und Connell beruht. Darüber hinaus beziehe ich mich auf Interviews mit männlichen Aussteigern der AN, die Michael Weiss und Eike Sanders durchgeführt haben (vgl. Schedler/Häusler 2011: 10) und Primärquellen aus der Neonazi-Szene wie Internetseiten, Blogbeiträge und selbst gestaltete Propagandamaterialien von AN-Gruppen.

Die Szene der Autonomen Nationalisten

Die Szene der AN stellt eine relativ neue Strömung innerhalb der extremen Rechten dar. Ihre Inszenierungen und Erscheinungsbilder sind neben den Aktionsformen die wichtigsten Bestandteile dieser Szene und unterscheiden sie auch in diesen Punkten von anderen Formen des Neonazismus. Die Ursprünge der AN sind in der „Kameradschaft Tor“ zu finden, die im Jahr 2000 erstmals in Berlin in Erscheinung trat (vgl. Schedler/Häusler 2010: 55). Die Neonazis, die dieser Kameradschaft angehörten, bezeichneten sich selbst als „Autonome Nationalisten“ und bezogen sich damit direkt auf den politischen Gegner, die autonome Antifa. Die ursprüngliche Organisationsstruktur der AN liegt im Spektrum der nicht Partei gebundenen „Freien Kameradschaften“. Nach einer Verbotswelle im August 2012, von der drei große Neonaziorganisationen betroffen waren, deren AkteurInnen dem Spektrum der AN zuzuordnen sind, ist eine Reorganisation zu beobachten: AktivistInnen der verbotenen Kameradschaft Hamm, des Nationalen Widerstands Dortmund und der Kameradschaft Aachener Land gründeten in mehreren Städten Kreis- und Bezirksverbände der Partei „Die Rechte“, um die eigenen Strukturen zu stärken und nach den Verboten handlungsfähig agieren zu können. Auch wenn Parteigründungen innerhalb der AN-Szene in den letzten Monaten festzustellen sind, kann dieses Phänomen jedoch nicht auf alle bundesweiten AN-Strukturen übertragen werden (vgl. NRWrechtsaußen 2012).

Subkulturell geprägter Neonazismus

Nicht nur der Begriff „autonom“ in der Selbstbezeichnung, sondern auch die Kleidung und das Auftreten wurde von den linken Gegner*innen, der autonomen Antifa, adaptiert. Der NS Black Block³, der geschlossene schwarze Block auf einer Demonstration, ist an das Auftreten einer linksradikalen Demonstration angelehnt. Diese Formierung wurde auch aus sicherheitstechnischen Gründen übernommen, da diese geschlossene Demonstrationsform zu weniger Verhaftungen führen soll:

„Sowie [sic] die Bildung „schwarzer Blöcke“ als wohl auffälligste Aktionsform, um der Repression und Polizeiwilkkür auf Demonstrationen effektiv entgegenwirken zu können. Das bedeutet in der Praxis beispielsweise, die Durchsetzungsfähigkeit unserer Rechte zu stärken, Verhaftungen zu verhindern oder Schikanen und Gewaltanwendung entschlossen entgegenzutreten“. ⁴

Die Kleidungspraxen der AN, wie der schwarze Windbreaker, Turnschuhe und die schwarze Baseballkappe, sind bewusst an die der subkulturell geprägten linken Szene angelehnt. Die veraltete Vorstellung des Neonazis mit Bomberjacke und Springerstiefeln, der sich an dem Aussehen der Skinheadbewegung orientiert, scheint somit weitestgehend passé. Die Attraktivität der eigenen Szene soll somit gesteigert werden. Darüber hinaus scheint eine rechte und rassistische Ideologie, die sich jugendlich und attraktiv gibt, auf den ersten Blick weniger gefährlich. Dem Anliegen der gesamten extremen Rechten, sich als „ganz normale Bürger“ zu verkaufen, wird hier auf besondere Weise nachgegangen. Diese ästhetische Weiterentwicklung der Neonaziszene im Hinblick auf Kleidungsstil und Aussehen wird auch intern heftig diskutiert. In einer Szene, in der Begriffe wie „Weltnetzseite“, „T-Hemden“ und „Gemüsekekuchen“ (an Stelle von Pizza) benutzt werden, um sich gegen Anglizismen zu wehren, kommt eine derart subkulturell geprägte Szene nicht bei allen AkteurInnen gut an. Gerade in

³ Neben der Selbstbezeichnung „NS Black Block“ existieren die Begriffe „Nationaler Schwarzer Block“ oder „Schwarzer Block“, um die schwarze und geschlossene Formierung einer Neonazidemonstration zu bezeichnen.

⁴ Autonome Nationalisten Göttingen: <http://nwgoeppingen.wordpress.com/a-n-s/>, Stand 25.3.2013

„traditionell“ Partei gebundenen Strukturen der extremen Rechte stoßen Slogans wie „black block- support your vision“⁵ auf Gegenwehr, könne man doch mit dieser Art und Weise des rebellischen Auftretens keine Parlamente gewinnen und kein bürgerliches Auftreten bewahren. Dieser inhaltliche und strategische Dissens wurde in einem Schreiben des NPD-Parteipräsidiums im Jahr 2007 öffentlich gemacht. Ein kurzer Auszug aus einem Text mit dem Titel „Unsere Fahnen sind schwarz, unsere Blöcke nicht“ belegt, dass neben der Eindämmung dieses neonazistischen Spektrums auch das „bürgerliche“ Image der Partei bewahrt werden sollte:

„Vertreter des „Schwarzen Blocks“ sind für die breite Masse unseres Volkes keine Sympathieträger und können auch nicht glaubhaft mit ihrem Aussehen und Verhalten eine neue Ordnung vertreten, die deutsche Werte einfordert.“⁶

Der deutsche Widerstand werde, nach der Meinung der NPD, erst zu einer Gefahr für das „abgewirtschaftete liberalkapitalistische System“, wenn sich dieser im Volk wie ein „Fisch im Wasser“ bewege und „Bürgerberatung anbiete, Kinderfeste organisiere und sich um Alte, Jugendliche und sozial Schwache kümmer[e]“. ⁷

Nationalsozialistische Inhalte und „modernes“ Auftreten

Der extreme Aktionismus gehört in der AN-Szene zu einem der wesentlichen Merkmale. So gehören „spontane“ Demonstrationen und Kundgebungen, das Verteilen von Flugblättern oder das Erstellen von Graffiti zu den üblichen Aktionsformen. Dieser Politikstil soll für junge Menschen attraktiv sein und sie an die Bewegung binden. So stellt gerade die Politikpraxis der AN, die für ihre Gewaltbereitschaft bekannt ist, eine Attraktion für viele junge Menschen dar, wie auch aus folgender Interviewpassage deutlich wird:

5 Autonome Nationalisten Göppingen: <http://nwgoeppingen.files.wordpress.com/2010/11/support-your-vision-black-block1.jpg>, Stand 25.3.2013

6 „Unsere Fahnen sind schwarz, unsere Blöcke nicht“ NPD-Parteipräsidium, Berlin, 15. August 2007 www.npd-kiel.de/Archiv/2007/PDF_Dateien/Akt_Aufruf_PV.pdf

7 Ebd.

„Es wird da halt nur gezeigt, ähm, Demonstrationen, Bengalos, Sturmhauben, gegen Polizeiketten drücken, Sachbeschädigungen, also halt, so dieses, das ist krass, das geht ab, das ist militant, da erlebst du was,' Das ist nicht irgendwie langweilig eine NPD- Fahne in der Hand halten und Flugblätter verteilen.“ (Schedler/Häusler 2010: 122)

Auch wenn die AN innerhalb der extremen Rechten eine besondere Selbstinszenierung vollziehen und sich gerne als „modern“ und „attraktiv“ präsentieren, verstecken sich hinter dem neuem Auftreten alte völkische, rassistische und nationalsozialistische Inhalte. So bezeichnen sich die meisten Neonazis, die der Strömung der AN zuzurechnen sind, als „Nationale Sozialisten“⁸. So definieren sich z.B. auch die AN Göppingen, die auf ihrer Internetseite für eine „Volksgemeinschaft“ anstatt einer „multikulturellen Gesellschaft“ eintreten. Dies sei – so unter der Rubrik „Sozialismus“ einsehbar – nur mit einer Überwindung der kapitalistischen und globalisierten Wirtschaftsweise vereinbar. Die Autonomen Nationalisten Olpe gehen auf ihrer Internetseite genauer auf den Begriff des „Nationalen Sozialismus“ und die damit verbundenen Ziele ein. So könne der Sozialismus nur national bestehen. Der Begriff der „Nation“ sei dabei deckungsgleich mit „Volk“, „Kultur“, „Sprache“, „Land“ und „Staat“. Die sozialistische Gesellschaft dürfe sich demnach nicht in kultureller, sprachlicher oder ethnischer Herkunft unterscheiden. Die Forderung der „humanen, aber unabdingbare[n] und schnelle[n] Rückführung von kriminellen und arbeitsunwilligen Ausländern in ihre natürlichen Heimatländer“⁹ wird so auf einen völkischen Nationalismus, der nur in einer homogenen Volksgemeinschaft bestehen kann, gestützt. Der „multikulturelle Wahnsinn“ wird von den „Autonomen Nationalisten Olpe“ als „volkszerstörend“ oder „zersetzend“ beschrieben. Damit soll gleichzeitig eine konstruierte „nationale Identität“ aufrechterhalten werden. Bei der Betrachtung der Selbstbezeichnungen und der Definitionen fällt auf, dass die BetreiberInnen der Blog-Seiten versuchen, ihre Ideologie positiv und nachvollziehbar zu erläutern, um ihre rassistische und

⁸ Der Begriff „Nationaler Sozialismus“ knüpft an die Selbstbezeichnung der NSDAP im 3. Reich an, die sich ebenfalls „nationalsozialistisch“ nannte. Von den VertreterInnen des heutigen Neonazismus wird er auch als „Querfront- Strategie“ genutzt, um bei Sozialisten Zustimmung zu finden.

⁹ Autonome Nationalisten Olpe (2010): <http://logr.org/kapitan/politische-theorie/> Stand 25.3.2013

sozialdarwinistische Ideologie zu verschleiern. So soll z.B. Deutschland von „fremden Einflüssen“ der USA und Israel „befreit“ werden und für einen „Antiimperialismus“ eingetreten werden.¹⁰ Dass sich hinter dieser Forderung ein antisemitisches Weltbild verbirgt, ist gerade für junge Menschen nicht direkt erkennbar, werden Worte wie „Befreiung“ und „Antiimperialismus“ doch meistens mit positiven Eigenschaften konnotiert.

Der männliche Geschlechtshabitus nach Michael Meuser

Für eine theoretische Auseinandersetzung mit den männlichen Inszenierungspraxen der Autonomen Nationalisten verwende ich Michael Meusers Konzept des männlichen Geschlechtshabitus, welches die Habitus­theorie von Pierre Bourdieu mit dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit nach Raewyn Connell (früher Robert Connell) zusammenführt. Genau wie Bourdieu sieht auch Meuser eine wichtige Ursache des Bestehens hegemonialer Männlichkeit in homosozialen Männergemeinschaften (vgl. Meuser 2001: 13). In diesen wird Männlichkeit, welche auf den drei Aspekten Homosozialität, Körperbezug und der vergemeinschaftenden Funktion der Demonstration physischer Gewalt beruht, in einem geschlechtsexklusiven Raum produziert und zelebriert (vgl. Heilmann 2008: 3). Meuser bezieht sich auf Connells Begriff der „hegemonialen Männlichkeit“, welcher die Vorherrschaft des Mannes gegenüber der Frau sowie dessen Macht- und Reichtumspositionen bezeichnet. Mit dem Begriff werden jedoch auch die darin immanenten gesellschaftlichen Verhältnisse benannt, die diese Macht tagtäglich erzeugen, legitimieren und reproduzieren. Auch jene Männer, die selbst nicht dem Ideal hegemonialer Männlichkeit entsprechen, wirken durch ihr Verhalten an der Herstellung bzw. Aufrechterhaltung der „hegemonialen Männlichkeit“ mit: Connell unterscheidet hier u. a. zwischen komplizenhaften und marginalisierten Männlichkeiten (vgl. Connell 1999: 100). Als komplizenhafte Männlichkeit bezeichnet sie jene Männer, die zwar selbst ebenfalls durch die patriarchale Dividende, also durch den damit verbundenen Profit, bereichert werden, die jedoch nicht an vorderster Stelle des Patriarchats stehen (vgl. ebd.). Männer, die als „nicht-weiß“ oder „schwarz“ wahrgenommen

¹⁰Autonome Nationalisten Olpe (2010): <http://logr.org/kapitan/politische-theorie/> Stand 25.3.2013

werden, oder jene, die nicht als „Norm“ und somit als „abweichend“ angesehen werden, wie etwa Angehörige der Unterschicht, stellen demgegenüber eine „marginalisierte Männlichkeit“ dar.

Für Meuser ist es wichtig, zwischen verschiedenen Formen des hegemonialen Handelns zu unterscheiden. Er beschreibt das Konzept der hegemonialen Männlichkeit nicht als Charaktereigenschaft des Mannes sondern als „Erzeugungsprinzip des männlichen Geschlechtshabitus“, das verschiedene Formen des Handelns hervorbringt (Lehner/ Schnabl 2007: 56). Der männliche Geschlechtshabitus kommt nicht nur durch Hypermaskulinität oder physische Gewalt zum Vorschein, sondern kann sich auf der anderen Seite auch in einem kavalierhaften Verhalten des Mannes gegenüber der Frau zeigen. Auch wenn der Mann mit einem solchen zuvorkommenden Verhalten keine direkte Vorherrschaft ausdrücken möchte, erzeugt er damit jedoch eine Distinktion im Geschlechterverhältnis, da nur er allein von seinem die Grenzen zwischen den Geschlechtern betonendem Verhalten profitieren kann (vgl. ebd.: 57). Es zeigt sich zudem, dass der männliche Geschlechtshabitus in allen Milieus und Soziallagen vorhanden ist und sich nur durch verschiedene Ausprägungen unterscheidet. Meuser bezeichnet die Habitus Theorie auch als eine „generative Hintergrundstruktur“ (ebd.: 58), die auch dann noch besteht, wenn sich politische, soziale und ökonomische Komponenten im Geschlechterverhältnis verändern, da der männliche Habitus auf verschiedene Soziallagen reagieren kann. Durch das Konzept des männlichen Geschlechtshabitus lassen sich vielfältige Formen von Männlichkeit erklären, die trotz Gesellschaftswandel Bestand haben.

Männlichkeitsbilder in der Szene der Autonomen Nationalisten

In dem Konzept des männlichen Geschlechtshabitus nach Michael Meuser generiert eine hegemoniale Männlichkeitsstruktur diverse Formen von Männlichkeit(en). Diese unterscheiden sich in den verschiedenen sozialen Feldern. Die Szene der AN ist eine „spezifisch, jugendkulturell modernisierte Ausdrucksform der neonazistischen Szene“ (Schedler/Häusler 2010:307), in dem ein extremes Bild von Männlichkeit vorherrschend ist. Innerhalb dieses Männerbildes ist der männliche Habitus als relationale Dimension relevant.

Denn auch hier sind Ausdifferenzierungen von verschiedenen Männlichkeit(en) feststellbar. In den Reihen der AN werden die vorherrschenden Männlichkeitsideale durch einen besonderen Aktionismus und spezifische Bilder übermittelt, die sie vom Rest der extremen Rechten unterscheiden. Anhand der drei Strukturmerkmale von Männlichkeit nach Meuser Körperbezug, Homosozialität und vergemeinschaftende Funktion physischer Gewalt, zeigt sich wie dort Männlichkeit inszeniert wird.

Körperbezug

Wie bereits erwähnt, bildet das Auftreten, die Kleidung und die Selbstinszenierung eines der wesentlichen Merkmale der Szene der AN. Die schwarze Kleidung soll dabei nicht nur eine homogene Vergemeinschaftung erzielen, sondern auch die allgegenwärtige Kampfbereitschaft ausdrücken. Ein ehemaliger „Autonomer Nationalist“ erklärt hierzu in einem Interview, dass „bei Demonstrationen und Aktionen man durch diese Kleidung klar Militanz ausdrücken [wollte] [...] Man wollte zum Ausdruck bringen, dass man gewaltbereit ist, dass man auch Gewalt einsetzt.“ (Schedler/Häusler 2011: 79)

Der Kleidungsstil der AN ist an den der links-alternativen Szene angelehnt. Die Aneignung des Aussehens des politischen Gegners vollzog sich dabei bewusst. Dies kann so interpretiert werden, dass dieser Gegner von den AN als „ebenbürtig“ angenommen wird und somit einen „gleichrangigen Rivalen“ darstellt. Und nur ein Rivale auf Augenhöhe kommt für die „ernsten Spiele“ in Frage, die für die Konstruktion von Männlichkeit immanent sind (vgl. Claus/ Lehner/ Müller 2010: 171).

Männlichkeit präsentiert sich nicht nur in allgegenwärtiger Kampfbereitschaft, sie wird auch durch Bilder und Transparente vermittelt. Das mit diesem Aussehen und dieser Kleidung Männlichkeiten transportiert werden, wird auf der im Anhang dokumentierten bildlichen Darstellung sichtbar, die von einer AN-Gruppe aus dem Kreis Unna stammt.¹¹ Auf dem Foto sind neben schwarz gekleideten männlichen Demonstranten mit Sonnenbrille und Windbreaker auch

¹¹Die Grafik befindet sich im Anhang.

in schwarz-weiß abgebildete Soldaten der Wehrmacht dargestellt. Zwischen diesen beiden Männergruppen steht der Satz: „Zeiten ändern sich, aber die Weltanschauung bleibt in ihrer Substanz unantastbar.“ Durch dieses Bild wird deutlich, dass hinter dem neuen Stil der AN alte, nationalsozialistische Inhalte stehen. Die männlichen Akteure der AN begreifen sich als Nachfolger der Wehrmachtssoldaten im 21. Jahrhundert. Die „soldatische Männlichkeit“ gilt in den Reihen der AN, wie im Rest der Neonazi- Szene auch, als Ideal. Hinter dieser „soldatischen Männlichkeit“ steht die Inszenierung als Kämpfer für Volk und Vaterland. Die Szene der AN orientiert sich klar an einem Bild des Mannes, das auch in der Zeit des Nationalsozialismus als erstrebenswert galt. Der bekannte Satz von Adolf Hitler „flink wie Windhunde, zäh wie Leder und hart wie Kruppstahl“¹², brachte zur Zeit des Nationalsozialismus die Vorstellung, wie das männliche Geschlecht zu sein habe, auf den Punkt. Dieses „Ideal der Härte“ kann nach der in der rechten Szene herrschenden Ideologie grundsätzlich nur von weißen, körperlich starken und heterosexuellen Männern gelebt werden und wird auch heutzutage von den AN als erstrebenswert angesehen.

Trotzdem gibt es auch in der AN-Szene Männlichkeiten, die nach Connell als *marginalisiert* und *komplizenhaft* beschrieben werden können. Männliche Neonazis, die ein deviantes Sexualverhalten gegenüber der konstruierten Norm besitzen, können nur durch absolute Treue und Opferbereitschaft gegenüber der „nationalen Bewegung“ Anerkennung finden. Eine offene gelebte Homosexualität ist dabei undenkbar, da sie als Angriff auf alle heterosexuellen Männer gedeutet wird und nicht für die Weiterentwicklung des eigenen Volkes stehen kann. Schwule oder bisexuelle Neonazis können damit nicht das Ideal der „hegemonialen Männlichkeit“ ausleben, diese jedoch mit ihrem Verhalten in ihrer Vorherrschaft unterstützen. Männer, die als „schwarz“ oder „fremd“ wahrgenommen werden, können dies dagegen nicht, denn in der Neonazi-Szene geht es nicht nur um die Herstellung von „männlicher Hegemonie“, sondern auch um die Sicherung „weißer Hegemonie“. In der Beziehung zwischen Männern innerhalb des Neonazismus wird sichtbar, dass „Männlichkeit“ auch

¹² Aus einer Rede von Adolf Hitler am 14. September 1935. In: Der Parteitag der Freiheit vom 10. bis 16. September 1935. Offizieller Bericht über den Verlauf des Reichsparteitages mit sämtlichen Kongressreden, München 1935, S. 183.

immer mit Vorstellungen über Ordnung und Macht entlang von „Geschlecht“, „Rasse“ und Körper“ einhergeht (vgl. Claus/Lehnert/Müller 2010: 49).

Mit der schwarzen Kleidung und dem gewaltbereiten Habitus soll in der Szene der AN Militanz ausgedrückt werden, mit der das Ideal der „weißen“ und „hegemonialen“ Männlichkeit transportiert wird.

Die Szene der AN – ein homosozialer Raum

Die Szene der Autonomen Nationalisten kann als ein homosozialer Raum angesehen werden, da dort Dominanzstrukturen gegenüber Frauen gewahrt bleiben. Die „ernsten Spiele des Wettbewerbs“ (Bourdieu 1997: 203) werden dort, wie im Rest der Gesamtgesellschaft, unter Männern ausgetragen. Auch wenn die Szene der AN strukturell männlich geprägt ist, möchte ich nicht den Fehler begehen und in meiner Analyse „den Neonazi“ per se als männliche Person porträtieren. Durch die Negierung der Frau als selbstständiges – und möglicherweise ebenfalls gewalttätiges – Wesen werden hegemoniale Männlichkeitsstrukturen in der Mediendarstellung reproduziert. Berichterstattungen, in denen Frauen in der Neonaziszene nur als „Katzenliebhaberin“ und „Nazi-Braut“ porträtiert werden, wie zuletzt in der Berichterstattungen über Beate Zschäpe geschehen, spiegeln gesellschaftliche hegemoniale Männlichkeitsstrukturen wider. Frauen werden dort nicht als aktiv-handelnde Täterinnen wahrgenommen, sondern lediglich als „Freundin von ...“ dargestellt. Dies kann der Aufrechterhaltung männlicher Vorherrschaft dienen.

Es wird geschätzt, dass es sich bei etwa 10 bis 20 % der AN-Mitglieder um Frauen handelt. Diese Zahlen sagen etwas über die Geschlechterverhältnisse in dieser Szene aus, jedoch nicht über die bestehenden Geschlechterrollen und -bilder (vgl. Schedler/Häuser 2011: 136).

Auch wenn der Begriff „autonom“ als Synonym für „Selbstbestimmung und Freiheit“ steht, kann die Rolle der Frau innerhalb der AN-Szene nicht mit diesen Worten umschrieben werden. Autonome Nationalisten wollen für eine neue „revolutionäre“ Idee stehen, die gerade jungen Menschen „Alternativen“ aufzeigen kann, und greifen auch Themen auf, die man bei der Rechten nicht unbedingt erwartet hätte: So sollen nach der eigenen Selbstdarstellung der

Autonomen Nationalisten Göppingen „bisher oft vernachlässigte Themenfelder wie Tier- und Umweltschutz, Gesundheitspolitik, Konsumkritik oder auch Antisexismus“¹³ behandelt werden. Diese Aussage deutet zwar inhaltliche Themenfelder an, lässt aber deren genaue Ausgestaltung offen. Die Autonomen Nationalisten Ahlen verwenden ebenfalls den Begriff „Antisexismus“, bestimmen dann aber in einem Aufsatz die Rolle der Frau sehr traditionell primär als Mutter:

„Ein starkes Volk braucht, um seine Existenz zu sichern, starke und gesunde Frauen, Mütter und Kinder. Deshalb steht die Frau im Nationalsozialismus an einer anderen Stelle [sic] als in der BRD. In kapitalistischen Wirtschaftssystemen wird die Frau als zusätzliche Arbeitskraft ausgebeutet, um die Profitsteigerung Einzelner zu gewährleisten. In einer Volksgemeinschaft erhalten die Frauen jedoch ein Recht auf die Unterstützung in der Mutterschaft und haben wieder das Recht, einfach Frau zu sein. [...]“ (Ebd.:147)

Die Frau in der Rolle als „gesunde Mutter“, die Unterstützung in ihrer „natürlichen“ Rolle bekommt, ist jedoch nicht „revolutionär“ oder „antisexistisch“, sondern lehnt sich an eine konservativ-bürgerlichen Geschlechterordnung an. Hier spiegelt sich der Wunsch der „Renaturalisierung“ der Geschlechterordnung, da innerhalb der extremen Rechten das Volksgemeinschaftskonzept – und damit auch das Geschlecht – nur durch natürliche und biologische Tatsachen dargestellt werden kann. Biologisches und soziales Geschlecht werden nicht differenziert, somit wird Geschlecht nicht als soziale Praxis gedacht (vgl. Claus/Lehnert/Müller 2010: 91). Trotzdem scheint die Position junger Frauen innerhalb der AN eine andere zu sein als in anderen Szenen der extremen Rechten. Diese Vermutung wird auch durch die Aussage eines Aussteigers unterstützt:

„...es war auf jeden Fall anders als bei den Völkischen//wo da ja wirklich klar vorgeschrieben ist, dass die Frauen nicht mit auf die Demos sollen und dass die [...] auf kurz oder lang die Rolle haben, die Kinder groß zu

¹³ Autonome Nationalisten Göppingen (2010) <http://nwgoepingen.wordpress.com/a-n-s/> Stand 31.3.2013

ziehen// das ist [...] in der rechten AN- Struktur da dann doch anders.“
(Schedler/ Häuser 2011: 148)

Frauen innerhalb der Szene der AN dürfen also an öffentlichen Aktionen partizipieren und sich somit „freier“ als in anderen Szenen der neonazistischen Bewegung bewegen. Diese Mitgestaltung der eigenen Szene geschieht jedoch nur, wenn Frauen bei den AN ein genauso aggressives Verhalten in der Öffentlichkeit zeigen wie männliche Aktivisten und ein ähnliches Aussehen vorweisen können. Dieses Aussehen beider Geschlechter – mit schwarz gefärbten Haaren, Tattoos, Piercings und Plugs¹⁴ – ist an die „Emo“-Szene, eine subkulturelle Modeerscheinung, angelehnt. Hier begegnen Frauen erhöhten Anforderungen: Denn trotz militanten Auftretens müssen die weiblichen AktivistInnen ein „weibliches“ Aussehen bewahren, um damit eine sexuelle Attraktivität für Männer ausdrücken zu können. Die Grenzen ihrer Partizipation zeigen sich auch in der Szene beim „Nationalen Antikriegstag“, die in der Einleitung geschildert wurde. Frauen dürfen zwar in der Demonstration mitlaufen, dies aber nur in den hinteren Reihen, während die Demonstrationsspitze für männliche Demonstranten freigehalten wird. Die „ernsten Spiele des Wettbewerbs“ werden dagegen in den vorderen Reihen ausgetragen, welche die Demonstration repräsentieren und bei gewalttätigen Auseinandersetzungen mit der Polizei oder Gegendemonstrant*innen die „vorderste Front“ bilden. Diese „gender performance“ des männlichen AN als „revolutionärer Kämpfer“ findet dort in einem homosozialen Raum statt, der nur durch den Ausschluss der Frauen gewährleistet werden kann.

Vergemeinschaftende Funktion von Demonstration physischer Gewalt

In dieser Situation wird nicht nur die Funktion des homogenen Raums sichtbar, sondern auch die vergemeinschaftende Funktion der Demonstration physischer Gewalt, in der Meuser einen weiteren Aspekt der Konstruktion der Männlichkeit sieht. Der „NS Black Block“, die Selbstbezeichnung für die schwarze und geschlossene Formierung einer Neonazi- Demonstration, ist fester Bestandteil

¹⁴Plugs ist eine Bezeichnung für eine besondere Form des Piercingschmucks.

jedes Aufmarsches von Autonomen Nationalisten und übermittelt eine aggressive und kampfbereite Selbstinszenierung. Sein Auftreten vermittelt das „Bild von Uniformität, Entschlossenheit, kommuniziert Gewalt- und Kampfbereitschaft und Maskulinität“ (Schedler/ Häuser 2011: 80) und dient somit der Konstruktion eines männlichen Habitus. Durch den schwarzen Block und die mit ihm verbundenen Gewalt drohungen gegenüber Antifaschist*innen und Polizist*innen entsteht ein Raum der männlichen Vergemeinschaftung. Dieser „integrale und identitätsstiftende Bestandteil der AN-Szene“ (ebd.: 139) wird durch eine mediale Inszenierung weiter transportiert, denn die direkte öffentliche Außenwirkung von neonazistischen Demonstrationen ist häufig sehr gering. Durch öffentliche Gegenproteste und Blockaden werden neonazistische Aufzüge oftmals verhindert oder gestört. Die AkteurInnen der AN benutzen deshalb moderne Medien wie das Web 2.0, um das Bild des „revolutionären Straßenkämpfers“ weiter zu transportieren. Das Internet, und gerade die sozialen Netzwerke, bilden dabei eine gute Möglichkeit, ein breites Publikum zu erreichen. Selbst produzierte Youtube-Videos von Demonstrationen oder weiterem Aktionismus wie Flashmobs, Putzaktionen oder Kundgebungen werden durch theatralische Wagner-Klänge oder Hardcore-Musik¹⁵ sowie Hintergrundtexte für ein junges Zielpublikum attraktiv aufbereitet. Der Mechanismus der männlichen Vergemeinschaftung, der in den „entschlossenen“ NS-Blocks entsteht, wird damit auch über den Moment der konkreten Aktion hinaus öffentlich verbreitet.

Schlussbemerkung

Der Männlichkeitshabitus, der in der Szene der AN vorzufinden ist, wird durch verschiedene Situationen und Bilder konstruiert. Die „gender performance“ des männlichen AN findet in den vorderen Reihen des NS Black Blocks, bei gewalttätigen Übergriffen auf politische Gegner*innen und die Polizei statt. Transportiert wird das herrschende Ideal des Mannes als Soldat und politischer Kämpfer auch in Darstellungen auf Videos oder Stickern. Dabei inszenieren die männlichen Aktivisten der AN ihre körperliche Stärke nicht durch Muskelmas-

¹⁵Hierzu etwa: <http://www.youtube.com/watch?v=IRgkp4Lx-kU> , Stand 25.3.2013

sen, wie in der Neonazi-Skinhead-Bewegung, sondern durch eine allgegenwärtige Kampfbereitschaft und Militanz.

Im Mittelpunkt der körperlichen Auseinandersetzungen stehen als Gegner der AN Linke und Antifaschist*innen, die Gewalt kann sich aber auch gegen Menschen richten, die z.B. aufgrund ihrer (zugeschriebenen) Kultur oder Herkunft, Wohnungslosigkeit oder sexuellen Orientierung seitens der „Autonome Nationalisten“ als nicht lebenswert angesehen werden. Die Hervorhebung der Tatsache, dass oftmals Linke und Antifaschist*innen von rechter Gewalt seitens der AN betroffen sind, beinhaltet keine Verharmlosung rassistischer Gewalt gegen Menschen, die als „fremd“ und „ausländisch“ wahrgenommen werden. Rassistische Gewalt ist dabei nach den Erfahrungen einer Mitarbeiterin der Beratungsstelle für Opfer rechter, rassistischer und antisemitischer Gewalt in Berlin nicht einem eindeutigen Täterprofil zuzuordnen: "Seltener sind organisierte Neonazis verantwortlich für rassistische Angriffe. Häufig sind es ganz 'normale' Männer und Frauen, die rassistische Einstellungen haben und, wenn die Gelegenheit günstig ist, eben mal zuschlagen." (Laubenstein, 2013)

Auch bei der Analyse des männlichen Geschlechtshabitus der AN lohnt sich die Betrachtung vorhandener 'ganz normaler' Männlichkeitsideale, die in den breit rezipierten Medien und in manchen Berufsfeldern propagiert werden. Diese bieten mit ihren vorhandenen Männlichkeitsbildern und -idealen teilweise eine Anschlussfähigkeit zu extrem rechten Positionen. Wie oben bereits ausgeführt lässt sich nach Meuser in allen Schichten und Soziallagen der Gesellschaft ein männlicher Geschlechtshabitus vorfinden. Durch die einseitige Fixierung auf solche Männlichkeitsbilder wie die der AN besteht die Gefahr, die problematischen Inhalte sonstiger Männlichkeitskonstruktionen innerhalb der deutschen Gesellschaft zu übersehen, wie die folgenden Beispielen zeigen: Die Diskurse um „Männer in der Krise“, in denen – in Abgrenzung vom angeblichen Zeitgeist – wieder eine „härtere“ Männlichkeit gefordert wird, öffnen die Debatten für Akteur*innen, die ein antifeministisches Weltbild besitzen (vgl. Weiss, 2013). Diese Diskurse gehen dabei oftmals mit Vorbehalten gegen Menschen einher, die sich nicht als eindeutig „männlich“ oder „weiblich“ definieren, die als „schwul“ oder „unmännlich“ gelten. Auch das Ideal der „soldatischen Männlichkeit“ lässt sich nicht nur bei Neonazis finden: Nach dem Ende der Wehr-

pflicht sollen Jugendliche mit „Bundeswehr Adventure Camps“¹⁶ für den freiwilligen Dienst in der Bundeswehr und für eine Militärkarriere begeistert werden, die im Unterschied zu früheren Jahrzehnten heute durchaus auch mit Kriegseinsätzen verbunden sein kann. Und die Anforderungen, die dort an die jungen Erwachsenen gestellt werden, wie sportliche Fitness, Härte und Opferbereitschaft, erschweren eine Identität jenseits der normativen Geschlechtervorstellungen, denn auch dort werden Männer stigmatisiert und ausgeschlossen, die als „unmännlich“ gelten oder sich nicht in das bipolare Geschlechtersystem einordnen können und wollen. Für eine erfolgreiche Auseinandersetzung mit herrschenden Männlichkeitskonstruktionen innerhalb der extremen Rechten ist es deshalb notwendig, auch auf problematische Inhalte solcher Vorstellungen von Männlichkeit hinzuweisen, die in der breiten Bevölkerung Zustimmung finden. Denn in der erfolgreichen Auseinandersetzung mit herrschenden Männlichkeitsbildern und ihrer Anschlussfähigkeit zur extremen Rechten besteht die Möglichkeit, Menschen für die Gefahr, die von neonazistischen Gruppen ausgeht, zu sensibilisieren.

Literaturangaben

- Antifa UNited (2011): „Kein Platz für Nazis?!“ Neonazi Strukturen im Kreis Unna, Akteure- Inhalte- Aktivitäten, <http://antifaunited.blogspot.de/downloads/> [24.02.2014].
- BauSteineMänner (1996): Kritische Männerforschung, Berlin- Hamburg.
- Bourdieu, Pierre. (1997): Die männliche Herrschaft, in: Dölling, I./ Kraus, B. 1997: 153-217.
- Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft, Kapitel 1, S.14-96, Frankfurt am Main.
- Claus, Robert/ Lehnert, Esther/ Müller, Yves (2010) , „Was ein rechter Mann ist...“, Berlin.
- Connell, Robert (1999): Der gemachte Mann, Opladen.
- Der Parteitag der Freiheit vom 10. bis 16. September 1935 (1935): Offizieller Bericht über den Verlauf des Reichsparteitages mit sämtlichen Kongressreden, S. 183, München.
- Heilmann, Andreas „Ich bin schwul, und das ist auch gut so.“ - Warum gibt es in der Bundesliga (noch) keinen Wowereit? In: Soeffner, Hans-Georg (Hg.): Unsichere Zeiten. Herausforderungen gesellschaftlicher Transformationen. Verhandlungen des 34. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie Jena 2008. Wiesbaden: VS Verlag. <http://www.vs-verlag.de/Buch/978-3-531-16817-3/Unsichere-Zeiten.html> [25.08.2014].

¹⁶Bravo Bundeswehr Adventure Camps (2012): <http://www.youtube.com/watch?v=O16zilBNbSE>, Stand 25.3.2013

- Laubenstein, Sina (2013): „Jeder Ort kann Tatort sein“: Rechtsextreme Gewalt in Berlin <http://www.netz-gegen-nazis.de/artikel/tatorte-rechtsextreme-gewalt-in-berlin-8805> [25.08.2014].
- Lehner, Erich/ Schnabel, Christa (2007): Gewalt und Männlichkeit, Wien.
- Schedler, Jan/ Häusler, Alexander (2011): Autonome Nationalisten, Wiesbaden.
- Meuser, Michael (1998): Geschlecht und Männlichkeit, Opladen.
- Meuser, Michael (2001): Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktion hegemonialer Männlichkeit, „Schriften des Essener Kollegs für Geschlechterforschung“.
- NRWrechtsaußen (website) (2010): DO/HAM/MH/BM/MS: “Die Rechte” gründet Kreis- und Bezirksverbände in NRW. <http://nrwrex.wordpress.com/2012/10/29/domhbmmms-die-rechte-grundet-kreis-und-bezirksverbände-in-nrw/> [25. 08. 2013].
- Weiss, Alexandra (2013): Die lila Faust, <http://www.taz.de/!120714/> [29.08.2013].

Primärquellen Neonazi-Szene

Autonome Nationalisten Göppingen:

<http://nwgoeppingen.wordpress.com/a-n-s/> [25.3.2013].

Autonome Nationalisten Olpe:

<http://logr.org/kapitan/> [25.3.2013].

<http://logr.org/kapitan/politische-theorie/> [25.3.2013].

Der siebte nationale Antikriegstag in Dortmund:

<http://www.youtube.com/watch?v=IRgk4Lx-kU> [25.3.2013].

NPD-Parteipräsidium (2007): Unsere Fahnen sind schwarz, unsere Blöcke nicht, Berlin, www.npd-kiel.de/Archiv/2007/PDF_Dateien/Akt_Aufruf_PV.pdf [1.9.2013].

Anhang



Grafik einer AN-Gruppe aus dem Kreis Unna, abgebildet wird diese in der Broschüre „Kein Platz für Nazis?!“ der Antifa United

Mona Aurich

Die Antifaschistische Aktion (Antifa) – ein Männerbund? Die Reproduktion von Männlichkeit im antifaschistischen Kontext

1. Einleitung

Antifaschistisch, antirassistisch, antikapitalistisch, antipatriarchal und antisexistisch, über dieses breite inhaltliche Selbstverständnis geben die Internetseiten der Gruppen der Antifaschistischen Aktion (Kurzbezeichnung „Antifa“) Auskunft.¹ Dabei ist der Aspekt Antifaschismus der kleinste gemeinsame Nenner der Programme, er ist aber inzwischen nur noch einer unter vielen Aspekten der inhaltlichen und aktionsorientierten Antifa-Arbeit geworden. Generell hat sich die Szene antifaschistischer Politik mittlerweile stark ausdifferenziert. In diesem Beitrag wird der Teil antifaschistischer Gruppen betrachtet, welcher von einem kommunistischen Selbstverständnis ausgeht. Diesen grenze ich in Organisation, Programm und Arbeit von anarchistischen Gruppen ab. Diese Gruppen zählen ebenfalls zum antifaschistischen Spektrum, sind aber durch andere Arbeitsweisen und Praxen geprägt. Keller u. a. (2013) gehen auf diese Untergliederungen näher ein. Im zu betrachtenden Bereich der Antifa stellt eines der erklärten Wirkbereiche der Bereich Antisexismus, Antihomophobie und antipatriarchale Arbeit dar. Die Stellung gegenüber der Gesellschaft scheint in dieser Hinsicht somit klar definiert. Es ist also anzunehmen, dass Menschen, die sich in diesen Kontexten aufhalten, mit den oben genannten Politiken vertraut sind und diese nicht nur politisch, sondern auch im Alltag vertreten. Im Bereich Antidiskriminierung und im Besonderen Antisexismus würde dies bedeuten, dass auch im organisationalen Bereich der Antifa aufgrund des Grundsatzes des Antisexismus Frauen* nicht diskriminiert werden.

¹ Vgl. im Berliner Raum beispielsweise: <http://www.jab.antifa.de/ueberuns.php> [31.07.2013]; <http://freeweb.dnet.it/treptow/info.htm> [31.07.2013]; <http://ajak.blogspot.eu/uber-uns/> [31.07.2013].

Im Folgenden möchte ich nun einen Blick auf das reale Geschlechterverhältnis in antifaschistischen Kontexten werfen. Eine bloße quantitative Betrachtung legt offen: Ein Großteil der aktiven Personen in der Antifa sind männlich sozialisierte Personen (vgl. Keller 2013: 83ff.). Welche Mechanismen liegen dem zugrunde? Wie wirken die internen Strukturen auf die Teilhabe von Frauen*²? Kann die Antifa tatsächlich das Versprechen der Nicht-Diskriminierung von Frauen* einhalten? Im Folgenden diskutiere ich die Fragen, ob in der Antifa Praktiken der Reproduktion des Konzeptes Männlichkeit auftreten, mit denen Frauen* strukturell ausgeschlossen werden. Weiterhin wird geprüft, ob der vorgegebene Antisexismus in der Realität eingehalten wird oder ob die Antifa letztlich doch eher einen „Männerbund“ im Sinne der Politikwissenschaftlerin Eva Kreisky (vgl. Kreisky 1995: 85ff.) darstellt. Der Aufsatz unternimmt den Versuch einer theoretischen Erklärung von Mechanismen, denen innerhalb der antifaschistisch-feministischen Szene bereits seit den 80er Jahren kritisch begegnet wird. Er folgt dabei dem Ansatz Kreiskys zur Verankerung von Männlichkeit in der Politik. Sie stellt dort die These auf, dass Männerbünde sich nicht immer als solche proklamieren müssen, um dieser Struktur zu entsprechen, sondern dass aufgrund des Vorhandenseins entsprechender informeller Praktiken ein solcher Begriff angelegt werden kann; ein „Männerbund“ ist niemals nur das, was sich als solcher deklariert.“ (Kreisky 1995: 109)

2. Kritik an Sexismus und Ausgrenzung gegenüber Frauen* im antifaschistischen Umfeld

Ein erster Hinweis auf eine Schiefelage zwischen den gesellschaftspolitischen Zielen der Antifa-Arbeit und den inneren Strukturen findet sich in einem Rap-Text der queerfeministischen Hip-Hop-Aktivistin Sookee. Sie thematisiert in dem

² Ich benutze zur Bezeichnung der ausgeschlossenen Personen die *-Schreibweise. Diese geht über die Geschlechterbinarität hinaus und lässt die Möglichkeit offen, dass auch Menschen, welche sich nicht zu der binären Zuordnung rechnen, im Begriff mitgenannt werden. Es werden also nicht nur Menschen genannt, welche sich dem binären Schema männlich und weiblich zugehörig fühlen, sondern auch Menschen wie Transgender und Intersexuelle, auf welche die vorangegangene Beschreibung zutreffen kann.

Song *Einige meiner besten Freunde sind Männer* (2011) den versteckten Sexismus und die ungebrochene Macht von Männlichkeit in der Antifa-Szene:

„alle kennen ihn im squat alle machen platz für ihn
 und viele denken auch er hat diesen platz verdient
 niemand sonst von ihnen hat so viele nazis verhauen
 und niemand magnetisiert auf solipartys die frauen,
 so wie er er kennt die codes er kennt die scene
 er ist shon in allen azs mehrfach gewesen
 hat anderen marx erklärt und rosa l gleich dazu“³ (Sookee 2011)

Sookee – selbst Teil des Berliner Antifa-Netzwerkes – kritisiert in dem Text die Überlegenheit eines männlichen Mitgliedes der Gruppe. Aus dem Songtext geht hervor, dass es sich hierbei um einen Antifa-Zusammenhang handelt. Schlüsselbegriffe sind hier der *Squat* und das AZ (Autonomes Zentrum), welche Bezeichnungen für Freiräume der linksradikalen Szene darstellen. Beschrieben wird eine männlich sozialisierte Person, welche durch besondere Kenntnisse und Fähigkeiten eine von den Mitgliedern der Gruppe akzeptierte Vormachtstellung genießt. Kraft und Stärke im Kampf gegen Faschismus, aber auch theoretisches Wissen zeichnen diese Person aus. Dies zeigt sich beispielsweise in deren wortführender Funktion im Plenum: „aufm plenum redet er es protokollieren andere denn er feiert subversion doch ihm fehlt das understatement.“ (ebd.). Der Wissensvorsprung wird einerseits gelobt und anerkannt, jedoch wird dessen selbstbewusste Demonstration als Grenzüberschreitung wahrgenommen. Im Weiteren wird das Verhältnis der beschriebenen Person gegenüber Frauen* kritisiert. Es kommt die Überlegenheit des Mannes zur Sprache, welcher die Gespräche durch sein Verhalten steuert: „ungefragt erklärt er dominantes redeverhalten und merkt nicht niemand hat ihn gebeten ‘ne rede zu halten“ (ebd.). Weiterhin teilt er unvermittelt seine Auslegungen bekannter feministischer Theorien mit und nimmt dabei eine belehrende Haltung ein: „und klar kennt er connells der gemachte mann er referiert theorien mit einem sachverstand“ (ebd.). Die Doppelmoral dieses Handelns zeigt sich vor allem

³ Hier abgedruckt findet sich die Originalschreibweise des Songtextes. Sookee spricht sich gegen bestimmte Rechtschreibnormen aus. Daher entfällt beispielsweise die Groß- und Kleinschreibung, die Interpunktion sowie der Buchstabe ‚c‘ im ‚sch‘-Laut.

dann, wenn die männliche Person im Lied die musikalische Selbstständigkeit der Sängerin in Zweifel zieht und sie sexistisch diskriminiert: „er findet mackertum voll shlimm und allen sexistensheiß aber fragt mich dann ob ich meine texte selber schreib‘ [...] und im anschluss will er wissen ob ich mit jemand am start bin [...] er sei poly und so naja da darf man das fragen“ (ebd.).

Mit diesem Songtext verurteilt Sookee sexistische Praktiken innerhalb der Antifa. Besonders die mangelhafte Umsetzung politischer – vor allem antisexistischer – Programme in einem Umfeld, welches derartige Diskriminierungen ablehnt, wird kritisiert. So werde zwar feministische Theorie rezipiert und somit eine Bewusstheit für derartige Ausschlussmechanismen vorgespiegelt, trotzdem schlägt der Künstlerin eine abwertende, objektivierende Sicht entgegen. Prämissen der politischen Arbeit und alltägliche Umsetzung der Vorgaben im eigenen Handeln klaffen auseinander. Damit knüpft Sookee an die feministische Kritik an der Antifa an, welche bereits seit den 80er Jahren besteht. Die daraus entstandenen Fantifa-Gruppen betonen ihrerseits die Verbindung antifaschistischer und feministischer Politik stärker. Sie prangern so wie Sookee ‚Mackertum‘ und Doppelmoral innerhalb der antifaschistischen Strukturen an, sie zeigen den Gegensatz zwischen propagierter radikaler linker Emanzipation und im Alltag praktiziertem Sexismus auf und bringen feministische Handlungsalternativen für antifaschistische Politik ein (vgl. Herausgeber_innenkollektiv 2013: 78ff.; Keller u. a. 2013: 83ff.).

3. Die Antifa – Organisation und politische Praxen

Trotz des Willens der Antifa sich abzuschotten, wurde sich bereits in verschiedenen wissenschaftlich Kontexten mit ihrem Aufbau und ihrer Handlungsweise auseinander gesetzt (vgl. Herausgeber_innenkollektiv 2013; Hitler/Niederbacher 2010; Keller u. a. 2013; Matuschek u. a. 2011; Schwarzmeier 1999).

Bei den politischen Gruppen der antifaschistischen Szene handelt es sich um Zusammenschlüsse von Menschen aus dem linksradikalen Spektrum, welche sich zum ‚Kampf gegen den Faschismus‘ zusammenfinden (vgl. Matuschek u.

a.. 2011: 42; Hitzler/Niederbacher 2010: 34; Schwarzmeier 1999: 10).⁴ Vergleichbare Gruppen gab es bereits in den 20er Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Seitdem haben sich in den verschiedenen Regimen immer wieder antifaschistisch arbeitende Bewegungen entwickelt. Beginnend in der Zeit der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus über antifaschistische Gruppen in beiden deutschen Staaten während der Nachkriegszeit bis zur Festigung und Ausdifferenzierung in den 90er Jahren hat es stets Gruppen gegeben, zu denen sich Parallelen zu heutigen Antifa-Gruppen ziehen lassen (vgl. Keller u. a. 2013: 5ff.). Kennzeichnend ist für all diese Gruppen der Kampf gegen den Faschismus. Sie wollen aber auch generell gegen autoritäre Verhältnisse aktiv vorgehen und deren Ursprünge ergründen (Keller u. a. 2013: 8): Die Kritik an gesellschaftlichen Bedingungen, die das Entstehen faschistischer Strukturen ermöglichen, ist umfassend und schließt beispielsweise auch Kapitalismuskritik ein (vgl. ebd.). Theorie und Praxis des Antifaschismus ist demnach „der Versuch des Angriffs auf die bestehenden Herrschaftsverhältnisse“ (ebd.).

Die politischen Praxen der aktuellen Antifa-Arbeit lassen sich grob in zwei Stränge teilen: Einerseits finden sich diskursorientierte Aktionen, welche interne sowie öffentliche Diskussionsveranstaltungen, die Planung von Soli-Konzerten⁵ und die Veröffentlichung von Informationsblättern umfassen (vgl. Matuschek u. a. 2011: 44; Hitzler/Niederbacher 2010: 34). Auf der anderen Seite stehen Praxen, welche im Folgenden als militanter Strang der Arbeit bezeichnet werden: (gewalttätige) Aktionen gegen Faschisten und Faschistinnen⁶ sowie die Teilnahme an Demonstrationen und Blockaden und in deren Folge Ausschrei-

4 Wenn im Folgenden die Antifa und ihre Verbindung zum Konzept des Männerbundes besprochen wird, dann nehme ich nur die männlich dominierte Antifa-Szene in den Blick, welche nicht universell für das Spektrum steht, denn sie blenden die seit den 80er Jahren in Deutschland bestehenden Antifa-Gruppen aus. Diese antifaschistischen Frauen*gruppen stellen die Verbindung zwischen Antifaschismus und Feminismus her. Eine Betrachtung ausschließlich der männlichen Antifa-Bewegung macht diese Gruppen unsichtbar. Um dieser Negierung weiblicher antifaschistischer Arbeit entgegenzuwirken, sei auf die historische Betrachtung des Herausgeber_innenkollektivs aus dem Jahr 2013 verwiesen.

5 Die Abkürzung ‚Soli‘ steht in der Sprache der Szene für den Begriff ‚Solidarität‘. Bei Soli-Konzerten werden finanzielle Mittel zur Unterstützung von Aktionen und Projekten gesammelt.

6 Hier entfällt die Sternchen-Schreibweise, da „Queere, Intersex- und Trans-Menschen via Ideologie ausgeschlossen sind“ (Herausgeber_innenkollektiv 2013: 9).

tungen und Auseinandersetzungen mit der Polizei (vgl. Haunss 2004: 125; Hitzler/Niederbacher 2010: 37). Die beiden Soziologen Ronald Hitzler und Arne Niederbacher, welche die Antifa im Zusammenhang mit umfassenderen Studien zu unterschiedlichen Jugendscenes untersucht haben, sehen in den Antifa-Gruppen „einen hohen Grad an Organisiertheit“ (Ebd.: 38). Zwar wohnt der Antifa eine „habituelle Aversion gegen Hierarchien“ (Matuschek u. a. 2011: 46) inne, welche zur Ablehnung formeller Organisation führt. Jedoch finden sich feststehende Treffpunkte wie beispielsweise die sogenannten Freiräume, welche im Songtext von Sookee auftauchen. Die Antifa-Szene ist dabei keineswegs homogen: Es besteht eine starke Zugehörigkeit zur jeweiligen lokalen Gruppe. Außerdem sind die Gruppen untereinander vernetzt und schließen sich bei größeren Aktionen temporär zusammen. Trotzdem haben die lokalen Gruppen sehr unterschiedliche Prämissen ihrer Arbeit, stellen unterschiedliche Aktionsformen in den Mittelpunkt und vertreten zum Teil gegensätzliche politische Positionen (vgl. Hitzler/Niederbacher 2010: 38).

Innerhalb der Antifa herrscht eine Arbeitsteilung bei der Planung und Durchführung von Aktionen (vgl. Hitzler/Niederbacher 2010: 38) und es besteht ein starker Gruppenzusammenhalt. Der Entwicklungsprozess dieser „kollektive[n] Identität“ (Matuschek u. a. 2011: 43) erfolgt auf verschiedenen Ebenen und wird u.a. von dem Soziologen und Politikwissenschaftler Sebastian Haunss herausgearbeitet. Zunächst ist der Zusammenschluss von Antifa-Gruppen oft ein Ergebnis persönlicher Sympathien. Erste Kontakte werden häufig im freundschaftlichen Umfeld geknüpft, die Antifa-Gruppen strahlen also die Anziehungskraft einer politischen Peer-Group aus. Des Weiteren bleiben persönliche Bande der ‚Kitt‘ der Gruppe, welcher zur Mitkonstruktion, aber auch zur Übernahme der von der Gruppe gesetzten Definition des ‚Politischen‘ sowie der gemeinsamen Werte führt. Diese besondere innere Verbindung wird für die Gruppen notwendig, da sie eine oppositionelle Haltung zum bestehenden Herrschaftssystem der Bundesrepublik Deutschland einnehmen. Einerseits wenden sie sich argumentativ gegen die bestehende Ordnung, andererseits führen sie teilweise gewalttätige Aktionen durch. Gruppen schützen sich daher mittels Abschottung nach außen vor staatlichem, strafrechtlichem und auch wissenschaftlichem Zugriff. Unbekannte Personen werden in Organisationsstrukturen und Aktionsplanung nicht eingeweiht, Interne durchlaufen einen

„langwierigen Prozess der Annäherung“ (Hitzler/Niederbacher 2010: 36). Das Wir-Gefühl in antifaschistischen Zusammenhängen ist also keineswegs ein ‚Wohlfühl-Faktor‘, sondern ein notwendiger Schutz. Die Teilnahme an Aktionen der Antifa ist somit auch immer eine Art Identifikationsbeweis, vor allem die damit verbundene Selbstgefährdung im Kampf gegen Faschisten und Faschistinnen oder aber bei Auseinandersetzungen mit der Polizei. Dadurch wird Risikobereitschaft bei gewaltsamen Aktionen zu einem grundlegenden Wert. Ein neues Mitglied durchläuft den oben genannten Identifikationsprozess, indem es Werte der Gruppe übernimmt beziehungsweise mitkonstruiert. Denn obwohl informelle Hierarchien anzutreffen sind, besteht innerhalb der linksradikalen Szene eine offenere Kommunikationskultur. Das neue Mitglied nimmt auch immer an Aushandlungsprozessen der Gruppe teil.

All das scheint erst einmal nicht geschlechtskonnotiert. Diese geschlechtliche Konnotation findet jedoch in der Konstruktion der Werte der Gruppe statt, denn im beschriebenen militanten Strang haben die Werte Mut und Risikobereitschaft einen besonders hohen Stellenwert. Sportlichkeit kann ebenfalls in diesem Kanon genannt werden, denn sie stellt eine Möglichkeit dar, um sich auf Demonstrationen und militante Auseinandersetzungen vorzubereiten und ist Bestandteil der „Heroisierung des (männlichen) Straßenkämpfers“ innerhalb der Antifa (Herausgeber_innenkollektiv 2013: 79). Obwohl formelle Hierarchien abgelehnt werden, entstehen an dieser Stelle – in Übereinstimmung mit den Beobachtungen Sookees – informelle Hierarchien: Besonders zuverlässige, langjährige Szenegänger erhalten eine „privilegierte Position, die ihnen ein hohes Ansehen und ein entsprechendes Gewicht bezüglich ihrer Entscheidungen verschafft“ (Hitzler/Niederbacher 2010: 38). Es scheint der Fall zu sein, dass Männer von diesen Mechanismen profitieren, da der Großteil der in der Antifa organisierten Personen männlich sozialisiert ist (vgl. Hitzler/Niederbacher 2010: 34).

4. Die Antifa als Männerbund nach dem Konzept Eva Kreiskys

Die Organisationsform und die beschriebenen Praxen der Antifa sind aufgrund der Geschlechterverhältnisse in der uns umgebenden Gesellschaft nicht geschlechtsneutral. Zur Unterstützung dieser These tragen die Betrachtungen

Eva Kreiskys bei, welche in ihrem Text aus dem Jahr 1995 *Der Stoff, aus dem Staaten sind – Zur männerbündischen Fundierung politischer Ordnung* den Zusammenhang zwischen Politik und Männlichkeit herausarbeitet.⁷ Auf den ersten Blick scheinen ihre Überlegungen, die sich auf das Handeln des Staates und der zugehörigen Akteure wie Militär und Polizei stützen, auf eine Organisation wie die Antifa nicht übertragbar, da die Antifa ja genau diesen Staat ablehnt. Ich gehe jedoch im Folgenden von einem weiten Politikbegriff aus und übertrage die Erkenntnisse Kreiskys auf Gruppen, die – im weitesten Sinne – politisch agieren. Auf den zweiten Blick gerät dann auch das, was nicht auf den ersten Blick männerbündisch scheint, ins Beobachtungsfeld (Kreisky 1995: 109).

Kreisky kommt zu dem Schluss, dass das oft als geschlechtsneutral dargestellte Feld der Politik hochgradig zur Festigung des Konzeptes „Männlichkeit“ beiträgt. Somit werden Frauen* durch die der Politik innewohnenden Strukturen eines Männerbundes formell und informell ausgeschlossen (Vgl. ebd.: 89). Charakteristisch für das Prinzip des Männerbundes im Staat ist nach Kreisky ein „[T]eilhaben am ‘Schutz‘ und der ‚magischen Kraft‘ [...] durch das Bündnis mit anderen Männern“ (ebd.: 95). Dies hat Praktiken zur Folge, welche „ein- und deshalb gleichzeitig ausschließen“ (ebd.). Gemeint sind wiederholte Handlungen der Gruppe, beispielsweise Initiationsriten, welche die Werte der Gruppe implementieren und Solidarität im Bund erzeugen. Weiterhin sind Männerbünde von einer hierarchischen Struktur geprägt, welche auch in „vorgeblich individualistisch organisierte[n]“ Organisationen (Soeffner 1992: 7f. nach Kreisky 1995: 99) auftritt. Aufgrund des engen inneren Zusammenhalts und des akzeptierten gemeinsamen Wertesystems wird diese von den Mitgliedern des Männerbundes hingenommen.

Den Prototyp des Männerbundes stellt für Kreisky das Militär dar. Es festigt Männlichkeit und schließt Frauen* – zumindest bis zur jüngeren Vergangenheit – fast gänzlich aus. Indizien dafür sind folgende Merkmale: Es gibt eine streng

⁷ Der Begriff des Männerbundes meint hier nicht das glorifizierte Verständnis des Männerbundes der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Dieses diente im Nationalsozialismus zu antifeministischen Zwecken als Schablone für bestimmte staatliche Strukturen wie etwa die Hitlerjugend (vgl. Kreisky 1995: 102ff.). Der Begriff Männerbund wurde später feministisch kritisch ausgedeutet und auf staatliches Handeln Ende des 20. Jahrhunderts übertragen.

hierarchisierte Organisationsform, es bestehen Initiationsriten und es wird ein gemeinsamer Feind beschworen. Dies sind zunächst nur Merkmale einer Gruppe mit einer starken kollektiven Identität. Zusammen mit dem besonders starken Wertesystem, welches qua Sozialisation männlich konnotiert ist, ergibt sich eine Gruppe, welche qua Sozialisation Frauen* ausschließt und einen Bund aus Männern befördert. Innerhalb dieser Werte verherrlicht es den Kampf und rekonstruiert den Idealtyp des männlichen Helden (vgl. ebd.: 112f.; vgl. Kreisky 2006: 29).

Der Antifa ist nun kein bewusster Frauen*ausschluss nachzuweisen. Im Gegenteil ist es Teil des Selbstverständnisses vieler Gruppen, auch den Bereich Antisexismus und generell Antidiskriminierung in ihren Fokus aufzunehmen. Ebenso werden hierarchische Formen der Organisation abgelehnt. Insofern unterscheidet die Antifa sich grundlegend von staatlichen Institutionen, allen voran dem Militär, welche formell stark hierarchisch aufgebaut sind. Laut dieser Überlegungen müsste demnach ein gleichberechtigter Zugang zu antifaschistischen Zusammenhängen auch für Frauen* möglich sein. Informelle Ausgrenzungsmechanismen, vor allem die Prüfung von Anwärter*innen im Zusammenhang mit dem männlich konnotierten Wertesystem, führen jedoch – entgegen dem eigenen Anspruch der Gruppen – zu einer Reproduktion von Männlichkeit innerhalb der Antifa und somit letztlich doch zu Ausschlüssen. So finden sich folgende männerbündische Merkmale wieder: Zunächst herrscht ein großer innerer Zusammenhalt mit Abgrenzung nach außen, der, wie oben beschrieben, dem Schutz der Gruppe dient. Dies geht mit dem in der Gruppe akzeptierten Wertesystem einher, welches dem Zusammenhalt zuarbeitet. Trotz der Ablehnung formell hierarchischer Organisation und einer vorgeblich gleichberechtigten internen Kommunikation sind informelle hierarchische Strukturen zu beobachten, nach der erfahreneren Mitgliedern eine größere Bedeutung in der Gruppe zukommt. Des Weiteren sind die als militant beschriebenen Aktionsformen Ausdruck von männlichen Werten: Sie stellen den Kampf in den Mittelpunkt, betonen Konzepte wie Mut und Sportlichkeit. Auch diese Gruppen bringen damit eine eigene Art des idealen männlichen ‚Helden‘ hervor, welcher die oben genannten Werte vereint (vgl. Herausgeber_innenkollektiv 2013: 79). Haunss formuliert dies als die „performative Komponente“ von Militanz (Haunss 2004: 125): Militanz als Teil der Stilisierung der Handelnden. Hieraus

ergeben sich informelle Hierarchien. Diese bilden sich durch die Erfahrungen im Kampf heraus und setzen sich in den diskursorientierten Aktionsformen fort. Mitglieder mit hoher Kampferfahrung können auch in der Diskussion von ihrem Erfahrungsschatz zehren und festigen somit ihre herausgehobene Stellung, welche zusätzlich Wissenshierarchien befördert. Außerdem trägt die Abschottung nach außen – die den Schutz der Gruppe gewährleisten soll – zu einer bündischen Struktur bei. Besonders durch die über lange Zeiträume andauernde ‚Prüfung‘ von Szeneanwärt*innen ist eine Gleichberechtigung in der Gruppe per se nicht möglich. Eine solche Vertrauens-Prüfung weist Ähnlichkeiten zu den Initiationsriten auf, von denen bei Kreisky die Rede ist. Personen, welche die geforderten Voraussetzungen wie einen gewissen Grad an Sportlichkeit und Risikobereitschaft nicht mitbringen, haben einen erschwerten Zugang zur Gruppe oder verzichten schließlich auf eine weitere Mitarbeit, vor allem auch dann, wenn zusätzlich vereinzelt sexistische Übergriffe stattfinden (vgl. Herausgeber_innenkollektiv 2013: 79.). Die angelegten Werte der Szene reproduzieren Männlichkeit; dies führt in der Praxis vieler Antifa-Gruppen zu einer „Marginalisierung [der] Erfahrungs- und Lebenswelten [von Frauen*]“ (Kreisky 2006: 28). Von einer gleichberechtigten Teilhabe von Frauen* in der Szene kann somit nicht ausgegangen werden.

5. Perspektiven

Die Reflexion über interne Geschlechterstrukturen hat schon seit geraumer Zeit Eingang in die Diskussion innerhalb der Antifa-Gruppen gefunden, Haunss spricht sogar von einem kontinuierlich bestehenden Diskurs.⁸ Gegenwärtig flammen die internen Diskussionen um die Reproduktion von Männlichkeit in der Antifa neu auf: Feministische Perspektiven werden aufgezeigt⁹, queere feministische Künstler_innen aus dem antifaschistischen Kontext sprechen in ihren

8 Sebastian Haunss (2004) greift in seinem Band „Identität in Bewegung – Prozesse Kollektiver Identität bei den Autonomen und in der Schwulenbewegung“ diesen Diskurs auf und beschreibt ihn ausführlich.

9 z.B. in dem Band des Herausgeber_innenkollektivs: *Fantifa – Feministische Perspektiven antifaschistischer Politik*.

Songtexten sexistische Praktiken in der Szene an¹⁰ und Antifa-Gruppen veranstalten Diskussionsveranstaltungen und Workshops zum Verhältnis von Antifa und Männlichkeit.¹¹

Zusammenfassend ist eine flächendeckende Deklaration der Antifa als Männerbund nicht zulässig, zu differenziert sind Organisationsstrukturen, politische Prämissen und Aktionsformen. Besonders die aktuelle Diskussion trägt zur Bewusstmachung und Auflösung sexistischer Praktiken bei. Gerade deshalb ist auch eine Betrachtung ‚der‘ Antifa kaum möglich. Die vorangegangene Untersuchung zeigt aber, dass die feministische Kritik an ‚Mackertum‘, Sexismus und am Ausschluss von Frauen* auch im Sinne des theoretischen Konzepts von Eva Kreisky begründet werden kann, welche die Gefahr einer männerbündischen Vergemeinschaftung auch an Orten sieht, wo sie von den Mitgliedern der betroffenen Organisation oder Einrichtung verneint wird.

Literaturverzeichnis

- Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.) (1995): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften, Frankfurt/New York.
- Haunss, Sebastian (2004): Identität in Bewegung. Prozesse kollektiver Identität bei den Autonomen und in der Schwulenbewegung, Wiesbaden.
- Herausgeber_innenkollektiv (2013): Fantifa. Feministische Perspektiven antifaschistische Politik, Münster.
- Hitzler, Ronald/Niederbacher, Arne (2010): Leben in Szenen. Formen juveniler Vergemeinschaftung heute, Wiesbaden.
- Keller, Mirja u. a. (2013): Antifa. Geschichte und Organisation, Stuttgart.
- Kreisky, Eva (1995): Der Stoff, aus dem Staaten sind. Zur männerbündischen Fundierung politischer Ordnung. In: Becker-Schmidt/Knapp 1995, S. 85-124.
- Kreisky, Eva/Spitaler, Georg (Hg.) (2006): Arena der Männlichkeit. Über das Verhältnis von Fußball und Geschlecht, Frankfurt/New York.
- Kreisky, Eva (2006): Fußball als männliche Weltsicht – Thesen aus Sicht der Geschlechterforschung. In: Kreisky/Spitaler 2006, S. 21-40.
- Matuschek, Ingo u. a. (2011): Links sein. Politische Praxen und Orientierungen in linksaffinen Alltagsmilieus, Wiesbaden.

10 Vor allem der Text des Song Einige meiner besten Freunde sind Männer von Sookee und Refpolk kann als aufschlussreicher Erfahrungsbericht gedeutet werden.

11 Informationen zu Workshops finden sich auf: <http://antifaundmaennlichkeit.wordpress.com/>.

- Schwarzmeier, Jan (2000): Die Autonomen zwischen Subkultur und Bewegung, Norderstedt.
- Soeffner, Hans Georg (1992): Die Ordnung der Rituale. Die Auslegung des Alltags II, Frankfurt am Main.
- Sookee feat. Refpolk (2011): Einige meiner besten Freunde sind Männer, In: Sookee: Bitches, Butches, Dykes & Divas, Berlin: Springstoff. URL: www.sooke.de/material/lesen/rap-lyrics.
Letzter Zugriff: 26.08.2013 12:31.

III. Kritische De-Konstruktion patriarchaler Männlichkeit

Frederic Heine

Prekarisierte Männlichkeiten

Die doppelte Erosion industriegesellschaftlicher Männlichkeitskonstruktionen

Einleitung

Klassen- und Geschlechterverhältnisse stehen in dynamischer Beziehung zueinander; das wissen wir nicht erst, aber besonders seit dem Aufstieg der Intersektionalitätsforschung. Während die Intersektionen oft auf der Identitäts- und Repräsentationsebene untersucht werden, sind Versuche, die Wechselwirkungen der Herrschaftsstrukturen genauer in den Blick zu nehmen, seltener (vgl. Winker/Degele 2009: 29). Einen Beitrag zu einem solchen Versuch möchte dieser Aufsatz leisten, und zwar unter hegemonietheoretischer Perspektive. Untersucht werden sollen die strukturellen Transformationen, die zum Wachstum einer (natürlich nicht ganz) neuen Subjektposition geführt haben: männliche, prekarisierte oder von Prekarisierung bedrohte Beschäftigte. Diese sind seit dem Übergang vom Fordismus in den Postfordismus¹ von einer in der soziologischen Literatur ausführlich untersuchten Erosion des früher bei männlichen Beschäftigten verbreiteten Normarbeitsverhältnisses (Mückenber-

¹ Als „Fordismus“ wird die Ära der Massenproduktion und des Massenkonsums bezeichnet, die in der Nachkriegszeit bis in die frühen siebziger Jahre in den USA und in Westeuropa sehr stabile Wachstumsraten erzielte und in der (weiße, männliche) Arbeiter eine verhältnismäßig hohe materielle Teilhabe erzielten (vgl. Harvey 1990: 121-140) und in der die Konstellation männlicher Ernährer – weibliche Hausfrau beispiellos dominant war. Diese Ära endete 1973 mit dem Zusammenbruch des Bretton-Woods-Systems. Die Bezeichnung des nachfolgenden Regimes ist umstrittener, weshalb ich hier die offene Bezeichnung „Postfordismus“ wähle.

ger 1985, 1989, Hoffmann/Walwei 1998) betroffen. Zugleich sorgten Erfolge der Frauenbewegungen dafür, dass das männliche Privileg auf sichere Erwerbsarbeit bröckelt und Frauen zunehmend auf den Arbeitsmarkt und dort auch in qualifizierte Positionen drängen. Hier soll der Fragestellung nachgegangen werden, ob diese Transformation der Arbeit ein Problem für die hegemoniale Männlichkeit darstellt. Die im Folgenden auszuarbeitende These dazu lautet: Durch die Transformationen im Geschlechter- wie Klassenverhältnis kommt es zu einer neuen, ungleicheren Verteilung der Chancen zur Aneignung hegemonialer Männlichkeit – was für die *prekarierten Männlichkeiten* Probleme und Chancen erzeugt.

Im Folgenden werde ich zunächst den Zusammenhang von Erwerbsarbeit und Männlichkeit hegemonietheoretisch rekonstruieren und die Zentralität von Erwerbsarbeit für die männliche Dominanz im Geschlechterverhältnis herausarbeiten (1). Sodann gilt es, die genannten Transformationen im Geschlechter- wie Klassenverhältnis zu beleuchten (2.1 und 2.2) und schließlich deren Wirkungen auf die prekarierten Männlichkeiten sowie die subjektiven Umgangsformen mit diesen Transformationen zu analysieren (2.3).

1. Männlichkeit und Arbeit: Die Bedeutung der Erwerbsarbeit für die Konstruktion von Männlichkeit

Die einflussreiche Theoretikerin Raewyn Connell² versteht Männlichkeit als in das Geschlechterverhältnis eingelassene Praxis, sie existiert nur durch und im Verhältnis zu ihrem Widerpart, Weiblichkeit. Männlichkeit existiert nicht als Eigenschaft oder Objekt, sondern wird erst durch Prozesse und Beziehungen hervorgebracht und markiert Positionen und Praktiken im Geschlechterverhältnis (Connell 1999: 91). Doch es sind nicht alle Männer in gleicher Weise an der Herstellung und Aufrechterhaltung der Geschlechterordnung beteiligt. Nach Connells Konzept der Hegemonie gibt es nicht einfach ein herrschendes und ein beherrschtes Geschlecht, sondern eine hierarchische Vielfalt von Weiblichkeiten und Männlichkeiten, die insbesondere von einer dominanten Gruppe angeführt

² Die früheren Arbeiten von Connell, in denen ihre Theorie entwickelt wurde, wurden unter dem damaligen Namen Robert W. Connell veröffentlicht. Zur Biografie vergl. Connell 2010.

wird: der hegemonialen Männlichkeit. Diese organisiert die Dominanz von Männern über Frauen insgesamt:

„Hegemoniale Männlichkeit kann man als jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis definieren, welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll).“ (Connell 1999: 98)

Das angesprochene Legitimitätsproblem verweist auf ein anderes wichtiges Spezifikum von Hegemonie als Herrschaftsform: Sie ist „diejenige Form von Dominanz (...), die auf einem kulturell erzeugten Einverständnis der Untergeordneten mit ihrer sozialen Lage beruht.“ (Meuser 2009: 251) Von dieser Führung profitiert die Mehrzahl der Männer, weil sie so an der „patriarchalen Dividende“ (Connell 1999: 100) teilhaben – also all die Privilegien in Anspruch nehmen können, die für Männer aus der Unterordnung von Frauen erwachsen. Hegemoniale Männlichkeit wird jedoch nicht nur in Relation zu Weiblichkeit, sondern auch in Relation zu verschiedenen untergeordneten Männlichkeiten konstruiert: komplizenhaften, marginalisierten und untergeordneten Männlichkeiten. Hegemoniale Männlichkeit ist u. a. auch durch Heterosexualität gekennzeichnet, während schwule Männlichkeiten den untergeordneten Männlichkeiten zugeordnet werden (1999: 97ff.). Die Zentralität der Erwerbsarbeit für die hegemoniale Männlichkeit möchte ich im Folgenden herausarbeiten³.

Mit der Herausbildung der kapitalistischen Produktionsweise hat sich die gesellschaftliche Aufteilung von Arbeit nicht nur in Form von Klassenverhältnissen verändert. Sie hat auch zu einer räumlichen Trennung der Bereiche häuslicher Arbeiten und des Einkommenserwerbs geführt – ein Prozess, den Hausen die „Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben“ nennt (Hausen 1976: 363). Diese Dissoziation und die Trennung der Sphären des Öffentlichen und des Privaten sind dabei vor allem geschlechtlich organisiert. Die „Polarisie-

³ Da hier die Erwerbsbedingungen hegemonialer Männlichkeit im Fokus steht, gehe ich im Folgenden von heterosexuellen Männlichkeiten aus. Eine offene Frage ist, in welchem Verhältnis Erwerbsarbeit und untergeordnete, insbesondere schwule Männlichkeiten stehen.

„rung der Geschlechter“ (Hausen 1976: 391) weist dabei den männlichen Haushaltsmitgliedern die Welt der Erwerbsarbeit und der Öffentlichkeit mit all ihren Partizipations-, Geld- und Machtprivilegien zu. Mit der geschlechtlichen Arbeitsteilung geht auch die soziale Konstruktion der „Geschlechtscharaktere“ einher: Die in den getrennten Sphären herrschenden, unterschiedlichen Rationalitäten – bedürfnisorientierte, vielseitige Handlungslogik im Haushalt gegenüber abstrakter, zweckrationaler Handlungslogik in der Erwerbsarbeit – schlagen sich nieder in der Konstruktion der zentralen geschlechterstereotypen, hierarchischen Dichotomie: „rationale“ Männer versus „emotionale“ Frauen.

Mit diesem Wandel verändert sich auch das Herrschaftsverhältnis zwischen Männern und Frauen und insbesondere seine Legitimation: Anstelle der (Un)Fähigkeit zu Herrschen tritt die Zuschreibung von Eigenschaften, die „de(n) Mann eindeutig und explizit für die Welt und die Frau für das häusliche Leben“ (Hausen 1976: 377) qualifizieren. Diesen Wandel im patriarchalischen Herrschaftsverhältnis kann man nun auch mit Hilfe von Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit erklären. In einem kursorischen geschichtlichen Abriss beschreibt Connell, wie die in der frühen Neuzeit vorherrschende Landadel- bzw. Gentry-Männlichkeit im Laufe der Zeit durch eine neue Form hegemonialer Männlichkeit ersetzt wurde. Es ist die Machtübernahme der aufstrebenden bürgerlichen Männlichkeit, welche die Neuordnung und Modernisierung der männlichen Hegemonie organisiert.

Dies gelang einerseits aufgrund des sozio-ökonomischen Aufstiegs des Bürgertums, zugleich aber auch durch die Herausforderung der patriarchalen Strukturen des Landadels durch Frauen, die gegen die häusliche Befehlsgewalt wie gegen die sexuellen Vorrechte der Gentry-Männer protestierten (Connell 1999: 211f). Mit der Einrichtung der getrennten Sphären von Heim und Welt in der bürgerlichen Gesellschaft wurde „ein häuslicher Handlungsspielraum für Frauen geschaffen“ (Connell 1999: 215f). Als Herrinnen von Dienstmägden und Organisatorinnen des Haushalts gewannen bürgerliche Frauen an Freiheit und Gestaltungsmöglichkeiten. Damit gelang eine scheinbare Versöhnung von aufkeimenden Autonomie- und Individualitätsvorstellungen mit weiterbestehender männlicher Privilegierung (vgl. Hausen 1976: 372).

Die *patriarchale Dividende*, die vom männlichen Bürgertum in diesem neuen 'Gender-Kompromiss' erkämpft wurde, bestand im privilegierten Zugang zu materiellem Wohlstand und symbolischem Status und in der Möglichkeit, als unangenehm und rückschrittlich empfundene Arbeiten delegieren zu können (vgl. Becker-Schmidt/Krüger 2009: 20). Von dieser Dividende profitierten im Laufe der Entwicklung auch hegemonial-komplizenhafte Arbeiter-Männlichkeiten: Allmählich wurden Frauen in immer stärkerem Maße aus Tätigkeiten in der Industrie verdrängt – obwohl dies entgegen der offiziellen Ideologie zu keiner Zeit vollständig erfolgte – und in vielen Branchen ein Familienlohn (Haug 2009: 396) für Männer erkämpft wurde. So entstanden Männlichkeiten, „die sich vor allem über ihre Fähigkeit, Geld zu verdienen, ihre handwerklichen Fertigkeiten, ihre patriarchale Position in der Familie und über eine kämpferische Solidarität mit den Kollegen definierten.“ (Connell 1999: 217)

Der Zusammenhang von Männlichkeit und Erwerbsarbeit ist *der* Kernbestandteil einer hegemonialen bürgerlichen Männlichkeit, die die Zusammengehörigkeit von Erwerbsarbeit und Männlichkeit immer wieder neu konstruieren muss. „Männlichkeit kann offensichtlich gar nicht anders gedacht werden, sie kann nur vom Beruf her konzipiert werden.“ (Meuser 2005⁴: 147, nach Scholz 2009: 87; vgl. auch Scholz 2008: 107 und Baur/Luedtke 2008: 81)

2. Die doppelte Transformation

2.1 Prekarisierung

Es lässt sich vermuten, dass die Konsolidierung einer solchen hegemonial-komplizenhaften Männlichkeit innerhalb einer respektablen Arbeiter_innenklasse im Fordismus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg in den industrialisierten Ländern ihren Höhepunkt gefunden hat. Seit dem Untergang des fordistischen Akkumulationsregimes war die Erwerbsarbeit aber zahlreichen Veränderungen ausgesetzt. Klaus Dörre (2005) schlägt zur analytischen Durchdringung der nachfordistischen Arbeitsgesellschaft vor, den Blick auf

4 Meuser, Michael (2005): in: Eva Schäfer u. a. (Hg.), S. 147-153.

Prekarisierungstendenzen zu werfen. Prekarität ist eine „relationale Kategorie“, die ihre Bedeutung im Wesentlichen durch die „Definition gesellschaftlicher Normalitätsstandards“ (Dörre 2005: 183; kritisch dazu Völker 2009), also des „Normarbeitsverhältnisses“, gewinnt. Erwerbsarbeit gilt vor dieser Folie dann als prekär, wenn sie nicht existenzsichernd oder wenn sie „jederzeit verwundbar“ (Dörre 2005: 183) ist, eine gleichberechtigte Integration in soziale Netze ausschließt und soziale Rechte sowie Partizipationsmöglichkeiten beschneidet. Ihre Bedeutung erhält die Prekarisierung jedoch nicht nur durch die in der „Zone der Prekarität“ (Castel 2000⁵, nach Dörre 2005: 183) verorteten und damit real solchen Beschäftigungsformen ausgesetzten Beschäftigten, sondern wirkt subjektiv – als beständige Bedrohung – tief in die gesamte Arbeitsgesellschaft hinein.

Die Prekarisierung entfacht somit eine „Restrukturierungsdynamik“ (Dörre 2005: 200): Die Erosion des Normarbeitsverhältnisses verstärkt die Reintegrationsbemühungen der von Exklusion (Arbeitslosigkeit) oder Prekarisierung betroffenen Beschäftigten, die in der Hoffnung auf ein Normarbeitsverhältnis selbst schlechte Arbeitsbedingungen in Kauf nehmen und unbezahlte Mehrarbeit leisten, um sich als „gute“ Arbeitnehmer auszuzeichnen. Dies wirkt sich auch „disziplinierend auf die Zone der Normarbeitsverhältnisse“ (Dörre 2005: 196) aus, die ihren Arbeitsplatz durch die Reintegrationsbemühungen der prekär Beschäftigten bedroht sehen. Diese Entwicklung „stimuliert einen Kampf um 'gute Arbeit', in welchem die Konkurrenz unter den Arbeitern und Angestellten den institutionalisierten Kapital-Arbeit-Konflikt dominiert.“ (Dörre 2005: 202)

Diese Tendenz führt Dörre auf die im Vergleich zum Fordismus veränderte Funktionsweise des nachfolgenden „finanzdominierten Akkumulationsregimes“ zurück, das auf der Dominanz der Finanzmärkte beruht und zur Sicherstellung hoher Profitraten auf die „Erhöhung des Exploitationsgrades der Arbeitskraft“ (Dörre 2005: 185) angewiesen ist.

5 Castel, Robert (2000).

2.2 *Feminisierung von Erwerbsarbeit bei ausbleibender Maskulinisierung von privater Fürsorgearbeit*

Will man die jüngsten Transformationen in der Beziehung von Geschlecht und Arbeit analysieren, so ist die zunehmende Einmündung von Frauen in die Erwerbsarbeit das augenfälligste und global empirisch nachweisbare Phänomen (Standing 1999: 600). Nachdem die sektorale Arbeitsteilung von Produktions- und Reproduktionssphäre zunächst durch eine „interberufliche Arbeitsteilung“ abgelöst wurde, indem Frauen bestimmte Teile des Erwerbsarbeitsmarktes erobern konnten, wird auch diese Arbeitsteilung aufgebrochen und von einer „Wanderung der Geschlechtergrenzen ins Innere der Berufe und Organisationen“ (Wetterer 2009: 56) gefolgt. Gleichzeitig ist die vormalige „Semantik der Differenz“, in der die geschlechtliche Arbeitsteilung zu begründen und legitimieren versucht wurde, von einer „Semantik der Gleichheit“ (Wetterer 2009: 56) abgelöst worden, in der auf einer rhetorischen Ebene die Gleichheit der Arbeitsfähigkeit von Frauen und Männern betont und die geschlechtliche Konkurrenz durch eine individuelle, auf Chancengleichheit beruhende Konkurrenz ersetzt wird. Bei näherer Betrachtung lässt sich allerdings nach wie vor ein generelles Muster der Vergeschlechtlichung von Erwerbsarbeit ausmachen: Es gibt nach wie vor eine Unterscheidung von „männlichen“ und „weiblichen“ Branchen/Berufen/Arbeitsplätzen, und selbst bei gleicher Stellung am gleichen Arbeitsplatz werden Geschlechtszuständigkeiten nach dem „Gleichheitstabu“ unterschieden und hierarchisiert (Wetterer 2009: 45-52). Dieser doppelte Prozess, in dem die Einmündung von Frauen in die Erwerbsarbeit mit der Herstellung bzw. Reproduktion der Statushierarchie korrespondiert, lässt sich in Anlehnung an Standing (1999: 583) als *Feminisierung der Erwerbsarbeit* bezeichnen: mit diesem Begriff ist nicht nur beschrieben, dass immer mehr Frauen an Erwerbsarbeit teilhaben, sondern auch, dass große Teile der Erwerbsarbeit durch ihre Zuweisung an Frauen in ihrem Status abgewertet werden und ungleich behandelt werden. Der Begriff umfasst auch die „Feminisierung“ der Arbeitsbedingungen männlicher Beschäftigter.

Die Bedeutung dieser Entwicklung lässt sich erst dann richtig interpretieren, wenn das „Gesamt“ von Arbeit in den Blick genommen wird, denn durch die Fokussierung auf Erwerbsarbeit wird die „konstitutive[] Bedeutung“ von privater Reproduktionsarbeit (Becker-Schmidt 2007: 257) unterschlagen. Erwerbsarbeit

und Fürsorgearbeit bilden aber als Ganzes ein Ensemble, in dem diese Arbeiten zwar räumlich getrennt, „in der gesellschaftlichen Reproduktion aber rekombiniert“ werden. (Ebd: 260)

Mit der oben mit dem Begriff Feminisierung beschriebenen geschlechtlichen Reorganisation der Erwerbsarbeit, korrespondiert nun keineswegs eine komplementäre Maskulinisierung der privaten Reproduktionsarbeit (vgl. Becker-Schmidt 2007: 263). Stattdessen gehen die marktvermittelte Erwerbsarbeit und die private Reproduktionsarbeit ein neues, brüchigeres und pluralisiertes Gefüge ein. Im Gegensatz zur im Fordismus wirksamen Kombination von Normalarbeitsverhältnis und Kleinfamilie zeichnen sich im Postfordismus „keine stabilisierenden Arrangements ab“ (Aulenbacher/ Riegraf 2009: 239).

Zusammengefasst lassen sich diese Transformationen als Feminisierung von Erwerbsarbeit bei ausbleibender Maskulinisierung von Reproduktionsarbeit bezeichnen. Da diese Transformationen nach wie vor eine massive Benachteiligung von Frauen zur Folge haben, könnte man sie als im Prozess befindliche Herausforderung *und zugleich Erneuerung* männlicher Hegemonie interpretieren. Aus männlichkeitstheoretischer Sicht interessiert dabei vor allem die Antwort der hegemonialen Männlichkeit auf diese Herausforderung. Connell sieht hegemoniale Männlichkeit der Gegenwart verkörpert in einer „transnational business masculinity“ (Connell 2005: 77). In ihr erhält eine „autoritär-aggressive Männlichkeit neuen Aufwind“ (Scholz 2009: 88), die in Politiken des Neoliberalismus implizit eingeschrieben ist: die Durchsetzung des implizit männlichen „rationalen Individuums“ als gesellschaftliche Norm, die Schwächung des Sozialstaates – von dem Frauen tendenziell stärker als Einkommensquelle abhängig sind als Männer – und die Konzentration von strategischer Macht in den Händen weniger Männer (Connell 2005: 76), um einige Aspekte zu nennen.

Innerhalb der Männlichkeitsrelation kommt es durch obige Transformationen zugleich auch insofern zu relevanten Entwicklungen, als mit einer prekarisierten marginalisierten Männlichkeit möglicherweise eine neue Gruppe entsteht, die von der durch die erneuerte hegemoniale Männlichkeit organisierten patriarchalen Dividende nicht mehr profitiert.

2.3 Prekarisierte Männlichkeiten: doppelte Erosion und Zunahme der Differenzen

Männlich sozialisierte Beschäftigte, die sich der Zone der Prekarisierung zuordnen lassen, sind in doppelter Weise von den obigen Transformationen betroffen. Sie sind erstens dabei, ihren Klassenstatus als Teil einer anerkannten Arbeiterschaft mit materieller Sicherheit und gradueller Wohlstandssteigerung zu verlieren. Zweitens sind sie dabei, ihren Geschlechtsstatus als komplizenhaft-hegemoniale Männer, die durch die *breadwinner*-Position ihre überlegene Stellung in Beziehungen zu Frauen aufrecht erhalten konnten, einzubüßen.

Die beiden Transformationen wirken auf sie kumulativ, es lässt sich in diesem Sinne von einer doppelten Erosion der strukturellen Bedingungen für durch Erwerbsarbeit vermittelte hegemoniale Männlichkeit sprechen. Während es für sie selbst schwerer wird, sichere Erwerbsarbeit zu finden, wird es für Frauen einfacher (wenn auch nach wie vor schwerer als für Männer); damit erodiert nicht bloß die Möglichkeit dieser Männer, das Familieneinkommen zu erzielen, sondern gleichzeitig wird ihre patriarchale Dividende sowohl in der öffentlichen Sphäre, am Arbeitsplatz, als auch in der privaten Sphäre, durch ihre erwerbstätigen Partnerinnen, die nicht mehr ohne weiteres bereit sind, die Familienarbeiten zu übernehmen, angefochten.

Diese doppelte Erosion lässt sich an einem Beispiel illustrieren: dem „Reproduktionsproblem niedrig qualifizierter Männer“ (Scholz 2009: 89). Immer weniger heterosexuellen jungen Männern, die weiterhin einen Kinderwunsch haben⁶, gelingt es, diesen zu realisieren. Dies ist der kumulative Effekt mehrerer Faktoren. Zunächst gelingt es niedrig qualifizierten Männern immer weniger, eine beständige Partnerschaft aufzubauen, einerseits aufgrund unterschiedlicher Partnerschaftsvorstellungen zwischen Männern und Frauen, andererseits aufgrund ihrer schlechten Erwerbsaussichten, die sich negativ auf die Partnerfindung auswirken. Ist eine Partnerin gefunden, wird die „Konsolidierung“ der Partnerschaft durch den unsicheren Erwerbsstatus und damit dann auch die

⁶ Im Gegensatz zum medialen Diskurs, indem Kinderlosigkeit praktisch mit einem Kinderverzicht durch Frauen gleichgesetzt wird (vgl. Spiegel Online 2013), weil die Verantwortung für Elternschaft offenbar nach wie vor allein Frauen zugeschrieben wird, soll damit nicht unterstellt werden, dass Männer einen stärkeren Kinderwunsch haben und mit der Realisierung nur an ihren Partnerinnen scheitern.

Realisierung des Kinderwunsches verzögert, denn durch veränderte Vorstellungen von aktiver Vaterschaft und die gestiegenen Anforderungen an Flexibilität und Mobilität sowie den unsicheren Erwerbsstatus werden Vereinbarkeitsprobleme auch für Männer verschärft (vgl. Scholz 2009: 89ff). Das Gelingen der Konstruktion von hegemonialer Männlichkeit wird also fortwährend von zwei Seiten blockiert – durch die Schwierigkeit, eine sichere Erwerbsarbeit zu finden und durch die egalitär(er)en Ansprüche der potentiellen Partnerinnen.

Wie gehen die Betroffenen subjektiv mit dieser Situation um? Die Frage, ob und inwiefern Männer unter den neuen ökonomischen Bedingungen an der Erwerbsarbeit als Fundament ihrer Männlichkeit festhalten, wird in der Frauen- und Geschlechterforschung bisher eher am Rande behandelt (Scholz 2009: 82). Es gibt aber bereits einige qualitative empirische Untersuchungen, die sich diesem Thema widmen. Diese belegen, so Scholz resümierend, „dass sich Männer trotz der Veränderungen im Erwerbssystem an einem auf Arbeit zentrierten Lebenslauf orientieren und Erwerbsarbeit weiterhin die zentrale Referenz für männliche Identitätskonstruktionen ist.“ (Ebd.: 86) Dabei wird zwar sehr wohl eine „soziale Verunsicherung“ konstatiert, „(d)ie Versuche, diese Verunsicherung zu bewältigen, bewegen sich ...(jedoch) im Rahmen tradierter Männlichkeitskonzepte.“ (Meuser 2009: 258) Dörre geht hier weiter und konstatiert, dass sich „geschlechtliche Deutungs- und Handlungsschemata“ durch die Prekarisierung eher noch „verfestigen.“ (Dörre 2007: 298) In der Abwehr gegen die eigene, durch den beruflichen Abstieg induzierte „Zwangsfeminisierung“ (ebd.: 297) entwickeln die Betroffenen (sowohl Männer als auch Frauen) Strategien, in denen die Konstruktion von Männlichkeit bzw. Geschlecht noch an Relevanz gewinnt. Baur und Luedtke warnen darüber hinaus davor, dass Reaktionen auf Arbeitslosigkeit auch Lethargie und Depression, erhöhte Gewaltbereitschaft, „Gangbildungen“ und rechtsextremistische Einstellungen befördern könnten. (2008: 100)

Diesen Befunden widersprechen die Ergebnisse von Susanne Völker (2009). Von einer „Entsicherung von Zuweisungen und Herrschaftsverhältnissen“ (Völker 2009: 269) ausgehend versteht Völker Prekarisierung nicht in erster Linie unter dem Aspekt der Desintegration, sondern unter den Aspekten der „*partiellen Entstrukturierung*“ von sozialen Institutionen und der „*Erschöpfung* von sozialen Klassifikationen“ (Völker 2009: 281; Herv. i.O.). Aus dieser Perspektive

sind die obigen Befunde nicht mehr so eindeutig: Was Dörre als „Zwangsfeminisierung“ (s.o.) bezeichnet, könne genau so gut als Abkehr von starren Männlichkeitsbildern interpretiert werden. Ihre eigenen Befunde hingegen deuten „auf wachsende Friktionen zwischen den *Vorstellungen* von Männlichkeit und Weiblichkeit und den *praktizierten Arrangements*.“ (Völker 2009: 275, Herv. i.O.) Nachdem die klassische geschlechterdifferenzierte Zuweisung von Arbeiten nicht mehr aufrecht erhalten werden könne und Frauen zu Familienernährerinnen würden, eröffneten sich Aushandlungsräume und würden Beiträge zum gemeinschaftlichen Leben neu arrangiert. Vergeschlechtlichte Klassifikationen seien dabei nicht hinfällig geworden, aber neu kontextualisiert und nicht unbedingt hierarchisiert (vgl. ebd. 275f.).

Zu diesem Befund passt auch die Beobachtung der „pragmatische[n] Modernisierung“ von Vaterschaft (Kassner 2008⁷, zit. nach Scholz 2009: 93). Dabei handelt es sich um den „freiwillige(n) Ausstieg“ einiger, vor allem junger Männer, die mit berufstätigen Frauen und oft auch Kindern zusammenleben, „aus der industriegesellschaftlichen Männlichkeitskonstruktion“ (Scholz 2009: 93)⁸. Dieser Ausstieg kann zu Verunsicherung führen, aber auch gelingen, und zwar jenseits von hegemonialer Männlichkeit. Junge Facharbeiter aus dem Arbeitermilieu weisen dabei in der Praxis oft egalitäre Geschlechterpraxen auf als Gleichaltrige aus dem akademischen Milieu. Die Ergebnisse von Völker lassen vermuten, dass dies auch und vielleicht noch verstärkt für prekarisierte Arrangements gilt. Die pragmatische Modernisierung gelingt insbesondere dann, wenn keine explizite Geschlechterpolitik verfolgt wird: „Es ist der Pragmatismus, die Notwendigkeit des Alltagslebens, die zu stärker egalitären Arrangements führen.“ (Scholz 2009: 93f)

Die Reaktionen der Subjekte auf die Veränderung ihrer strukturellen Lage sind somit äußerst unterschiedlich. Sie reichen von der Beibehaltung oder der Verschärfung und Redramatisierung traditioneller Rollenvorstellungen bis zur „pragmatischen Modernisierung“, von der Übernahme gewaltbereiter und

7 Kassner, Karsten (2008): S. 141-164.

8 Insgesamt belegen Studien hingegen „immer wieder (...), dass die Ideale von aktiver Vaterschaft in der Praxis kaum realisiert werden.“ (Scholz 2009: 93)

faschistischer Einstellungen bis zum Aushandeln der Möglichkeiten eines würdigen Lebens. Die doppelte Erosion der strukturellen Bedingungen der durch Erwerbsarbeit vermittelte hegemoniale Männlichkeit, die ich oben konstatiert habe, und die vielfältige Reaktion der Subjekte auf diese Lage lässt sich als Suchbewegung interpretieren, die beide Richtungen kennt: der unter verstärkten Anstrengungen unternommene Versuch, erneut Anschluss zu finden an eine hegemonial-komplizenhafte Männlichkeit und die (zuerst pragmatische) Akzeptanz der neuen Position, die mit all ihren von der Desintegration aus der hierarchisierten Gesellschaft herrührenden Nachteilen zugleich auch einen Vorteil beinhaltet: Die Möglichkeit eines egalitären Lebens.

Es ist dieser Suchbewegung geschuldet, dass die Differenzen innerhalb der prekarisierten, marginalisiert-untergeordneten Männlichkeiten zunehmen. Mehr noch nehmen die Differenzen zwischen einer neuen aggressiv-dominanten transnationalen Business-Männlichkeit und den zuletzt betrachteten marginalisiert-untergeordneten Männlichkeiten zu. Um zur Beantwortung der eingangs gestellten Frage zu kommen: Die Transformation der Arbeit in Form einer partiellen Feminisierung der Erwerbsarbeit stellt nicht ein Problem für die hegemoniale Männlichkeit an sich dar. Sie verteilt aber die Chancen zur Aneignung hegemonialer Männlichkeit neu. Dabei kommt es auf einer Seite der Relation zu einer neuen Monopolisierung von Eigenschaften, die mit Männlichkeit assoziiert werden, und somit zu einer Intensivierung hegemonialer Männlichkeit. Am anderen Ende kommt es zu einer doppelten Erosion der strukturellen Bedingungen für die Konstruktion hegemonialer Männlichkeit, die zu einer Suchbewegung führt, die – wie wir gesehen haben – nicht nur Verlierer kennt.

Fazit

Die Frage, der ich in diesem Artikel nachgegangen bin, lautete, ob die Transformation von Arbeit im Postfordismus für die hegemoniale Männlichkeit ein Problem darstellt. Nachdem ich zuerst argumentiert habe, dass Erwerbsarbeit in androzentrischen, kapitalistischen Gesellschaften eine zentrale Voraussetzung für die Konstruktion hegemonialer Männlichkeit ist, habe ich versucht zu zeigen, dass die im Postfordismus stattfindende doppelte Transformation von Arbeit –

Prekarisierung einerseits, partielle Feminisierung von Erwerbsarbeit bei ausbleibender Maskulinisierung der Fürsorgearbeit andererseits – die strukturellen Bedingungen hegemonialer Männlichkeit deutlich verändert hat. Sie führte zu einer zunehmenden Konzentration ökonomischer Macht in den Händen weniger männlicher Akteure, die eine zunehmend aggressive transnationale Business-Männlichkeit verkörpern, und zu einer doppelten Erosion der Konstruktionsbedingungen hegemonialer Männlichkeit bei prekarisierten Männern, welche in der subjektiven Verarbeitung ebenfalls in einer Verstärkung männlicher Attribute resultieren können, aber auch zu einer „pragmatischen Modernisierung“ (Kassner 2008, zit. nach Scholz 2009: 93) führen können. Die Antwort auf die Frage, ob diese Entwicklungen ein Problem für die hegemoniale Männlichkeit darstellen, lautet demnach: Sie stellen nicht an sich ein Problem dar, sondern sie verteilen die Chancen zur Aneignung hegemonialer Männlichkeit neu.

Hegemoniale Männlichkeit ist, wie eingangs definiert, „jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis (...), welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert.“ (Connell 1999: 98) Sie verweist also auf eine spezifische Verkörperung geschlechtlicher Praxis einerseits, auf die Legitimation der Geschlechterordnung andererseits. Die eingangs gestellte Frage impliziert damit also zugleich auch die Frage, ob die Transformation von Arbeit die Herrschaft einer patriarchalen Geschlechterordnung bedroht. Zur Beantwortung dieser Frage ist jedoch der hier gewählte Blick auf Männlichkeiten und auf die Transformationen von Arbeit nicht ausreichend. Denn ob eine Legitimationsstrategie gelingt, hängt wesentlich von der Praxis der untergeordneten Gruppen ab – in diesem Falle also von Weiblichkeiten und untergeordneten Männlichkeiten. Obwohl es auf den ersten Blick unwahrscheinlich ist, dass eine zunehmend aggressive hegemoniale Männlichkeit wirklich einen großen Legitimationseffekt für die Geschlechterordnung erreicht, kann eine Antwort darauf erst durch einen Blick auf den Umgang verschiedener Weiblichkeiten mit den vielfältigen Transformationen gegeben werden. Ein hegemonietheoretischer Blick auf Weiblichkeiten, ihr Potential zur Transformation oder zur Stabilisierung der Geschlechterordnung, liegt nach meinem

Eindruck bisher kaum vor⁹. Dies ist eine große Leerstelle, die neuer wissenschaftlicher Anstrengung bedarf.

Literaturverzeichnis

- Aulenbacher, Brigitte/Riegraf, Birgit (2009): Markteffizienz und Ungleichheit – Zwei Seiten einer Medaille? Klasse/Schicht, Geschlecht und Ethnie im Übergang zur postfordistischen Arbeitsgesellschaft. In: Brigitte Aulenbacher, Angelika Wetterer (Hg.), Arbeit. Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 230 – 248.
- Baur, Nina/Luedtke, Jens (2008): Männlichkeit und Erwerbsarbeit bei westdeutschen Männern. In: Dies. (Hg.), Die soziale Konstruktion von Männlichkeit. Hegemoniale und marginalisierte Männlichkeiten in Deutschland, Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich, S. 81 – 104.
- Becker-Schmidt, Regina (2007): Geschlechter- und Arbeitsverhältnisse in Bewegung. In: Brigitte Aulenbacher u. a. (Hg.), Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 250 – 268.
- Becker-Schmidt, Regina/Krüger, Helga (2009): Krisenherde in gegenwärtigen Sozialgefügen. In: Brigitte Aulenbacher, Angelika Wetterer (Hg.), Arbeit. Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 12 – 41.
- Connell, Robert W. (1999): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten, Opladen: Leske + Budrich.
- Connell, Robert W. (2005): Globalization, Imperialism, and Masculinities. In: Michael S. Kimmel/Jeff Hearn/[Raewyn] Robert W. Connell (Hg.), Handbook of Studies on Men & Masculinities (S. 71 – 89). Thousand Oaks, London, New Delhi: Sage Publications.
- Connell, Raewyn (2010): Bio. http://www.raewynconnell.net/p/about-raewyn_20.html [29.10.2013].
- Dörre, Klaus (2005): Prekäre Beschäftigung – ein unterschätztes Phänomen in der Debatte um die Marktsteuerung und Subjektivierung von Arbeit. In: Karin Lohr/Hildegard Nickel (Hg.), Subjektivierung von Arbeit – Riskante Chancen, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 180-206.
- Dörre, Klaus (2007): Prekarisierung und Geschlecht. Ein Versuch über unsichere Beschäftigung und männliche Herrschaft in nachfordistischen Arbeitsgesellschaften. In: Brigitte Aulenbacher u. a. (Hg.), Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 285 – 301.
- Harvey, David (1990): The Condition of Postmodernity, Oxford: Blackwell.
- Haug, Frigga (2009): Feministische Initiative zurückgewinnen – eine Diskussion mit Nancy Fraser. In: Das Argument 281/2009, S. 393 - 408
- Hausen, Karin (1976): Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ - Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Werner Conze (Hg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart: Ernst Klett Verlag, S. 363 – 393.

⁹ Die Ursache dieser Leerstelle dürfte in den Men's Studies selbst zu verorten sein: Die These der differenzierten Männlichkeiten hat zwar zu einem neuen Feld der Geschlechterforschung geführt, die relationale Analyse von Geschlechterverhältnissen aber zu lange vernachlässigt. Einen interessanten Ansatz zur hegemonietheoretischen *relationalen* Analyse von Geschlechterverhältnissen liefert Schippers (2007).

- Hoffmann, Edeltraud / Walwei, Ulrich (1998): Normalarbeitsverhältnis: ein Auslaufmodell? Überlegungen zu einem Erklärungsmodell für den Wandel der Beschäftigungsformen. In: *Mitteilungen aus der Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (MittAB)* 3/98, S. 409 – 425.
- Meuser, Michael (2009): Männlichkeiten in Bewegung – Zur Aktualität des Konzepts der hegemonialen Männlichkeit angesichts des Wandels von Erwerbsarbeit. In: Brigitte Aulenbacher/Birgit Riegraf (Hg.), *Erkenntnis und Methode. Geschlechterforschung in Zeiten des Umbruchs*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 249 – 265.
- Mückenberger, Ulrich (1985): Die Krise des Normalarbeitsverhältnisses. In: *Zeitschrift für Sozialreform*, S. 415-435 (Teil I) und S. 457 – 475 (Teil II).
- Mückenberger, Ulrich (1989): Der Wandel des Normalarbeitsverhältnisses unter Bedingungen einer „Krise der Normalität“. In: *Gewerkschaftliche Monatshefte* 4/89, S. 211 - 223
- Schippers, Mimi (2007): Recovering the feminine other: masculinity, femininity, and gender hegemony. In: *Theory & Society* 36(1), S. 85–102.
- Scholz, Sylka (2008): Männlichkeit und Erwerbsarbeit – eine unendliche Geschichte? In: Marburger Gender-Kolleg (Hg.), *Geschlecht Macht Arbeit. Interdisziplinäre Perspektiven und politische Intervention*, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 107 - 120.
- Scholz, Sylka (2009): Männer und Männlichkeiten im Spannungsfeld zwischen Erwerbs- und Familienarbeit. In: Brigitte Aulenbacher/Angelika Wetterer (Hg.), *Arbeit. Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung*, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 82 – 99.
- Spiegel Online (2013): Statistisches Bundesamt: Immer mehr Frauen bleiben kinderlos. Artikel vom 07.11.2013; <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/statistisches-bundesamt-immer-mehr-frauen-bleiben-kinderlos-a-932324.html>; abgerufen am 03.01.2014
- Standing, Guy (1999): Global Feminization Through Flexible Labor: A Theme Revisited. In: *World Development*, 27(3), 583-602.
- Völker, Susanne (2009): 'Entsicherte Verhältnisse' – Impulse des Prekarisierungsdiskurses für eine geschlechtersoziologische Zeitdiagnose. In: Brigitte Aulenbacher/Angelika Wetterer (Hg.): *Arbeit. Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung*, Münster, S. 268 – 286.
- Wetterer, Angelika (2009): Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktion – theoriegeschichtliche Rekonstruktion. In: Brigitte Aulenbacher/Angelika Wetterer (Hg.), *Arbeit. Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung*, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 42 - 63.
- Winker, Gabriele/Degele, Nina (2009): *Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*, Bielefeld: transcript Verlag.

Patrick Henze (Patsy l'Amour laLove)

Männlichkeit als Negation – Zur Bedeutung von Schwulsein, Selbsthass und Schwulenfeindlichkeit für die Konstitution von Männlichkeit

Als „echter“ Mann gilt, wer möglichst viele Attribute in sich vereinen kann, die als typisch männlich verstanden werden. Hierbei stellt sich die Frage, wem eigentlich die Kompetenz zugesprochen werden kann, diese für viele Menschen zentrale Einschätzung zu treffen. Das Subjekt, der potentiell „echte“ Mann, bewertet sich situativ selbst oder holt sich eine Einschätzung aus der Interaktion, vom Gegenüber, wobei ihm seine Männlichkeit an- oder aberkannt wird. Auch ein teilweises Zu- oder Absprechen ist möglich, muss sogar als die Regel bezeichnet werden. Dies geschieht in den meisten Fällen nicht bewusst, bleibt temporär und veränderbar. Manifest sind dabei zuvorderst die Sanktionen für Abweichungen in der männlichen Erscheinung, die als Fehler oder Verfehlung wahrgenommen werden. Diese Bewertung scheint auf einen gesellschaftlich festgelegten Regelkatalog zurückzugehen, aus welchem genau abzulesen ist, was als männlich bezeichnet werden kann oder nicht. Entscheidend dabei ist aber, dass das Ziel, also der „echte“ Mann“, niemals in aller Gänze erreicht werden kann. Schließlich gibt es diesen „echten“ Mann, damit das Ziel selbst und die universell gültigen Regeln nicht, da sich vor allen Dingen in seiner Negation definiert, wer mehr oder weniger als männliches Subjekt innerhalb einer patriarchalen Gesellschaft anerkannt wird. Sanktionen definieren damit die Grenzen des Männlichen. Sie zielen auf jene Faktoren, welche die Brüchigkeit der Konstitution von Männlichkeit ausstellen, die normativ beschworene Illusion stören und, so möchte ich zeigen, demaskieren können – hierzu zählen zentral Weiblichkeit und Schwulsein.

Im Folgenden wird die Bedeutung der Negation für die Konstitution des Phantasmas der „echten“ Männlichkeit erörtert. Schwulenfeindlichkeit und die Ablehnung von Weiblichkeit werden mittels psychoanalytisch geprägter Ansätze betrachtet und mithilfe theoretisch-politischer Betrachtungen gedeutet, die der

Schwulenbewegung der 1970er Jahre zuzuordnen sind.¹ Zunächst wird der Frage nachgegangen, wie Männlichkeit und deren Grenzen in einer heteronormativen Gesellschaft subjektbezogen entstehen und verworfen werden (1.). Einer zentralen Verwerfung wird im darauf Folgenden anhand schwuler Männlichkeit nachgegangen (2.). Inwiefern beeinflusst ein schwulenfeindliches Männlichkeitsbild Schwule, und was für eine Rolle spielt es, dass sie selbst Männer sind? Anhand eines direkten Bezugs zu schwulen Zusammenhängen wird die dortige Auswirkung heteronormativer Männlichkeitsbilder verdeutlicht (3.) und erörtert, inwiefern die Tunte² als schwulenpolitische Galionsfigur der 1970er Jahre eine Antwort auf Problematiken des Selbstbilds homosexueller Männer und der Illusion „echter“ Männlichkeit insgesamt darzustellen vermag (4.).

1 Die Schwulenbewegung der 1970er Jahre war studentisch geprägt und theoretisierte ihren aktivistischen wie persönlichen Alltag in hohem Maße. Damit verbanden sich schwulenpolitische Theorie und Praxis auch in den praxisorientierten Selbsterfahrungsgruppen mit einer entsprechenden Selbstverständlichkeit. Die Auseinandersetzung mit der vorherrschenden Gesellschaft als Patriarchat und dem Zusammenhang der Scham, schwul zu sein, mit der gesamtgesellschaftlichen Ablehnung von Weiblichkeit waren von Beginn an integraler Bestandteil der Diskussionen. Zur wissenschaftlichen Einordnung der Schwulenbewegung der 1970er Jahre empfiehlt sich der Sammelband „Rosa Radikale“ (vgl. Pretzel/Weiß 2012) sowie meine Arbeit zur Homosexuellen Aktion Westberlin (vgl. Henze 2012).

2 Der Begriff „Tunte“ wurde ähnlich wie das Wort „schwul“ bis in die 1960er Jahre ausschließlich pejorativ gebraucht. Die politischen Schwulen der 1970er Jahre eigneten sich beide Begriffe an und benutzten sie zur positiven Selbstbeschreibung. In Rosa von Praunheims Film „Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation in der er lebt“ (1971) wird die Tunte zur politischen Avantgarde stilisiert, da sie der Anforderung an Schwule trotz, sich heterosexuellen Vorstellungen anzupassen. Zahlreiche bewegte Schwule nannten sich fortan selbst Tuntinnen und verbanden damit spezifische politische Implikationen, insbesondere einen lustvollen und provokativen Aktivismus. Die Tunte wurde Vielen ein Sinnbild für den bewegten, linksradikalen Schwulen (vgl. Henze 2012: 44f). In der Praxis zeichneten und zeichnen sie sich durch das gleichzeitige Tragen etwa von Schminke, Brusthaar und einem Fummel aus – einem Kleid, das durch die Tunte als Besitzerin zum tuntigen Kleidungsstück mit dieser selbstironisch abschätzigen Bezeichnung wird. Seit der Politisierung der „Tunte“ in den 1970er Jahren findet darüber hinaus häufig eine Abgrenzung von Drag-Queens statt, die Glamour und Schönheit ausdrücken wollen, sowie von Travestiekünstlerinnen, die auf der Bühne eine perfekte Kopie von Weiblichkeit versuchen (vgl. ebd. 51f). Die Tunte hat dabei seit den 1970er Jahren selbstverständlich zahlreiche Bedeutungsverschiebungen und -ergänzungen erlebt, insbesondere durch ihre Einbettung in einen schwulen Mainstream. Heute gibt es gleichermaßen Tuntinnen, die sich mit einem linksradikalen politischen Selbstverständnis auf die 1970er Jahre berufen, wie es Tuntinnen oder „Transen“ gibt, die sich ausschließlich zu Partyzwecken oder einmal im Jahr zum Christopher Street Day auffummeln – oder beide und sicherlich noch mehr Aspekte in sich vereinen.

1. Männlichkeit und ihre Verwerfung

Innerhalb einer heteronormativen Gesellschaft ist es für das bürgerliche Subjekt notwendig, als geschlechtlich eindeutig anerkannt zu werden. Geschlechtlich uneindeutig zu sein führt zu seiner Verwerfung, die sich in Form von Diskriminierung und Geringschätzung äußern kann. Um bezüglich eines eindeutigen Geschlechts anerkannt zu werden, gibt es unterschiedlichste Attribute, die diffus mit einem konkreten Geschlecht in Verbindung gebracht werden und dafür verantwortlich sind, welche geschlechtliche Zuschreibung ihrem_inhaber_in zuerkannt oder abgesprochen werden. Ein entscheidender Faktor der geschlechtlichen Identität ist die sexuelle Orientierung. Gegengeschlechtliches Begehren gilt gesamtgesellschaftlich nach wie vor als das „natürliche“, „richtige“ und „echte“ Begehren. Demgegenüber erscheint Homosexualität vielmehr als echte Bedrohung, da sie, wenn auch häufig latent, als Krankheit und in einem Widerspruch zur Natur, in jedem Fall aber zur gesellschaftlichen Norm, verstanden wird. Weiblichkeit nimmt innerhalb dieses sozialen Rahmens eine untergeordnete Rolle gegenüber Männlichkeit ein, weshalb von einer patriarchalen Gesellschaft gesprochen werden kann. Werden Aspekte von Weiblichkeit an Männern wahrgenommen, stößt dies häufig auf Ablehnung – sowohl in Form von verbaler oder körperlicher Gewalt, als auch in der Geringschätzung und dem Absprechen bestimmter Kompetenzen. Unmännlichkeit wird am (Un)Mann sanktioniert, womit Männlichkeit durch die Negation entsteht.

In seinem psychoanalytisch geprägten Artikel „Masculinity as Homophobia“ weist Michael Kimmel auf diesen Aspekt der Entstehung von Männlichkeit hin und hebt hervor, dass sie ihrer Verwerfung bedarf: „We come to know what it means to be a man in our culture by setting our definitions in opposition to a set of 'others' – racial minorities, sexual minorities, and, above all, women.“ (Kimmel 2004: 182). Er betont außerdem, dass Männlichkeitsfindung eine vorrangig homosoziale Beschäftigung ist (ebd. 187). Diese hängt jedoch nicht von manifesten Gruppen ab. Vielmehr spricht er symbolisch von männlichen Augen, die sich von Kind an beim männlichen Subjekt einprägen, es beobachten und ob seiner Passfähigkeit bewerten (ebd. 188). Sie können für eine männliche Peer-Group, einen überwachenden Vater stehen, welchen die Kompetenz der Bewertung zugesprochen wird und die als Maßstab introjiziert wurden. Diesen inneren Instanzen kann nicht zu Genüge entsprochen, das Ziel der „echten“

Männlichkeit nicht erreicht werden, da die vorliegende Dynamik auf Ausschluss und nicht auf Inklusion individueller Bedürfnisse und Sehnsüchte ausgelegt ist, die der angestrebten Männlichkeit womöglich widersprechen. Es besteht demnach eine dauernde Gefahr, als unmännlich und im schlimmsten Falle schwul entlarvt zu werden: „The possibilities of being unmasked are everywhere. Even the most seemingly insignificant thing can pose a threat (...).“ (Ebd. 190) Die Ablehnung von Schwulen und Schwulsein insgesamt äußert sich demnach nicht ohne psychisches und zuletzt gesellschaftliches Vorspiel in manifester Diskriminierung, sondern ist von Furcht und Scham geprägt: „Homophobia is the fear that other men will unmask us, emasculate us, reveal to us and the world that we do not measure up, that we are not real men. We are afraid to let other men see that fear.“ (Ebd. 189) Die Furcht, die als unmännlich gilt, wird mit Scham besetzt, welche aber ebenfalls einen Marker für Weiblichkeit darstellt. Scham und Furcht als unmännlich geltende Affekte dürfen nicht aus der Latenz hervorkehren, können daher erst als Wut und Aggression manifest werden.³ Entsprechend grundlegend ist die vehemente Ablehnung von männlicher Homosexualität und allem, was damit verbunden ist oder zu sein scheint.

Andrea Trumann betont dementsprechend, dass es für eine zumindest situativ nach heteronormativen Maßstäben geglückte männliche Selbstfindung die kategorische Abwendung des Verdachts der Homosexualität braucht:

„Das männliche Subjekt verdrängt also alles an sich, was mit Kontrollverlust zu tun hat. Das ist insbesondere der Wunsch, passives Triebziel zu sein, den er mit Unmännlichkeit und Schwul-Sein gleichsetzt. Gleichzeitig hasst dieses männliche Subjekt all jene, die es an seinen Wunsch, sich nicht mehr disziplinieren zu müssen, erinnern, also die Schwulen und die Frauen.“ (Trumann 2004: 24)

Was als weiblich und unmännlich gilt, kann darüber hinaus recht diffus je nach

³ Im Sinne psychoanalytischer Affekt-Verständnisse, wie jener Franz Michael Baschs und Henry Krystals, verstehe ich Qualitäten wie Scham und Furcht als Affekte, während Emotionen komplexe Zustände sind, die sich aus dem Zusammenwirken von Affekten ergeben (vgl. Basch 1983: 111; Krystal 1978).

Situation und Kontext mit dieser Bedeutung verknüpft werden.⁴ Die von Kimmel beschriebene Furcht vor dem Entlarvt-Werden weist auf einen zentralen Aspekt von Männlichkeit und Schwulenfeindlichkeit hin, den Trumann deutlich macht: Bedürfnisse und Sehnsüchte, die als schwul oder weiblich gelten, wie beispielsweise das Bedürfnis nach ausgestellttem narzisstischem Selbstbezug oder der Sehnsucht, passives Triebziel sein zu können, sind beim männlichen Subjekt grundsätzlich vorhanden. Ihre vehemente Ablehnung oder die Sorge um ihre Entdeckung wäre sonst obsolet. Diese Regungen werden also vom männlichen Subjekt abgespalten. Nach der Abspaltung, die, da sie innerpsychisch verläuft, nicht mit einer unmöglichen Loslösung zu verwechseln ist, werden sie auf eine andere Person projiziert und an dieser gehasst. Bereits die Abspaltung „erfordert (wie Ljiljana Radonic für die pathische Projektion im allgemeinen erläutert) einen großen Energieaufwand, so daß es eine enorme Erleichterung darstellt, eigene, nicht zugelassene Gefühle bei erster Gelegenheit auf 'fremde' Andere zu projizieren (...).“ (Radonic 2006: 87) Der beschriebene Vorgang ist ein größtenteils unbewusster. Es braucht also nicht zwingend einen manifesten Schwulen, der aufgrund seines Schwulseins abgelehnt wird. Entsprechend genügt auch im Bewussten die Imagination, zumal das schwulenfeindliche Ressentiment auch jene treffen kann, die sich selbst gar nicht als schwul wahrnehmen. Im letzteren Fall wird der projektive Vorgang in besonderem Maße deutlich.

Die Abwehr von Schwulen sowie schwuler Eigenschaften kann hiernach als eine Entladung verstanden werden, die dem männlichen Subjekt Befriedigung verschafft und von dem Schicksal, niemals ein vollständig „echter“ Mann sein zu können, zumindest situativ und kurzfristig ablenkt. Schwulenfeindlichkeit erscheint entsprechend als grundlegendes Element der Konstitution heteronormativer Männlichkeit, die zuvorderst durch ihr Anderes vorgeben kann, Gültigkeit zu besitzen.

⁴ Dies ist nicht mit einer allgemeinen Beliebigkeit zu verwechseln. Passivität, narzisstischer Selbstbezug oder Hingabe sind festgelegte Marker für Weiblichkeit oder Schwulsein in der vorherrschenden Gesellschaft. Diffus sind vielmehr die Möglichkeiten der Assoziation. Beispielsweise kann ein bestimmter Kleidungsstil in einer Situation besonderes Anzeichen für „geglückte“ Männlichkeit sein und in einer anderen dazu führen, als unmännlich und schwul klassifiziert zu werden.

2. Schwuler Selbsthass und Hass auf Schwule

Schwule sind innerhalb dieser Gesellschaft nach wie vor unterschiedlichen Formen von Diskriminierung ausgesetzt, was sich anhand der bisherigen Darstellung psychodynamisch erklären lässt. Doch sind sie selbst unter anderem Männer, wenngleich ihnen Unmännlichkeit zugesprochen wird. Als männliche Subjekte innerhalb einer patriarchalen Gesellschaft sind auch sie dazu erzogen und sozialisiert, Idealen „echter“ Männlichkeit entgegenzustreben und ihre Negationen zu entwerten. Bei Schwulen trifft sich also die Position dessen, der schwulenfeindlich marginalisiert wird mit jenem, welcher diese Ressentiments internalisiert hat. Konkreter: Die beschriebene spezifische pathische Projektion im Zusammenhang der Ablehnung von Weiblichkeit findet sich ebenfalls bei Schwulen wieder. Also auch das schwule Subjekt „hasst“, um es mit Trumann zu sagen, „(...) die Schwulen und die Frauen.“ (Trumann 2004: 24) Dieser angesprochene latente Hass äußert sich in der Ablehnung von Schwulen untereinander aufgrund von Attributen, die als schwul, nicht in einem anerkannten Rahmen schwul oder gar „zu schwul“ gedeutet werden. Meiner Erfahrung nach widersetzen sich insbesondere viele Schwule dieser Erklärung und verneinen sie als zu verallgemeinernd und auf sich selbst nicht zutreffend. Auch an dieser Stelle ist es meines Erachtens besonders wichtig, sich des unbewussten Charakters der beschriebenen Dynamik gewahr zu bleiben. Es wird also nicht behauptet, dass Schwule nicht zu sozialen Kontakten und Zuneigung zu Schwulen und Frauen in der Lage wären. Vielmehr möchte ich darlegen, dass es Schwulen innerhalb einer schwulenfeindlichen und patriarchalen Gesellschaft nicht möglich ist, nicht selbst auch Elemente von Schwulenfeindlichkeit zu internalisieren. Das bedeutet jedoch zugleich, dass es auch die Möglichkeit gibt, sich dieses Umstandes bewusst zu werden und eigenmächtig zu handeln.

Diese Introjektion schwulenfeindlicher Ressentiments und heteronormativer Standards von Männlichkeit und anerkannten Lebensentwürfen insgesamt bei Schwulen wird vielfach als „internalisierte Homophobie“ oder mittlerweile auch als „Homonegativität“ bezeichnet (vgl. Steffens/Geisler 2009: 2f). Meines Erachtens sind diese beiden Bezeichnungen aus mindestens zwei Gründen problematisch. Zum einen handelt es sich bei dem, was im vorliegenden Artikel beschrieben wird, explizit um Schwulenfeindlichkeit, was in dem Begriff „Homophobie“ sowie „Homonegativität“ nicht deutlich wird. Bei der Ablehnung

von Weiblichkeit und deren Zusammenhang mit dem Hass auf Schwule ist dies jedoch zentral. Zum anderen erscheinen die Wortbestandteile „-phobie“ und „-negativität“ als unbefriedigend ungenau. Der Hass auf Homosexuelle steht in keinem Zusammenhang zu einer pathologischen Angststörung. Den Aspekt der Angst vor der eigenen Homosexualität im Zusammenhang von Homosexuellenfeindlichkeit dergestalt in den Vordergrund zu stellen, wie bei „Homophobie“ der Fall, vernachlässigt die zahlreichen anderen, teilweise angeführten Bedingungen der weit verbreiteten Ablehnung von Homosexualität, zu der etwa Scham, Hass und Aggression zu zählen sind. Der Begriff der „Homonegativität“ lässt genau diese Regungen hinter einer diffusen ablehnenden Haltung verschwimmen und wirkt angesichts der gesellschaftlichen Realität verharmlosend. In diesem Sinne spreche ich nicht von Homophobie oder Homonegativität, sondern von Homosexuellenfeindlichkeit, Hass auf Homosexuelle, Schwulen- oder Lesbenfeindlichkeit. Anstatt von internalisierter Homophobie oder Homonegativität spreche ich bezüglich Schwuler von schwulem Selbsthass.

Sich schwulen Selbsthass zu vergegenwärtigen, rückt erneut das männliche Subjekt in den Mittelpunkt der Analyse, benennt konkret die Auswirkung heteronormativer Vorstellungen von Geschlecht. Die angesprochene Ablehnung von Schwulen untereinander ist, schematisch gesprochen, innerhalb einer zirkulären Bewegung zu verstehen: Der Schwule lehnt den Schwulen ab, und da es sich dabei um ein projektives Selbst handelt, lehnt er damit zugleich auch sich selbst ab. Die Frankfurter Gruppe „Rotzschwul“ der westdeutschen Schwulenbewegung der 1970er Jahre formulierte dies wie folgt: „In der Subkultur solidarisiert sich der Homosexuelle gegen die sanktionierte Homosexualität mit anderen Homosexuellen – und merkt nichts.“ (Rotzschwul Frankfurt 1972: 4)⁵ Dies unterscheidet sich von der Dynamik beim heterosexuellen Mann, insofern der sich selbst als schwul verstehende Mann viel direkter und teilweise auch

⁵ Der Begriff der Solidarisierung scheint hier fehl am Platze, doch ist er dadurch zu erklären, dass dieses Zitat innerhalb des höchst politisierten Umfelds der Schwulenbewegung der 1970er Jahre entstanden ist und eine fehlende oder gar falsch gerichtete Solidarisierung als besonders problematisch angesehen wurde. Davon ausgehend, dass das innerpsychische Geschehen (auch) politisch zu deuten ist, erscheint schließlich der Solidaritäts-Begriff eine logische Konsequenz: Indem Schwule andere Schwule ablehnen, handeln sie gemeinsam gegen sich selbst.

manifest sich selbst hasst. Entsprechend betonen Martin Dannecker und Reimut Reiche 1974:

„Und doch ist der Tunten-Haß der Homosexuellen etwas anderes als der Homosexuellen-Haß der Normalen; er trägt zwar dessen Stempel, hat aber eine andere affektive Bedeutung. Die einen sind homosexuell, die anderen nicht; die einen sind wegen ihrer Triebrichtung geächtet und leben in einem normativen Vakuum, die anderen dagegen wissen, wie sie zu sein haben und daß es damit seine Richtigkeit hat.“ (Dannecker/Reiche 1974: 355)⁶

Der Schwule „merkt nichts“ davon, bringt also die Ablehnung der nicht anerkannten schwulen Eigenschaften nicht mit einer gesellschaftlich wirksamen Schwulenfeindlichkeit, schon gar nicht mit einem spezifischen Selbsthass, in Verbindung. Tatsächlich handelt es sich hierbei um eine gegen sich selbst gerichtete Aggression, welche aus der Scham über die eigene brüchige Männlichkeit hervorgeht und in ihrer Selbstbezogenheit für die Manifestation dieser Dynamik bei Schwulen spezifisch ist.

Gibt es mittlerweile Formen von Schwulsein, die gesamtgesellschaftlich weitgehend akzeptiert werden, so werden diejenigen zahlreichen anderen, die nicht anerkannt sind, besonders vehement abgelehnt. Promiskuität, das Aufsuchen von Darkrooms sowie die sexuelle Nutzung von GayRomeo⁷ werden gemäß heteronormativer und schwulenfeindlicher Maßstäbe als unmoralisch klassifiziert. Es besteht ein scheinbarer Widerspruch: Sehr viele Schwule betonen, diese Praxen und ihre Praktiker_innen zu ächten oder zumindest als verwerflich zu erachten, sie erfreuen sich in schwulen Kontexten aber gleichzeitig hoher Beliebtheit. Ebenso angelehnt an gesellschaftliche Vorstellungen von

6 Martin Dannecker und Reimut Reiche führten zu Beginn der 1970er Jahre eine bis dato einzigartige empirische Studie mit homosexuellen Männern durch. Einzigartig war nicht nur ihr Umfang, sondern auch ihre deutliche Parteilichkeit für die Emanzipation der Schwulen. Ihr 1974 erschiene- nes Studienergebnis „Der gewöhnliche Homosexuelle“ wurde zum regulären Bestandteil schwulenpolitischer Büchertische.

7 GayRomeo ist ein populäres schwules Online-Dating-Portal, auf dem die User_innen, in erster Linie schwule und bisexuelle Männer sowie Trans*Personen, miteinander über Chat interagieren können. Die Webseite legt einen Schwerpunkt auf sexuelle Kontakte und wird zu diesem Zwecke auch vielfach genutzt.

Normalität und „echter“ Männlichkeit sind die Kriterien, anhand derer sich Schwule untereinander ablehnen: normativen Standards von Schönheit nicht entsprechende Schwule, HIV-Positive, arme und ältere Schwule oder Tunten erfahren teils heftige Ausschlüsse. Dannecker und Reiche sprechen in diesem Zusammenhang von einer „kollektiven Neurose“ der Schwulen. Diese ist gesellschaftlich bedingt:

„Zur Konstitution der normalen Heterosexualität der gegenwärtigen gesellschaftlichen Epoche gehört unabdingbar die Verdrängung homosexueller Gefühlsregungen, gehören, als Resultat und Garant des Verdrängungsprozesses, verschiedene Formen des dynamischen Ausgleichs, die vor der Wiederkehr des Verdrängten schützen sollen: das projektive Ausagieren unbewusster homosexueller Gefühlsregungen als Homosexuellen-Haß (...). Zum Konstitutionsprozeß der kulturell normalen Heterosexualität gehören unabdingbar kollektiv-neurotische Elemente.“ (Dannecker/Reiche 1974: 349)

Die Gesellschaft ist kollektiv neurotisch, weil zwanghaft heterosexuell verfasst – in heutigen Worten: heteronormativ. Die kollektive Neurose der Schwulen bewirkt, dass sie in ihrer Position innerhalb einer schwulenfeindlichen Gesellschaft genau diejenigen Projektionen auf andere anwenden, die ihnen selbst potentiell Leid zufügen (vgl. Dannecker/Reiche 1974: 355). Auch der Selbsthass ist in diesem Sinne immer ein potentieller, der sich im Anderen gegen sich selbst richtet, gegen jene Anteile, die von ihm getroffen werden könnten.

Die bewegten Schwulen der 1970er Jahre, wie die Gruppe „Rotzschwul“ oder Dannecker und Reiche, sahen allerdings nicht bloß die oberflächlich als solche erkennbare Ablehnung als Anzeichen für schwulen Selbsthass. Angelehnt an Anna Freud sprachen sie von einer „Identifikation mit dem Aggressor“ (vgl. Rotzschwul Frankfurt 1972: 5) oder von der „*Identifizierung mit dem heterosexuellen Angreifer*“ (Dannecker/Reiche 1974: 356), also einer positiven Bezugnahme auf Schwulenfeindlichkeit, wie es 1973 aus der Gruppe „Homosexuelle Aktion Westberlin“ heißt: „Letztlich verbirgt sich hinter all dem Suchen eines Schwulen nach Identität mit den Rollen einer heterosexuell geprägten Umwelt Schwulenfeindlichkeit, die für ihn nichts anderes bedeutet als Selbsthaß aufgrund der Schwierigkeiten, sich selbst zu akzeptieren.“ (Homosexuelle Aktion Westberlin

1973: 29) Diese Suche nach Identifikation äußert sich unter anderem im Begehren gegenüber dem Idealbild des heterosexuellen Mannes. Entsprechend schlussfolgert Rosa von Praunheim in seinem Film „Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation in der er lebt“⁸ bereits 1971: „Schwule wollen nicht schwul sein!“

3. Negative Identität und brüchiger Zusammenhalt

Im Gegensatz zu den 1970er Jahren gibt es heute auch zahlreiche homosexuelle Männer, die offen schwul und in dieser Hinsicht in der Öffentlichkeit sichtbar sind, womit Guido Westerwelle oder Klaus Wowereit aus der parlamentarischen Politik ebenso gemeint sind wie Hape Kerkeling oder Patrick Lindner in der Unterhaltungsindustrie. Die Lindenstraße firmiert mit einem schwulen Paar, und in Talkshows kommen homosexuelle Gäste zu Wort. Neben dieser quantitativ positiven Entwicklung, die auch eine qualitative Verbesserung im Sinne von Akzeptanz durch Sichtbarkeit darstellt, bleibt dennoch die Frage, nach welchen Mustern diese Repräsentation stattfindet. Meines Erachtens müssen spezifische schwule Aspekte ausgeblendet und unsichtbar gemacht werden, um öffentlich als Schwuler anerkannt zu werden. Darkrooms, Promiskuität in einer festen Beziehung oder GayRomeo sind Bereiche schwuler Sexualitäten, die zentral für die Lebenswelten sehr vieler Schwuler sind und in einer spezifischen schwulen Tradition stehen; solche Praktiken und Verhaltensweisen müssen aber verschwiegen, von sich gewiesen und als unmoralisch verworfen werden – ganz gleich, ob sie eigentlich in den eigenen Alltag integriert sind oder nicht. Insbesondere Schwule, die dem heteronormativ anerkannten Bild eines normalen, moralisch verträglichen Schwulen nicht entsprechen, sind nach wie vor schwulenfeindlichen Ressentiments ausgesetzt.

Folgt man dieser Ausführung, dann wird schwule Männlichkeit nur dann gesellschaftlich anerkannt, wenn sie sich ihrer schwulen Anteile zu entledigen

⁸ Der Film wird häufig als Initialzündung für die westdeutsche radikale Schwulenbewegung der 1970er Jahre bezeichnet. Tatsächlich kam es während der Diskussionen nach seinen Aufführungen in bundesdeutschen Kinos zu zahlreichen Gruppengründungen, unter anderem jener der Homosexuellen Aktion Westberlin (vgl. Henze 2012: 24f).

zumindest vorgibt. Homosexuelle Männer versuchen sich daher dem imaginierten Idealbild des heterosexuellen Mannes anzupassen und den Regeln einer sexualfeindlichen Gesellschaft zu unterwerfen – häufig mit einer Überkompensation. So lautet es in Praunheims Film:

„Da die Schwulen vom Spießler als krank und minderwertig verachtet werden, versuchen sie noch spießiger zu werden, um ihr Schuldgefühl abzutragen mit einem Übermaß an bürgerlichen Tugenden. Sie sind politisch passiv und verhalten sich konservativ als Dank dafür, dass sie nicht totgeschlagen werden.“

Entsprechend erklärten sich Aktivisten wie Rainer Sievers die „konservative Haltung“ (Sievers 1972: 2) von Schwulen aus ihrer Unterdrückung, aus der Schwulenfeindlichkeit in der Gesellschaft. Die Sehnsucht nach einer Rückerlangung „echter“ Männlichkeit erscheint als Fluchtversuch, der nicht zu glücken vermag. Polemischer bezeichnet Rotzschwul konkrete Versuche der Anpassung als „Farce“, die sich etwa in dem Wunsch nach einer lebenslangen monogamen Beziehung als Eheersatz äußert (vgl. Rotzschwul Frankfurt 1972: 6).⁹ Durch das Paradox, Schwulsein ohne die spezifischen Momente des Schwulseins leben zu wollen, ergibt sich eine negative Identität, die konstitutiv bleibt, sofern der Selbsthass nicht bewusst gemacht wird.

Nun richtet sich dieser teils als Anforderung zu verstehende Wunsch nicht bloß an sich selbst, womit er sich in eigenen Lebensentwürfen niederschlagen würde, sondern verlangt auch von anderen Schwulen, möglichst wenig schwul, möglichst moralisch unangreifbar zu handeln. Anstatt eines solidarischen findet sich in schwulen Kontexten entsprechend ein brüchiger Zusammenhalt. Gleichzeitig sind schwule Zusammenhänge geprägt von engen Freundschaften, die vielfach ausschließlich homosexuell organisiert sind. Damit wird schwul durchaus als positive Identität erlebbar. Dannecker und Reiche weisen in ihrer

⁹ Während in der heterosexuell dominierten Linken der Zeit Monogamie als bürgerlich kategorisch abgelehnt wurde, rückte bei den bewegten Schwulen eine differenziertere Auseinandersetzung mit Beziehung und Sexualität in den Mittelpunkt. Beziehungen, Freundschaften und Sex ohne Zwang sollten versucht werden. Dazu gehörte auch eine Abkehr von der dogmatischen Auffassung, Promiskuität sei gegenüber Monogamie progressiver und daher politisch zu befürworten (vgl. Henze 2012: 75).

Studie für die 1970er Jahre darauf hin, dass dieser schwulen, positiven Identität zugleich das Korrektiv der heteronormativen Gesellschaft innewohnt und vermerken vor diesem Hintergrund, dass ein Schwuler in der schwulen Subkultur „zwangsheterosexuelles Verhalten auf zwangshomosexueller Basis vorführt.“ (Vgl. Dannecker/Reiche 1974: 75)

GayRomeo, als größte schwule Online-Plattform in Deutschland, bietet hier einen hilfreichen Einblick. Diese Community des Web 2.0 ist schwerpunktmäßig dazu ausgerichtet, sexuelle Kontaktaufnahmen zu ermöglichen. Entsprechend sexualisiert sind Rahmen und Selbstdarstellung der Nutzer_innen. Die Optionen zu Profilangaben beinhalten zahlreiche körperliche und sexuelle Auswahlmöglichkeiten, Nutzer_innen können sich durch vorgefertigte „Fußstapsen“ als „Geile Sau“ oder „Süß“ bewerten.¹⁰ Zentral ist, welches Triebziel gewünscht wird, welche Form des Begehrens besteht und wer dazu passt. Diese Suche gestaltet sich jedoch in vielen Fällen nach angeführtem Muster: durch Verwerfung. Der Begriff „Tunte“ steht in diesem Zusammenhang exemplarisch für die Ablehnung des zu schwulen Schwulen auf GayRomeo. Die beleidigenden Profilinehalte, die sich gegen Tunten und andere verworfene Schwule richten, sind derart weit verbreitet, dass es eigens gegen diesen Umstand eingerichtete digitale Protest- und Empowermentgruppen gibt, wie etwa „Tunten-und-Spinner“. Die Ablehnung von Tunten geht vielfach einher mit ablehnenden Äußerungen über dickere und ältere Schwule sowie schwule Asiaten. Auf die immense Ablehnung gegenüber Tunten und zu schwulen Schwulen sowie deren große Bedeutung für reale schwule Kontexte verweist unter anderem Carsten Balzer (vgl. Balzer 2007: 45).

Schwulenunterdrückung findet in der „eigenen“ Subkultur aggressive Ausdrucksweisen, so die These der 1970er Jahre. In diesem Sinne lässt sich die schwule Szene heute mit der damaligen vergleichen, was anhand von Gay-Romeo beispielhaft gezeigt wurde. Eine Schlussfolgerung der bewegten Schwulen in den 1970er Jahren daraus lautete, dass die Schwulenunterdrückung auch in der schwulen Subkultur angegangen werden muss: „Gemeinsam

¹⁰ Vorrangig finden sich auf GayRomeo schwule Männer, jedoch sind auch zahlreiche Trans*Frauen angemeldet, weshalb der Unterstrich hier verwendet wird.

besprechen wir (...) unsere persönlichen Probleme, versuchen unsere vom Konsumterror bestimmte Eitelkeit und die aus unserer Unsicherheit heraus entstandene Feindseligkeit abzubauen (...).“ (HAW 1972: 1) Der Kampf gegen Schwulenfeindlichkeit wurde als Arbeit an sich selbst verstanden. Diese Erkenntnis war Ergebnis einer Gesellschaftsanalyse, die von einer kapitalistischen Vergesellschaftung ausging und darin Homosexualität in den Mittelpunkt stellte, ihre für diese Gesellschaft spezifische Ausprägung untersuchte. Im Subjekt manifestiert sich demnach die kollektive Neurose der Gesellschaft, als Spezialfall jene der Schwulen, und muss auch subjektbezogen bearbeitet werden, um eine progressive gesellschaftliche Entwicklung in Gang zu bringen.

4. Pathologie und Emanzipation

Die Begriffswahl der Schwulen der 1970er Jahre – Neurose, Identifikation, Selbsthass – verweist auf ein pathologisches Verständnis von Männlichkeit und Schwulenfeindlichkeit, daraus hervorgehend von schwuler Subjektkonstitution in der vorherrschenden Gesellschaft. Diese Vorstellung einer schwulen Pathologie lehnt die Pathologisierung der Schwulen ab: Die Problematik mit dem eigenen Schwulsein ist also nicht in der Homosexualität zu suchen, sondern in der Gesellschaft, in der Schwule zum Selbsthass erzogen und sozialisiert werden. Diese grundsätzliche Überlegung deutet auf einen möglichen Handlungsspielraum hin. Bei der Introjektion der wertenden Instanz, auf der Glück und Unglück bei der eigenen Männlichkeitsfindung basiert, handelt es sich also keineswegs um eine deterministische psychische Disposition. Zum einen muss beachtet werden, dass es neben der männlichen auch eine spezifische schwule Sozialisation¹¹ gibt, die zwar je nach Individuum unterschiedlich ausgeprägt ist, aber

¹¹ Zur schwulen Sozialisation gehört bereits das erste Aufflackern des homosexuellen Begehrens, welches spätestens im Prozess des Bewusstwerdens der eigenen Homosexualität als identitäre Möglichkeit eine bedeutende Rolle im schwulen Individuationsprozess einnimmt (vgl. Dannecker/Reiche 1974: 30f). Der Umgang mit dem Schwulsein beinhaltet andere Anforderungen an das Subjekt, als das Heterosexuellsein. Insbesondere im Coming-out wird etwa deutlich, dass Schwulen, wie auch Lesben, besondere Anstrengungen vorbehalten sind – etwa die der Entäußerung, das „Bekenntnis“ zum eigenen Begehren vor anderen Menschen. Zur schwulen Sozialisation sind außerdem zentral die (mögliche) Sozialisation in schwulen Kontexten sowie das teils spezifische Erleben einer heterosexuellen Umwelt zu zählen.

doch einen akzeptierenden Umgang mit Aspekten der eigenen Unmännlichkeit, etwa passiven Analsex zu genießen, zumindest ermöglichen kann.¹² Dabei muss immer die Rolle der Introjektion schwulenfeindlicher Ressentiments in der schwulen Sozialisation beachtet werden. Zum anderen – meines Erachtens der bedeutendere Aspekt – ist ein Bewusstwerden der Dynamik von schwulem Selbsthass möglich. Es sind also potentiell alle Schwulen in der Lage, in der Ablehnung etwa von (anderen) Tunten oder dickeren Schwulen die Ablehnung des eigenen Schwulseins zu erkennen und ihr eigenes Verhalten entsprechend zu befragen.

Vor diesem Hintergrund wurde, auf einer theoretisch-politischen und symbolischen Ebene, die Tunte zur avantgardistischen Galionsfigur der Schwulenbewegung der 1970er Jahre. Sie stellt jene Aspekte schwuler Identität und Weiblichkeit besonders heraus, die abgelehnt und von sich selbst abgespalten werden müssen, und fungiert als personalisierte Negation. Die Polit-Tunten der 1970er Jahre und diejenigen, die sich heute in dieser Tradition sehen, tragen zumeist Schminke, Stöckelschuhe und Fummel. Doch ist „die Tunte“ mehr als die manifesten Personen, die sich selbst als solche bezeichnen, wie bereits Dannecker und Reiche vermerken:

„Aber als Tunte oder mindestens als tuntig kann prinzipiell jeder Homosexuelle von jedem anderen Homosexuellen wahrgenommen werden. Eine Tunte, das ist stets der andere; nämlich derjenige, der im Moment, wo ihn der eine als solche wahrnimmt, die Norm stärker verletzt als dieser. Anders ausgedrückt: Je stärker die Identifizierung eines Homosexuellen mit den Männlichkeitsidealen und Rollennormen seiner Gesellschaft, desto größer ist die Zahl der Tunten in seinem Kopf.“ (Dannecker/Reiche 1974: 354)

Dabei steht die Tunte in gewissem Sinne nicht nur für die abgespaltenen Bedürfnisse, Regungen und Sehnsüchte eines jeden Schwulen, sondern

¹² Interessanterweise kann innerhalb schwuler Kontexte auch passiver Analsex, gesamtgesellschaftliches Sinnbild der Herabwürdigung als Schwuler, zu einem Marker „echter“ Männlichkeit werden. Nämlich wenn es darum geht, möglichst „belastbar“ zu sein und viel „aushalten“ zu können. Schließlich wird der Schmerz, der bei der Penetration entsteht, ertragen und ist für einen echten Mann nicht der Rede wert oder gar Genuss.

insgesamt einer heteronormativen Gesellschaft und stellt sich ihren Ressentiments selbstbewusst und lustvoll entgegen, indem sie genau diese Anteile – wenn auch nur in der Projektion – auslebt:

„(...) sich exhibitionistisch als Sexualobjekt darzustellen, Bewunderung und Anbetung nicht nur in der müden Brechung des sozialen und beruflichen Erfolges zu genießen. (...) sich auch einmal 'wie eine Frau' gehen lassen zu dürfen, nicht immer Initiative ergreifen zu müssen usw. Die Tunten führen den Heterosexuellen und den Homosexuellen gleichermaßen diese Sehnsüchte als 'abstoßende' Verfremdung vor: kreischen, plappern, sich aufdonnern, exzentrisches Gebaren, lügen, nicht arbeiten, auf Parties immer im Mittelpunkt stehen wollen (...).“ (Dannecker/Reiche 1974: 355)

Die Tunte repräsentiert dabei gleichermaßen zwei Aspekte schwuler Geschichte und schwuler Lebenswelten. So erscheint zum Einen der Aspekt des Lustvollen und des Spaßes als zentrales Element des Tunteseins. Zum Anderen verweist die Möglichkeit, überhaupt lustvoll provokant sein zu können, auf ein Leiden, eine Scham. Diese wird zumindest situativ durch das Ekstatische und die Übertreibung der Tunte überwunden. Anstatt verdrängt zu werden und als Hass (gegen sich selbst und andere) wiederzukehren, wird die Scham thematisiert und in ihrem Ursprung, der patriarchalen Gesellschaft, verortet. Dieser Umgang, in welchem Scham und Trauer konfrontativ anstatt regressiv begegnet wird, erzeugt Lust, für die Tunten selbst genauso wie für diejenigen, die sich an den Tunten erfreuen. Die Tunte erscheint als ein bewusster Ausweg, indem sie sich trotz eines unterdrückenden Gesamtzusammenhangs selbst dazu ermächtigt, sowohl mit Selbstliebe als auch Scham offensiv umzugehen. Sie eröffnet exemplarisch, dass es möglich ist, emanzipatorisch zu agieren, selbstermächtigend zu handeln. Die Aggression, die den Schwulen – unter anderem durch sich selbst – begegnet, nimmt sie auf den Arm, macht schwulen Selbsthass bewusst – auch bei sich selbst – und „zeigt“, wie es im Dannecker und Praunheim-Film heißt, „was es bedeutet schwul zu sein.“ In der Selbstentäußerung, also den eigenen (potentiellen) Selbsthass zu benennen, anstatt ihn als Vorwurf zu benutzen, eröffnet die Tunte eine alternative Männlichkeit, die sich durch Auseinandersetzung anstatt uneingestandene Negation auszeichnet.

5. Fazit

Die vorliegende psychoanalytisch orientierte Herangehensweise an Männlichkeit weist auf die große Bedeutung der Negation für die Konstitution eines männlichen Geschlechtscharakters hin. Der Satz, mit dem dieser Artikel beginnt, muss im Fazit entsprechend wie folgt revidiert werden: Als „echter“ Mann kann sich situativ fühlen, wer möglichst viele Attribute von sich zu weisen versteht, die als unmännlich angesehen werden. Eigene Sehnsüchte und Triebregungen müssen abgespalten, im Bewusstsein verleugnet und mit Ablehnung belegt werden. Der Druck zur Aufrechterhaltung entsteht unter anderem durch die potentielle Möglichkeit, selbst diesem Hass ausgesetzt zu sein. Die Ablehnung nicht anerkannter, unmännlicher Anteile durch sich selbst und andere kann potentiell jede_n treffen.

Insbesondere schwule Männlichkeit, indem sie eine Verwerfung darstellt, erscheint als zentral in der Psychodynamik einer gesamtgesellschaftlichen Vorstellung von „echter“ Männlichkeit, die letztlich als kollektive Neurose enttarnt werden kann. Der „echte“ Mann, den es nicht gibt, offenbart sich als Illusion, für deren vergeblich ersehnte Rettung Weiblichkeit unentbehrlich wird. Die Ausgrenzung von Schwulen untereinander sowie die Ablehnung des eigenen Schwulseins hängen mit der patriarchal bedingten Konstitution von Männlichkeit untrennbar zusammen. Schwule selbst verwerfen den schwulen Teil ihrer Identität, lehnen sich anhand schwulenfeindlicher Maßstäbe ab und sind innerhalb dieser Gesellschaft gleichzeitig potentiell Schwulenfeindlichkeit ausgesetzt – inklusive durch sich selbst. Die Problematik des Schwulseins ist nicht ursächlich im Schwulsein, sondern in der schwulenfeindlichen Gesellschaft zu suchen. Im schwulen Subjekt verdichtet sich eine aus der brüchigen Illusion einer „echten“ Männlichkeit entstandene Dynamik, die gesamtgesellschaftlich relevant ist. Entsprechend lautete die Schlussfolgerung der Schwulenbewegung der 1970er Jahre, dass durch die Arbeit am und durch das Subjekt eine gesellschaftliche Wirkung erzielt werden kann.

Die Annahme, dass Männlichkeit ihrer Negation bedarf, eröffnet dem Subjekt die Möglichkeit, sich dieser Negation anzunehmen, sie als Bedürfnis zu verstehen, anstatt das Unmögliche zu versuchen, nämlich sie tatsächlich zu negieren. Schließlich fiele die Vorstellung von „echter“ Männlichkeit, die Schwulenfeindlichkeit und Sexismus beinhaltet und fördert, ihrer eigenen

Negation anheim, wenn sie ihrer projektiven Verwerfung beraubt wäre. In diesem Sinne bietet die Tunte eine real existierende Handlungsmöglichkeit, indem sie das Andere, das Verworfenen umarmt, es seines Schreckens beraubt und in das bewusste Selbst integriert.¹³

Literaturverzeichnis

- Balzer, Carsten (2007): Gelebte Heteronormativitätskritik: Tuntinnen in Berlin zwischen schwulenpolitischem und transgendorpolitischem Selbstverständnis. In: *Liminalis. Journal for Sex/Gender Emancipation and Resistance*. 1. Berlin. S. 44-58.
- Basch, Michael Franz (1983): Empathic understanding: A review of the concept and some theoretical considerations. In: *Journal of the American Psychoanalytic Association*. 31. pp. 101-126.
- Dannecker, Martin/Reiche, Reimut (1974): *Der gewöhnliche Homosexuelle. Eine soziologische Untersuchung über männliche Homosexuelle in der Bundesrepublik*. Fischer Verlag, Frankfurt am Main.
- HAW (1972): Schwierigkeiten der Selbstfindung und Politisierung von Homosexuellen. In: Ankirchner, Horst: (Hrsg.): *Info der Homosexuellen Aktion Westberlin*. 4. Berlin. S. 1.
- Henze, Patrick: „Die lückenlose Kette zwischen Politik und Schwul-Sein aufzeigen“. *Aktivismus und Debatten in der Homosexuellen Aktion Westberlin zwischen 1971 bis Juni 1973*. In: Pretzel, Andreas/Weiß, Volker: *Rosa Radikale. Die Schwulenbewegung der 1970er Jahre*. Hamburg 2012. S. 124-142.
- Henze, Patrick (Patsy l'Amour laLove) (2012): „Raus aus den Klappen – Rein in die Straßen!“ – Schwule Politiken in der Homosexuellen Aktion Westberlin von 1971 bis 1976. Abschlussarbeit Master of Arts, Gender Studies an der Humboldt-Universität zu Berlin. Vorgelegt am 13.08.2012.
- Homosexuelle Aktion Westberlin (1973): *Träume und Wirklichkeit. Gedanken zur Schwulenemanzipation im Kapitalismus*. In: B., Volker (Hg.): *Info der Homosexuellen Aktion Westberlin*. 7. S. 28-33.
- Kimmel, Michael S. (2004): *Masculinity as Homophobia: Fear, Shame and Silence in the Construction of Identity*. In: Murphy, Peter F. (ed.): *Feminism and Masculinities*. OUP Oxford. New York. pp. 182-199.
- Krystal, Henry (1978): Trauma and affects. *Psychoanalytic Study of the Child*. 33. pp. 81-116.
- Pretzel, Andreas/Weiß, Volker (2012): *Rosa Radikale. Die Schwulenbewegung der 1970er Jahre. Männerschwarm*. Hamburg.
- Radonic, Ljiljana (2006): *Psychopathologie der Normalität. Die Bedeutung der Psychoanalyse für die Kritische Theorie*. In: Grigat, Stephan (Hg.): *Feindaufklärung und Reeducation. Kritische Theorie gegen Postnazismus und Islamismus*. Ca Ira. Freiburg. S. 79-98.

¹³ Mit Dank an Isabelle Windhorst und den Tuntentee Perversia für kritische Diskussionen und Anmerkungen.

Rotzschul Frankfurt (1972): Die Persönlichkeit des Homosexuellen. In: Peter (Hg.): info der Homosexuellen Aktion Westberlin. 2. S. 3-6.

Sievers, Rainer (1972): Arbeitspapier der Gruppe „Politisches Engagement homosexuelle Gruppen“, zur Diskussion in den beteiligten Homosexuellen Aktionsgruppen vorgeschlagen. In: Peter (Hg.): info. der Homosexuellen Aktion Westberlin. 2. S. 2.

Steffens, Melanie/Geisler, Petra (2009): Folgen internalisierter Homonegativität. Papier entstanden beim Fachtreffen des Vereins von Lesben und Schwulen in der Psychologie im Waldschlösschen vom 10. bis 11.10.2009. Internet-Beleg: <http://www.vlsp.de/system/files/WSHomonegativitaet.pdf>. Zuletzt gesehen am 14.10.2013.

Trumann, Andrea (2004): Das bürgerliche Subjekt und sein Anderes. Zur Subjektivierung der Geschlechtscharaktere. In: Phase 2. Zeitschrift gegen die Realität. 13. S. 22-24.

Audiovisuell

Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation in der er lebt. Regie: Rosa von Praunheim. BRD 1971. 67 Minuten.

Benedikt Wolf

Zur Theorie, Geschichtsschreibung und Politik penetrierter Männlichkeit

Mit einer Lektüre von Mynonas *Der Schmarotzer*

„Es ist eine schöne Ehre die die Frauenzimmer haben, die einen halben Zoll vom Arsch abliegt!“ (Lichtenberg 1998: 667) Auf einer ersten Verstehensebene stellt dieser Aphorismus Georg Christoph Lichtenbergs nicht mehr dar als die Formulierung eines in der heteronormativen Gesellschaft seines Autors allgemein geteilten Wissensgutes: Die Ehre einer Frau hat ihren Ort im konkret-materiellen Sinn an der Vagina. Das Passieren dieser Körperstelle, die Penetration der Vagina, bedeutet prinzipiell die Zerstörung der Ehre. Sozial sanktionierte Penetration der Körperstelle, die keine Ehrverletzung bedeutet (etwa im eng gesteckten Rahmen der heterosexuellen Ehe) erscheint gegenüber dem als urtümlich gedachten Muster der Besetzung von Körperstelle und sexuellem Akt mit spezifischer Bedeutung als sekundär. Lichtenbergs Vermessung des weiblichen Unterleibs affirmiert das heteronormative Signifikationsmuster und betont im gleichen Zug implizit den hierarchischen Abstand zwischen Mann und Frau, den das Muster etabliert. Der Aphorismus weist in seiner Gegenüberstellung von „Ehre“ und „Arsch“ jedoch zugleich den Weg zu einer Interpretation, welche die von der Heteronormativität gezogenen Grenzlinien zu überschreiten in der Lage ist: Wenn Lichtenberg die „Ehre der Frauenzimmer“ am Körper lokalisiert, so provoziert das Ausmachen eines Abstrakten am konkret sexuierten Körper die Frage nach der ‚Ehre der Männer‘. Dieser ‚Ehre der Männer‘, so meine These, fehlt in ihrer Lokalisation am sexuierten Körper genau jener ‚halbe Zoll‘ Abstand vom Ort des Fäkalen, der die Pointe des Aphorismus ausmacht: Die ‚Ehre der Männer‘ ist deckungsgleich mit dem „Arsch“. Das implizite Wissen um die ‚Ehre der Männer‘ ist jedoch aus dem Text des Aphorismus gedrängt, es ist Teil des Ungesagten des Diskurses: Über den Mechanismus der Abjektion – Verwerfung und Bewahrung als konstitutives und existentiell bedrohliches Moment in Einem – stabilisiert die Figur der zerstörbaren ‚Ehre der Männer‘ und damit des penetrierbaren und faktisch penetrierten männlichen Anus die Kategorie Geschlecht in ihrer kontingenten Strukturierung

– und sucht sie zugleich heim als schockierendes, radikal in Frage stellendes Moment der Beängstigung.

Der vorliegende Beitrag macht es sich zum Ziel, den penetrierten männlichen Anus als einen neuralgischen Punkt des modernen Geschlechterverhältnisses in den Blick zu nehmen. Dazu wird in einem ersten Schritt ein theoretischer Zugang skizziert, der in einem zweiten Schritt in das historische Modell einer Geschichtsschreibung der Homosexualität eingebunden wird. In einem dritten Schritt wird schließlich eine Lektüre der kurzen Erzählung Mynonas (d.i. Salomo Friedlaender), *Der Schmarotzer* (1921/1924) auf der Basis des zuvor skizzierten Zugangs vorgeschlagen, um abschließend einige wenige politische Implikationen der Analyse zu umreißen.

1. Theoretische Zugänge

Der eingangs zitierte Aphorismus Lichtenbergs führt prägnant vor Augen, wie penetrierte Männlichkeit in modernen Gesellschaften zur Sprache kommt: in den Leerstellen eines heteronormativen Diskurses.¹ Dass dem so ist, ist dabei keineswegs selbstverständlich.² Nach Michel Foucaults berühmter Kritik dessen, was er die „Repressionshypothese“ (Foucault 1983: 19f.) nennt, tritt Macht dem Bereich der Sexualität nicht in erster Linie als Verbot gegenüber, sondern bewirkt vielmehr in produktiver Weise erst dessen Konstituierung: Erst im Sprechen und Schreiben über Sexuelles konstituiert sich im 19. Jahrhundert ein Wissensbereich ‚Sexualität‘. Die „Anreizung zu Diskursen“ (ebd., 27-49) ist eine wesentliche Bedingung für die Installation des Dispositivs der Sexualität, für die Disziplinierung der Subjekte und ihrer Körper durch das Dispositiv. Dabei spielt die neu sich formierende Sexualpathologie eine herausragende Rolle (siehe ebd.). Vor dem Hintergrund dieser Analyse kann es auf den ersten Blick erstaunen, dass es Formen sexueller Praxis zu geben scheint, die von einem so weitgehenden Tabu betroffen sind, dass noch im wissenschaftlichen Diskurs von ihnen zu schwei-

¹ Vgl. auch Carrascosa/Sáez 2011: 23-26.

² Im Folgenden verwende ich einzelne Passagen aus Wolf 2013. Zudem werden Gedanken aufgegriffen, die ich unter dem Pseudonym Aaron R. Schloch in dem aktivistischen Text Schloch 2010 formuliert habe.

gen ist. In *Charakter und Analerotik* (1908) thematisiert Sigmund Freud recht ausführlich und die Dinge bei ihrem (wenn auch zuweilen lateinischen) Namen nennend unwillkürliche Defäkation und willkürliches Zurückhalten des Stuhls und damit den Anus als einen Durchgang von innen nach außen. Wenn Freud nun gegen Ende des Textes ein einziges Mal auf die Möglichkeit einer Penetration derselben Körperstelle von außen nach innen zu sprechen kommt, so formuliert er so andeutungsweise, dass seine Leser_innen nur *ex negativo* auf diese Möglichkeit schließen können:

„Wenn den hier behaupteten Beziehungen zwischen der Analerotik und jener Trias von Charaktereigenschaften [nämlich Ordentlichkeit, Sparsamkeit und Eigensinn – B.W.] etwas Tatsächliches zugrunde liegt, so wird man keine besondere Ausprägung des ‚Analcharakters‘ bei Personen erwarten dürfen, die sich die erogene Erregung der Analzone für das reife Leben bewahrt haben, wie z. B. gewisse Homosexuelle. Wenn ich nicht irre, befindet sich die Erfahrung zumeist in guter Übereinstimmung mit diesem Schlusse.“ (Freud 1989: 29; Hervorhebung B.W.)

Der Text fordert hier von seinen Rezipient_innen eine Konstruktionsleistung, um die Textkohärenz herzustellen. Die textuelle Leerstelle ist der Ort analer Penetration von Männern. Den Zerfall der Kohärenz verhindert allein das (mit)geteilte Wissen, dass es *solche und solche* Homosexuelle gibt und der Anschluss an den *common sense*, nämlich dass Männer, die aus der analen Passage von außen nach innen einen Lustgewinn erzielen, weder ordentlich noch sparsam und schon gar nicht eigensinnig seien.

Der weitgehenden Unsagbarkeit penetrierter Männlichkeit in Literatur (vgl. Wolf 2013: 2f.) und wissenschaftlichen Spezialdiskursen³ steht eine enorme Lust an der Formulierung von Analität in der Alltagssprache gegenüber. ‚Arschloch‘, eine

³ Eine Ausnahme stellt hier der juristische Diskurs dar, der sich in der Kommentierung des § 175 RStGB um eine präzise Formulierung (wenngleich weitgehend einer lateinischen) derjenigen Handlungen, die in den Tatbestand fallen, bemüht, vgl. z.B.: „Die beischlafsähnlichen Handlungen beschränken sich nicht auf *immissio penis* oder *seminis* in einen Körperteil der anderen männlichen Person [...], auch andere beischlafsähnliche Handlungen sind denkbar“ (Ebermayer/Lobe/Rosenberg 1925: 543; Kursivierungen im Original). Vgl. weiterhin Wachenfeld 1901: 46f.; Olshausen 1909: 682.

der weitestverbreiteten Beschimpfungen für Männer im Deutschen führt sicherlich *auch* die Fäkalität ins Feld, bedeutet aber zugleich eine Penetrationsdrohung, die in der Analogie mit einer ebenso weitverbreiteten Beschimpfung für Frauen, ‚Fotze‘,⁴ zu Tage tritt. Für das Spanische weisen Sejo Carrascosa und Javier Sáez (2011: 15) eine große Bandbreite an analen Beschimpfungen aus⁵ und schließen aus diesem Material, penetrierte Männlichkeit stehe „im Zentrum der Sprache, des sozialen Diskurses, als das Abjekte“ (ebd., 16).⁶ Beschimpfungen sind der Ort in der Alltagssprache, an dem sich explizit das sozial Erwünschte in der Verwerfung von Unerwünschtem bzw. Angstbesetztem zeigt (vgl. Scheffler 2000: 119f.). Die Beschimpfungen, die penetrierte Männlichkeit zur Herabsetzung eines Gegenübers ins Feld führen,⁷ wären damit der Ort, an dem die Abjektion vollzogen und stetig wiederholt wird. Carrascosa/Sáez leiten aus ihrer Liste von Beschimpfungen einige der Wissensbestände ab, auf die sich die Beschimpfungen beziehen und die sie zugleich mit konstituieren: „penetriert zu werden ist“, so suggerieren die Pejorationen, „etwas nicht Erwünschtes, [...] etwas schmerzhaftes, [...] es ist etwas, worin niemand Vergnügen finden kann“; penetriert zu werden „bewirkt eine Transformation deiner Identität, eine essenzielle Transformation“, die in dem Akt zugeschriebenen Charakter einer „Erniedrigung“ gründe. Diese Transformation bestehe im „Verlust der Männlichkeit“ und resultiere in der Zuschreibung einer neuen (Nicht-)Identität: „Vermittels dieses Aktes ‚bist‘ du ein Arschficker, ein Arschgefickter, eine Schwuchtel“ (Carrascosa/Sáez 2011: 17).⁸ In diesen über die Beschimpfungen transportierten geteilten Wissensbeständen wird eine zentrale

⁴ Vgl. zur geschlechtsspezifischen Verwendung von ‚Arschloch‘ und ‚Fotze‘ Scheffler 2000: 131f.

⁵ Daneben finden sich Listen mit katalanischen, englischen, französischen, baskischen, italienischen, dänischen, altgriechischen und lateinischen analen Beschimpfungen, siehe Carrascosa/Sáez 2011: 16.

⁶ „[L]a penetración anal como sujeto passivo está en el centro del lenguaje, del discurso social, como lo abyecto [...]“. Übersetzungen aus Carrascosa/Sáez 2011 stammen hier und im Folgenden von mir – B.W.

⁷ Vgl. für eine knappe Definition der Beschimpfung Eins 2005.

⁸ „Ser penetrado es algo indeseable, [...] una humillación, algo doloroso, la pérdida de la hombría, es algo donde jamás se podría encontrar placer. Es algo que transforma tu identidad, que te transforma de manera esencial. A partir de ese acto ‚eres‘ un jodíopolculo, un enculado, un maricón“.

Argumentationskette für die heteronormative Fassung penetrierter Männlichkeit erkennbar: Da Penetration immer einen Akt der Gewalt darstelle, bedeute die rezeptive Teilnahme eine Erniedrigung, die im Rahmen der modernen heterosexuellen Matrix sofort als geschlechtliche Transgression aufgefasst wird. Dabei scheint in der zwar verneinten, jedoch in der Verneinung präsenten Möglichkeit rezeptiv-analer Lust eine grundlegende Verschränkung von Phobie und Faszination auf.

Dieses doppelgesichtige Verhältnis des *straight mind* (Wittig 1992) gegenüber penetrierter Männlichkeit legt es nahe, von ihr als einem Abjekt der Heteronormativität zu sprechen. Der Begriff des Abjekts, wie er von Julia Kristeva (1982) gefasst wurde, mit dem Carrascosa/Sáez (2011: 16), Jonathan Kemp (2013: 2, 11f. u. 151) und ich (Schloch 2010: 13-15; Wolf 2013: 3f.) die Position des penetrierten Mannes analysieren, kann auch die beschriebenen Weisen seiner sprachlichen Existenz erklären: Während sich zentralere Bereiche der Sprache, wie die Literatur und die wissenschaftlichen Spezialdiskurse ein weitgehendes Schweigen über das tabuisierte Abjekt auferlegen, kehrt es wieder in den Beschimpfungen der Alltagssprache, in der Pornographie, wo gerade die *jouissance*, die im Akt der Abjektion freigesetzt und deren Unterdrückung ein Effekt der Abjektion ist (Kristeva 1982: 9),⁹ stetig zur (Re-)Formulierung des Tabuisierten anreizt.

Die Installierung eines binären Paradigmas der Gegenübersetzung von Homo- und Heterosexualität seit der Konstituierung der Homosexualität im späten 19. Jahrhundert im Diskurs der Sexualpathologie,¹⁰ die sozialen und politischen Bewegungen, welche die Identität des männlichen Homosexuellen zum Ausgangspunkt ihres Handelns machten, die Homophilenbewegung und die

⁹ Vgl. auch Kemp 2013: 12.

¹⁰ Homosexualität im modernen Sinne hat Michel Foucault (1983) in *Der Wille zum Wissen* als eine Erfindung des späten 19. Jahrhunderts nachgewiesen. Mit der Einführung des Begriffs hängen, so Foucault, diskursive Verschiebungen zusammen, die eine historisch neue, d.h. vorher noch nicht dagewesene Identität konstituieren. Homosexualität ist damit keine transhistorische Konstante. Diese Erkenntnis stellt nicht in Abrede, dass es auch vor dem 19. Jahrhundert Formen von Erotik unter Männern gegeben hat. Diese Formen, etwa die antike griechische und römische Knabenliebe, sind fundamental anders strukturiert als moderne Homosexualität. Ihre Differenzlinien laufen *nicht* parallel mit der modernen Differenz von Homo- und Heterosexualität.

Schwulenbewegung also, haben zur Konsequenz, dass zwar ein enormer Aufwand getrieben wurde, um männliche Homosexualität (pathologisierend) zu beforschen und um eine homosexuelle (Befreiungs-)Theorie zu entwickeln, dass aber im selben Zuge eine Thematisierung penetrierter Männlichkeit so massiv erschwert wird, dass eine systematische Theoretisierung lange ausblieb: Der emanzipatorische Hinweis auf die geteilte Unterdrückungserfahrung aller *Schwulen* verhinderte systematisch die Möglichkeit der Emanzipation der anal-rezeptiven Männer, die Sex mit Männern haben¹¹ – ihrer Emanzipation auch von den Herrschaftsstrukturen, in denen anal-insertive Schwule als Unterdrücker auftreten. Erst in der allerjüngsten Vergangenheit sind zwei Buchbeiträge zur Ausarbeitung einer systematischen Theorie penetrierter Männlichkeit entstanden: Neben dem bereits angesprochenen *Por el culo. Políticas anales* von Carrascosa und Sáez (2011), das, wie der Untertitel verrät, einen deutlich politischen Schwerpunkt hat, Jonathan Kemps (2013) literaturwissenschaftliche Studie *The Penetrated Male*.¹²

Kemps zentrale These besteht darin, dass aufgrund der Zuordnung des Körpers zur Weiblichkeit und der Auseinanderrückung von Körper und Männlichkeit, die der moderne westliche Diskurs vornehme, der penetrierte Mann in den Diskurs eintrete als eine *weibliche* Entität (Kemp 2013: 1). Um den heteronormativen „protocols of representation“ eines Diskurses zu genügen, der fundamental von einer Zuordnung des Weiblichen zu Natur und Körper und des Männlichen zu Kultur und Geist bestimmt sei, lasse sich der penetrierte männliche Körper nicht anders denn als ‚weiblicher‘ Körper formulieren (ebd., 12). Kemp legt in seiner Studie Lektüren von deutsch-, englisch- und französischsprachigen literarischen und nicht-literarischen Texten vor und fokussiert hier vor allem auf die Möglichkeiten der Literatur, trotz der restriktiven Regulierung des Zugangs zur

¹¹ Im Folgenden verwende ich die Abkürzung MSM für »Männer, die Sex mit Männern haben«.

¹² Zentrale Impulse für eine Theoretisierung penetrierter Männlichkeit bieten einige Klassiker aus Psychoanalyse, Poststrukturalismus, Feminismus und Queer Theory, wie etwa Millett 1971, Freud 1972 u. 1989, Deleuze/Guattari 1974, Hocquenghem 1974, Bersani 1987, Sedgwick 1993, Preciado 2003 und Theweleit 2005. Daneben liegen einige neuere kürzere Arbeiten, die sich explizit mit penetrierter Männlichkeit befassen, vor, vgl. etwa Bergmann 2008 und Robertson 2012.

Repräsentation, dennoch über das phallogozentrische Paradigma der Assoziierung von penetrierter Männlichkeit mit Weiblichkeit hinauszugehen.¹³

Der Zugang von Carrascosa und Sáez ist demgegenüber ein dezidiert politischer. Die beiden Autoren konstatieren zwar wie Kemp, dass die Binarität von insertiver und rezeptiver Rolle beim Analverkehr von hierarchisierender Bedeutung durchtränkt ist, betonen aber, anders als Kemp, dass diese hierarchischen Strukturen keineswegs im Bereich des Symbolischen, des Diskurses verbleiben, sondern sich in konkreter physischer wie psychischer Gewalt gegen von Homophobie betroffene Männer auswirken (Carrascosa/Sáez 2011: 26-28 u. 33-35). Als drastischstes Beispiel nennen sie eine im Irak 2009 angewendete Foltermethode gegen als Homosexuelle verfolgte Männer, denen der Anus mit Klebstoff verschlossen wurde und die nach der Gabe eines Abführmittels qualvoll starben (ebd., 27f.).¹⁴

Die beiden Autoren verstehen den Akt der analen Penetration als einen Akt, der eine fundamentale Asymmetrie einführt: „[D]er Akt des Analverkehrs ist ungleich, er führt eine Bewertung ein, die völlig verschieden ist für denjenigen, der die aktive Rolle adaptiert (die Person, die penetriert), und denjenigen, der die sogenannte *passive* Rolle einnimmt (die Person, die penetriert wird)“ (ebd., 19; Hervorhebung im Original).¹⁵ Auch Carrascosa/Sáez verstehen den Analverkehr zwischen Männern als zutiefst geformt von der modernen Zweigeschlechtlichkeit: Historisch seien die Konzepte ‚aktiv‘ und ‚passiv‘ eng mit den Konzepten ‚Mann‘ und ‚Frau‘ verknüpft, unausweichlich rücke der

¹³ Eine progressive Tendenz in diesem Sinne sieht Kemp vor allem in James Joyce' *Ulysses* (1922) am Werk (Kemp 2013: 165-215). Die übrigen von Kemp besprochenen Texte sind Daniel Paul Schrebers autobiographische Denkwürdigkeiten eines Nervenkranken (1903), Charles Baudelaires Prosagedicht *Mademoiselle Bistouri* (postum 1869), Joris-Karl Huysmans' Roman *À rebours* (1884), Oscar Wildes Roman *The Picture of Dorian Gray* (1890/91), Jean Genets *Romane Miracle de la rose* (1946), *Querelle de Brest* (1947), *Pompes funèbres* (1984), *Notre-Dame-des-Fleurs* (1951), seine autobiographischen Texte *Journal du voleur* (1949) und *Un Captif Amoureux* (postum 1986) sowie sein *Essay Ce qui est resté d'un Rembrandt déchiré en petits carrés bien réguliers...* (1967).

¹⁴ Vgl. auch http://www.queer.de/detail.php?article_id=10300 [3.2.2014].

¹⁵ „[E]l acto del sexo anal es desigual, se valora de forma completamente distinta a quien adopta el papel activo (la persona que penetra) y a quien toma el papel llamado pasivo (la persona penetrada).“

penetrierte Mann im Akt der Penetration in die Nähe des Konzepts ‚Weiblichkeit‘ (ebd., 20f.). Mit Monique Wittig¹⁶ argumentieren sie weiter, die Identität ‚Frau‘ sei im Rahmen der Zwangsheterosexualität auf die Funktion eines komplementären Parts im „binären Paar“¹⁷ der heterosexuellen Dyade hin konstruiert: „Die Frau‘ ist sozial konstruiert als ein penetrierbares Wesen“¹⁸, sie sei damit einem Zwang ausgesetzt, „ihre Sexualität auf ihre Fotze zu reduzieren“¹⁹ (ebd., 20). Für die Männlichkeit ergibt sich daraus analog: „Ein Mann zu sein, bedeutet unpenetrierbar zu sein“ (ebd., S. 21).²⁰

Für die Zuordnung penetrierter Männlichkeit zur Weiblichkeit, die von Kemp mit der traditionellen Zuordnung von Körper und Weiblichkeit, von Carrascosa/Sáez aus dem System der Zwangsheterosexualität heraus begründet wird, möchte ich einen weiteren Zugang vorschlagen, der die sexuelle Semiotik der Körper mit der penetrativen Praxis in Beziehung setzt und eine dialektische Beziehung zwischen der Heteronormativität als verstetigter Form von Machtausübung und der sexuellen Zeichenpraxis als aus der Heteronormativität begründet und sie umgekehrt jeweils wieder einführend am Werke sieht.

Das Tabu, mit dem penetrierte Männlichkeit belegt wird, bändigt, so meine These, eine Gefahr. Der penetrierte männliche Anus kann als ein Abjekt der heteronormativen Geschlechterordnung verstanden werden. Heteronormativität bedeutet mit Judith Butler die Normalisierung einer Geschlechterbinarität, die strukturiert ist und sich stabilisiert durch eine Matrix der Heterosexualität, in der *sex*, *gender* und *desire* in behauptet kausaler Folge angeordnet werden zu zwei hierarchisierten und aufeinander bezogenen Positionen, die ihre Konsistenz laufend durch performative Akte hervorbringen: die Position des männlichen Körpers mit männlicher Geschlechtsidentität, der Frauen begehrt, und die des weiblichen Körpers mit weiblicher Geschlechtsidentität, der Männer begehrt. Abjekt bzw. nicht intelligibel werden Subjekte dann, wenn diese Kausalität

¹⁶ Vgl. Wittig 1992.

¹⁷ „par binario“.

¹⁸ „La mujer‘ es construida socialmente como un ser penetrable [...]“.

¹⁹ „reducir su sexualidad a su coño“.

²⁰ „Ser un hombre es ser impenetrable.“

beanspruchende Kette in einem oder mehreren der drei Glieder gestört ist, d.h. wenn Menschen intersexuell, transsexuell/transgender oder homosexuell sind (siehe Butler 1991). Wie steht es vor diesem Hintergrund nun aber mit der sexuellen Praxis? Als ebenso abjekt und unintelligibel im Rahmen der Heteronormativität wie die genannten devianten Positionen erscheinen die Positionen von penetrierenden Frauen und penetrierten Männern. Damit wären die drei Parameter der Matrix der Heterosexualität – *sex*, *gender*, *desire* – zu ergänzen um einen vierten Parameter, den ich als Penetrationsrolle bezeichnen möchte und der wie die drei anderen Parameter nur zwei intelligible Positionen kennt: den Penetrierenden und die Penetrierte. Abjekte Positionen sind damit ebenfalls diejenigen penetrierender (trans-/cis-)Frauen und penetrierter (trans-/cis-)Männer.

Die Begründung einer solchen Abjektion penetrierter Männlichkeit lässt sich in einer Lacanschen Theorieperspektive präzisieren. Mit Lacan lässt sich die Funktionsweise phallischer Herrschaft als fundamental durch Bezeichnungspraktiken strukturiert denken: Der Mann ‚hat‘ mit Lacan den Phallus, die Frau ‚ist‘ der Phallus: Lacan schreibt über den Zeichencharakter des Phallus: „Daß der Phallus ein Signifikant ist, bedeutet, daß das Subjekt Zugang zu ihm findet am Ort des Andern“ (Lacan 1991: 129). Die Frau, die der Phallus ist, ist erst der Signifikant, der es dem Mann ermöglicht, sich zu bezeichnen, dessen Zirkulieren die Beziehungen der Männer untereinander ermöglicht und strukturiert (siehe Lacan 1991).²¹ Wird diese Perspektive aus ihrer Festschreibung auf das durch die heterosexuelle Matrix bestimmte Geschlechterverhältnis heraus auf die Position penetrierter Männlichkeit gewendet, ergibt sich für den penetrierten Mann eine völlig paradoxe Situation: der penetrierte Mann *hat* nicht den Phallus, er *ist* der Phallus. In der sexuellen Praxis, der Penetration des männlichen Anus, wird dieser zum signifikanten Ort für den Phallus. Unter den Bedingungen der heterosexuellen Matrix hat das für den penetrierten Mann zur direkten Folge, dass sein Körper entmännlicht wird und zugleich in skandalöser Weise als männlich aufscheint: ein männlicher Körper, an dem der Phallus bezeichnet wird, ein sexuiertes Oxymoron. Im Gegensatz zur Vagina, deren Signifikation

²¹ Vgl. auch Butler 1991: 75-93.

des Phallus durch ihre Penetration, unter den Voraussetzungen der heterosexuellen Matrix als ‚natürlich‘ gesetzt ist, ist der penetrierte männliche Anus abjekt – an ihm scheint sowohl die dem Geschlecht immanente Widersprüchlichkeit auf als auch die Möglichkeit, seine Fundamente zu subvertieren.

Der bisher skizzierte Zugang rückt den penetrierten männlichen Anus als signifikante Körperstelle und die Praxis der Penetration als semiotische Praxis in den Fokus. Der Komplex kann mit dem von Eve Kosofsky Sedgwick in *Between Men* entworfenen Konzept des homosozialen Begehrens in einen weiteren Horizont vergeschlechtlichter sozialer Beziehungen gestellt werden. Sedgwick²² geht unter anderem von der strukturalistischen anthropologischen Theorie von Claude Lévi-Strauss (1981) aus, der argumentiert, dass Gruppen von Männern mit einander in sozialen Austausch treten, indem sie über Heirat oder ähnliche Institutionen Frauen austauschen. Sedgwick argumentiert nun im Rückgriff auf René Girards (2012) Modell des triangulären Begehrens, dass das erotische Dreieck, bei dem ein Mann eine Frau als Begehrensobjekt nicht wegen derer Qualitäten wählt, sondern aufgrund des Begehrens eines anderen Mannes, eine zentrale Struktur sei, über die in der Neuzeit der homosoziale Kontakt unter Männern vermittelt werde (siehe Sedgwick 1985). Das Geschlechterverhältnis, die „männliche Herrschaft“, ist nach Pierre Bourdieu angewiesen auf eine „Somatisierung der gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse“ (Bourdieu 2013: 45; Hervorhebungen im Original). Diese Einschreibung der Herrschaft in die sexuierten Körper bediene sich einer sexualisierten Topologie der Körper, die sich auf ein semantisches System beziehe, das nach dem Prinzip der Binarität organisiert sei (ebd., 17-43). Um die Verkörperlichung des Geschlechterverhältnisses im Akt der Penetration im Sinne einer „politische[n] Soziologie des Geschlechtsaktes“ (ebd., 39) zu modellieren, möchte ich vorschlagen, den skizzierten auf Lacan zurückgreifenden Zugang für die Analyse der Konstruktion homosozialen Austauschs in der sexuellen Praxis des erotischen Dreiecks in Anschlag zu bringen. Damit wäre der homosoziale *traffic in women* (siehe Rubin 1975)²³ zu denken als strukturiert durch die von Lacan analysierte phallogozent-

²² Siehe Sedgwick 1985: 26.

²³ Sedgwick bezieht sich in ihrer Konzeption unter anderem auf Rubins Text, siehe Sedgwick 1985: 25f.

rische Bezeichnungspraxis: Der Mann, der den Phallus hat, setzt sich mit einem anderen Mann in Beziehung über die Frau, die der Phallus ist. Die Penetration der Vagina, als der Ort, der den Phallus bezeichnet, ist der Akt, der die homosoziale Beziehung etabliert und strukturiert. Die Gefahr, die von penetrierter Männlichkeit ausgeht, liegt darin, die vergeschlechtlichte soziale Kohäsion moderner Gesellschaften überhaupt in Frage zu stellen: ein männlicher Phallussignifikant führt in skandalöser Weise die Kontingenz und damit die Veränderlichkeit der im homosozialen über Vaginen vermittelte Austausch vorgenommenen sozialen Positionierungen vor.

2. Geschichtsschreibung penetrierter Männlichkeit

Ein Zugang zur Theoretisierung penetrierter Männlichkeit wie der skizzierte, wie der von Kemp und der von Carrascosa/Sáez, ruft zwangsläufig die Frage nach der historischen Dimension penetrierter Männlichkeit auf.²⁴ Ein solches historisches Forschungsprogramm entwirft David Halperin (2002) in *How to Do the History of Homosexuality*.²⁵ Als Ausgangspunkt einer Geschichtsschreibung des Dispositivs der männlichen Homosexualität kann Foucaults vielzitierte These verstanden werden, „die psychologische, psychiatrische und medizinische Kategorie der Homosexualität“ habe

„sich an dem Tage konstituiert [...], wo man sie [...] weniger nach einem Typ von sexuellen Beziehungen als nach einer bestimmten Qualität sexuellen Empfindens [...] charakterisiert hat. [...] Der Sodomit war ein Gestrauchelther, der Homosexuelle ist eine Spezies.“ (Foucault 1983: 47)

In der Perspektive Foucaults ist Homosexualität keine transhistorische Konstante, sondern im späten 19. Jahrhundert ein *neuer* Wissensgegenstand. Vor ihrer Diskursivierung im sexualpathologischen Diskurs hat es im strengen Sinne weder Homosexualität noch Homosexuelle gegeben. Vorgängige Formen gleichgeschlechtlicher Erotik (etwa antike Knabenliebe und mittelalterliche und

²⁴ Vgl. zur Notwendigkeit einer historischen Fundierung *queerer* Theorieansätze Halperin 2002: 10-13 u. 2003: 175-180.

²⁵ Das für die Konzeption der historischen Forschungsperspektive zentrale Kapitel *How to Do the History of Male Homosexuality* liegt in deutscher Übersetzung vor: Halperin 2003.

frühneuzeitliche Sodomie) waren anders akzentuiert, knüpften an andere Diskurse an, und führten andere Differenzen ein.²⁶

Von Foucaults Datierung der Konstituierung der Kategorie Homosexualität auf das späte 19. Jahrhundert²⁷ geht Halperins diskurs- und dispositivgeschichtlicher Ansatz aus. Halperin arbeitet für die Prähistorie der Homosexualität, die Zeit also vor der Installation des Sexualitätsdispositivs, vier Modelle heraus, Effemination, Päderastie, Freundschaft und Inversion, die bis zur Formierung der Homosexualität im 19. Jahrhundert mehr oder weniger parallel existierten (Halperin 2003: 177-211). Die Leistung der Formierung zum Dispositiv der Homosexualität liege, so Halperin, in der Integration dieser Modelle in eine spezifische ‚Sexualität‘. Das Projekt, die genannten Diskursmuster in eine ‚Homosexualität‘ zu integrieren, setzt zwangsläufig Konflikte in Gang und ruft Reibungen hervor. Ein Ergebnis dieses historischen Prozesses ist nach Halperin (2003: 178f.) die von Sedgwick (2003) aufgewiesene fundamentale Inkonsistenz der Kategorie Homosexualität. Für das Interesse an penetrierter Männlichkeit ist das letzte von Halperins Modellen, die Inversion, einschlägig. Hier handelt es sich in Halperins Worten um eine

„Veranlagung, die Geschlechterrolle in jeder Hinsicht zu überschreiten: vom persönlichen Verhaltensstil, dem physischen Erscheinungsbild und der Art zu fühlen bis hin zur sexuellen Attraktion durch „normale“ Männer und zur Bevorzugung einer rezeptiven oder „passiven“ Rolle im Sexualverkehr mit ihnen.“ (Halperin 2003: 197)

Der historisierende Blick auf penetrierte Männlichkeit isoliert damit die Rezeptivität aus dem diskursiven Modell der Inversion. Ihrem Fortwesen, dem Fortwesen eines diskursiven Kristallisationspunktes, der – als die Stelle, an welcher die konkrete Praxis der Penetration eines Mannes durch einen Mann in den Blick rückt – als neuralgischer Punkt verstanden wird, im modernen

²⁶ So steht im antiken Diskurs über Knabenliebe und Kinäden weniger das Geschlecht des begehrten Objekts im Zentrum als vielmehr dessen Alter und Stand, vgl. Foucault 1989: 237-286; Halperin 2002: 23-38 u. 92-99.

²⁷ Foucaults (1983: 47) Datierung auf das Jahr 1870 wurde in der neueren Forschung korrigiert auf den frühesten gedruckten Beleg für den Terminus ›Homosexualität‹ im Jahr 1869, siehe Halperin 2000: 450f.

Homosexualitätsdispositiv und damit unter den Vorzeichen der Matrix der Heterosexualität soll in der folgenden Lektüre von Mynonas *Der Schmarotzer* beispielhaft nachgegangen werden: Inwiefern wird das in penetrierter Männlichkeit eingekapselt subversive Potential aktualisiert, das im historischen Prozess der Entstehung von Männlichkeit und Homosexualität auf eine Position verwiesen wurde, von der aus es keinen Schaden anrichten kann?

3. Der Penis als „Bandwurmersatz“ in Mynonas *Der Schmarotzer*

Mynonas²⁸ Groteske²⁹ *Der Schmarotzer*, zuerst 1921 unter dem Titel *Der homosexuelle Bandwurm* publiziert und dann in die Sammlung *Das Eisenbahnglück oder der Anti-Freud* (1924) aufgenommen, stellt ausdrücklich einen (satirischen) Beitrag zu den zeitgenössischen sexualpathologischen Diskussionen und hier vor allem zur Freudschen Psychoanalyse dar³⁰ und bedient sich dabei des sexualwissenschaftlichen Spezialvokabulars. Der Text beginnt mit einem grundsätzlichen Widerspruch gegen die „unsauberen Seelenkenner“, die in der Sexualität „das Grundmotiv alles menschlichen Treibens“ (Friedlaender/Mynona 2008: 522) sähen. Dem psychoanalytischen Erklärungsparadigma wird seine Umkehrung entgegengehalten: die sexuelle Abweichung sei gerade nicht die Ursache anderer Phänomene, sondern bedürfe im Gegenteil selbst der Begründung:

„Und doch sind gerade alle Perversitäten, mehr noch womöglich als die sexuelle Norm, zufällige, späte Nachwirkungen vollkommen andersartiger Ursachen; so daß auch hier der Hergang umgekehrt werden muß, wenn man die Seele richtig analysieren will.“ (Ebd.)

Unter Hinweis darauf, dass auch die „sexuelle Norm“ als *Effekt* und nicht als Ursache zu verstehen sei, stellt sich der Text damit in den Dienst des Projekts

²⁸ Mynona ist das Schriftsteller-Pseudonym des Philosophen Salomo Friedlaender (1871-1946). Vgl. zur Person Kuxdorf 1990, Exner 1996 und Kötz 2001: 31-37.

²⁹ Vgl. zur literarischen Groteske, zu ihrer Stellung im literarischen Expressionismus sowie zur Bedeutung der Grotesken Mynonas Kuxdorf 1990: 59-68, Exner 1996: 315-319 und Kötz 2001: 39-50 u. 60-65.

³⁰ Vgl. zur Bezugnahme Mynonas auf die Psychoanalyse Kötz 2001: 73-87.

einer verdrehten Psycho-Analyse, die Ursache und Wirkung verkehrt. Um dieses Erkenntnisprojekt zu veranschaulichen, wählt der Text eine (fiktive) Fallgeschichte, in der die anal-rezeptive Perversion eines Mannes im Zentrum steht.

Protagonist der Grotteske ist Melchisedek Bumöller. Die Struktur des Textes folgt dem Muster der sexualpathologischen Fallgeschichte,³¹ transformiert sie jedoch in eine dreigliedrige Form: Auf die prologartigen Reflexionen zur psychoanalytischen Ätiologie folgt die Beschreibung einer Krankheit des Protagonisten. Nach einem ärztlichen Therapieversuch befindet sich Bumöller jedoch erneut in einem unbefriedigenden Zustand; wieder wird der Arzt konsultiert, und es schließt sich ein zweiter Kreis aus Diagnose und Therapie an. Als der therapeutische Erfolg ausbleibt, tritt ein dritter Experte als *deus ex machina* auf, dessen Lösungsansatz endlich zu einem Zustand allgemeiner Zufriedenheit führt. Die Grotteske ist also gebaut als eine pastichehafte³² Tragödie mit Prolog und drei – durch sexualpathologische Chorlieder – getrennten Akten, die von einem politischen Epilog abgeschlossen werden, auf den weiter unten einzugehen sein wird.

Nach dem Muster der sexualpathologischen Fallgeschichte werden zuerst die Lebensumstände beschrieben: Bumöller ist verheiratet „mit eine[m] Engel von Weib“ (ebd.). Es folgt die Krankengeschichte – „Melchisedek Bumöller litt an der Verdauung“, und zwar in so bedenklichem Maße, dass er „trotz reichlichster Fettzufuhr, mehr und mehr ab[magerte]“ – und die Diagnose des Arztes: „Es ist nichts Unheilbares, nur eben ein Bandwurm“ (ebd.). Bis zur Verordnung der Therapie durch den Arzt, eine „Hungerkur und hinterher, in etlichen Abständen, gewisse Kapseln“ (ebd.), deutet nichts auf eine Verwicklung der Handlung hin. Doch dann tritt als Problem das Subjekt auf. Denn – und nun folgt ein Abschnitt, der die angekündigte verkehrte Ätiologie einführt – Melchisedek Bumöller hat einen in sich widersprüchlichen Namen: Ein biblischer Vorname ist mit einem äußerst prosaischen Nachnamen gepaart, oder, wie der Text anmerkt:

³¹ Vgl. zu Konjunktur und Bedeutung der Fallgeschichte in der Literatur der Frühen Moderne Höcker 2012: 73-148.

³² Vgl. zum Begriff des Pastiche Jameson 1983: 114: „Pastiche is, like parody, the imitation of a peculiar or unique style, the wearing of a stylistic mask, speech in a dead language: but it is a neutral practice of such mimicry, without parody's ulterior motive, without the satirical impulse, without laughter, without that still latent feeling that there exists something normal compared to which what is being imitated is rather comic.“

„der Stammmname schmarotzt hier gleichsam im edlen Organismus des weihevollen Vornamens“ (ebd., 523). Der Name des Protagonisten ist jene „vollkommen andersartige[] Ursache“ (ebd., 522), von der zu Beginn des Textes die Rede war, jene Ursache, auf welche seine Perversion zurückzuführen ist: „Ein sehr rarer Name macht nicht selten Sonderlinge, Mönche, Lustmörder, Akrobaten, Vegetarianer, Idioten und Genies“ (ebd., 522f.). Es ist das „Etikett[]“, das dem Protagonisten „aufgeklebt“ (ebd., 522) ist, das zur perversen Veranlagung führt.

Denn Bumöller widerstrebt die Therapie seines Bandwurms zutiefst, er lässt sich erst auf das Drängen seiner Gattin hin zu ihr bewegen. In der Auseinandersetzung zwischen den Eheleuten kommt zum ersten Mal jene Verweiblichung des penetrierten Mannes zum Tragen, die geradezu zwanghaft mit seiner Formulierung verbunden scheint: Die „Bandwurmkur“, so Bumöller, „käme ihm vor [...] wie eine Kindesabtreibung“ (ebd., 523). Der Vergleich zwischen Bandwurm und Fötus setzt den Anus Bumöllers in eine Beziehung der Analogie zur Vagina. Zugleich scheint sich in ihm die Problematik der Bumöllerschen Ehe zu formulieren: „Er berührte damit einen wunden Punkt der sonst heilen Ehe; das Pärchen blieb kinderlos“ (ebd.). Die Analogie zwischen Bandwurm und Schwangerschaft geht jedoch noch weiter: „Bei mir ist er [der Bandwurm – B.W.] geborgen, er wird sich draußen nicht mehr wohl fühlen ... Der plötzliche Wechsel des Milieus ... mir selber wird er fehlen“ (ebd.). Deutlich ist in dieser Formulierung auf Freuds *Charakter und Analerotik* angespielt, auf die Lust des Kindes, den Stuhl zurückzuhalten. Doch Bumöller ist kein ehemaliger Analerotiker, der die infantile Analerotik in bestimmte Charaktereigenschaften sublimiert hat, er gehört in Freuds Formulierung in die Gruppe der „gewisse[n] Homosexuelle[n]“, „die sich die erogene Erregung der Analzone für das reife Leben bewahrt haben“ (Freud 1989: 29):

„Mir *fehlt* wirklich etwas – zum erstenmal verstehe ich diese Redensart tatsächlich! Ich fühle mich wie ausgehöhlt, weißt Du, verzeih! Aber so gewiß fühlt eine Jungfrau und verlangt buchstäblich nach Ausfüllung ihrer lechzenden Leere, nach Schwängerung, nach ... na ja!“ (Friedlaender/Mynona 2008: 524, Hervorhebung im Original).

Bumöllers Begehren, das sich auf seine „Ausfüllung“ richtet, hat sein primäres Begehrensojekt im Bandwurm, der nur noch als „in einem mit Alkohol gefüllten Glasgefäß“ aufbewahrtes „arme[s] lange[s] gelbe[s] Geschöpf“ (ebd., 524) in der ehelichen Wohnung anwesend ist. So wie der Knabe der psychoanalytischen Theorie auf den Verlust seines primären Objekts, der Mutter, mit der Abziehung der Triebenergie von ihr und der Erschließung neuer Liebesobjekte reagiert, so beginnt auch für Bumöller die Suche nach neuen Objekten, die sein ‚Verlangen nach Ausfüllung‘ befriedigen könnten. Der erneut konsultierte Arzt verschreibt, nachdem er „auf Verstopfung [diagnostizierte]“, „Stuhlzäpfchen“ (ebd.). Dieser erste Ersatz für den Bandwurm erfüllt seinen Zweck jedoch nur unzureichend: „Die verfluchten Zäpfchen sind leblos,‘ schrie er und wand sich; ‚wie schmiegsam lebendig und auf die sensibelste Weise reagierend war doch mein alter Wurm!‘“ (Ebd.) Einen zweiten Ersatz für das verlorene Objekt sucht sich Bumöller selbst: „Ach Du,‘ flüsterte er plötzlich und umhalste die Seinige, ‚gib mir Deine Hand! Oh, Deinen lieben Zeigefinger““ (ebd). Auf den ersten Therapieversuch, der einen Mangel erzeugte, folgte ein zweiter, der einen unzureichenden Ersatz anbot. Doch ein drittes Mal befindet sich Bumöller in einem unbefriedigenden Zustand. Als *deus ex machina* tritt schließlich die personifizierte Sexualwissenschaft auf, „Dr. M. Feldhirsch, de[r] renommierte[] Besieger der *Psychopathia sexualis*“ (ebd., Kursivierung im Original), hinter dem unschwer der Entdecker der ‚sexuellen Zwischenstufen‘ Magnus Hirschfeld zu erkennen ist. Aus Feldhirschs Diagnose folgt streng logisch die endlich effektive Therapie: „Ihr Gatte ist – er kriegt ja auch nie ein Kind – homosexuell und braucht einen Liebling“ (ebd.). Das verschriebene Medikament verschafft der umsichtige Feldhirsch sogleich in Gestalt eines „fesche[n] Begleiter[s]“, den er äußerst voraussichtlich ausgewählt hat: „Der ist bisexuell [...] und begründet vielleicht das festeste Eheglück“ (ebd., 524f.). Feldhirschs Therapie hat durchschlagenden Erfolg:

„Melchisedek war wie erlöst. Er schmiß sogar, auf Verlangen des Jünglings, der die Bandwurmlische noch als Rivalen fühlte, das Gefäß [...] weit weg. Frau Bumöller verstand sich mit dem artigen jungen Mann sehr wohl, und so verbrachten die Drei manche artige Stunde miteinander und blieben endlich unzertrennlich verbunden.“ (Ebd., 525)

Als drittes Angebot zur Befriedigung von Bumöllers Verlangen nach ‚Ausfüllung‘ kommt ein Mann ins Spiel. Allerdings hatte bisher nichts darauf hingedeutet, dass der Ehemann Bumöller homosexuell sei, also Männer begehre. Sein Begehren bezog sich vielmehr eng auf eine Körperstelle, seinen Anus, und auf einen Akt, dessen ‚Ausfüllung‘. Bumöllers Devianz ist zweifellos weniger auf den Parameter des Begehrens im Sinne einer Objektwahl (*desire*) als vielmehr auf den der Penetrationsrolle bezogen. Vor diesem Hintergrund ist als Wirkstoff im Medikament „Liebling“ zweifelsohne dessen Penis anzusehen. So bemerkt der Erzähler unmittelbar vor dem Auftritt Feldhirschs: „Ach, weder Finger noch Zäpfchen sind zum Bandwurmersatz geeignet“ (ebd., 524). Damit durchzieht den Text eine bemerkenswerte Reihe von Instrumenten der ‚Ausfüllung‘, die vom primär begehrten Bandwurm angeführt, durch Zäpfchen und Finger fortgesetzt und mit dem Penis des ‚Lieblings‘ abgeschlossen wird. Dabei fungieren alle Glieder der Reihe *nach* dem primären Bandwurm explizit als dessen *Ersatz*. Penis, Finger und Zäpfchen stehen in der Logik des Textes in einem Verhältnis zum Bandwurm, das dem Verhältnis des Dildos zum Penis (in seinem konventionellen Verständnis) entspricht, dem Verhältnis der Kopie oder Nachahmung zum Original.³³

Die phallogozentrischen Verhältnisse sind im *Schmarotzer* verkehrt: Es sind nicht Männer, die den Phallus haben, die ihren homosozialen Austausch über die Vagina als den Ort der Penetration vermitteln, sondern umgekehrt, es sind Melchisedek Bumöller und seine Frau, die ihren Austausch über den Penis des ‚Lieblings‘, einen ‚Bandwurmersatz‘ vermitteln.

Es folgt im *Schmarotzer* ein Epilog, der den erzählten Fall in einen politischen Kontext rückt:

„Mein Freund Scheerbart, der einen Klub der Perversen gründen wollte, schloß die Homosexuellen aus: die wären ja gar nicht pervers. Er hätte besser getan, das ganze Gerede von Perversität auf psychoanalytische Mißverständnisse zurückzuführen. Sowohl die normale wie die ›perverse‹ Sexualität verdanken sich, statt das Erste zu bedeuten, ganz anderen Ur-

³³ Vgl. die Strategie Beatriz Preciados (2003), die in ihrem *kontrasexuellen manifest* den Dildo in den Kern ihres kontrasexuellen Projekts stellt.

sachen, die teils bagatell, teils sogar direkt religiös sein können. In unserem Fall führte die Wirkung des Namens Melchisedek, im Verein mit der hinterlistigen Funktion eines Bandwurms, schließlich zu Akten, die der perverse Psychoanalytiker für Grundmotive hält, während die Beteiligten selber und die echten Seelenkenner wissen, daß das eigentliche Grundmotiv wo anders zu suchen ist.“ (Ebd., 525)

Einen „Klub der Perversen“, ob mit oder ohne die Homosexuellen, zu gründen, erscheint in dieser politischen Moral als unsinnig: Vielmehr geht es um den Aufweis der Willkürlichkeit der bestehenden Struktur der Sexualität. Die rezep tive Analität Melchisedek Bumöllers transzendiert die erzählte Welt und expandiert auf das Zeichensystem: Wie der Bandwurm ein ‚Schmarotzer‘ am Körper des Protagonisten ist, so „schmarotzt [der Stammmame] [...] im edlen Organismus des wehevollen Vornamens“ (ebd., 523). Und so wird am Ende des Textes schließlich der gesamte groteske Argumentationszusammenhang als anal-rezeptiv charakterisiert: „Gerade in unserem Fall wäre die Voranstellung statt der Hintansetzung der Sexualität ein überaus lustiges Hinterstzuvörderst; nicht wahr?“ (ebd., 525). Das „Hinterstzuvörderst“ bemächtigt sich noch des Namens Hirschfeld und stellt seinen hinteren Bestandteil vor den vorderen. Im Namen Feldhirsch, der seinen semiotischen ‚Hintern‘ vorne trägt, erscheint die Sprache der Groteske selbst als eine groteske, eine anale Sprache.

4. Politik mit dem penetrierten Anus

Mynonas „Hinterstzuvörderst“ kann als ein Fingerzeig darauf gelesen werden, wie eine emanzipatorische Politik aussehen könnte, die vom subversiven Potential penetrierter Männlichkeit ihren Ausgang nimmt. Einer solchen Politik ginge es darum, auf zwei unterschiedlichen Ebenen die Subjekte aus einem *manicipium*³⁴ zu befreien, das in diesem Falle besser als das benannt wäre, was

³⁴ Das *manicipium* (zu lat. *manus*, ‚Hand‘ und *capere*, ‚ergreifen‘) ist im römischen Recht „die Handgreifung, die dadurch erlangte, der Herrenstellung über Sklaven ähnliche Gewalt über ein fremdes Hauskind und übertragen der Sklave“ (Köbler 1997: s. v. *manicipium*). Das *manicipium* wird formal vollzogen durch die Geste der *manicipatio*, des Greifens mit der Hand einer Sache oder Person (ebd., s. v. *manicipatio*). ‚Emanzipation‘ bedeutet ursprünglich die Befreiung aus einem solchen *manicipium* (ebd., s. v. *emanzipatio* u. Emanzipation).

es ist, ein *penicipium*, eine Verfügungsgewalt, die durch den Zugriff des Penis auf den unterworfenen Körper hergestellt und verbürgt wird: die penetrierten Männer zum einen aus dem *penicipium* der insertiven MSM und alle Subjekte zum anderen aus dem *penicipium* einer Sexualität, die in gänzlich irrationaler Weise durch Paradigmen der Reproduktivität und Genitalität strukturiert ist und diese Strukturprinzipien noch in sexuelle Zonen extrapoliert, in denen sie noch nie etwas zu suchen hatten.³⁵ Einer emanzipatorischen Politik in diesem Sinne ginge es darum, den Hintern zuvorderst zu stellen und so nicht einen Ausweg aus der restriktiven Repräsentationspolitik des Phallogozentrismus zu suchen, sondern seine Strukturen umzukehren. Dies hieße, die Transzendierung des Penis in den sozial verbindlichen monolithischen Signifikanten Phallus (siehe Hocquenghem 1974: 73-76)³⁶ umzukehren und den Penis zu einem Körperteil wie jedem anderen zu machen, dessen Einführen in eine Körperöffnung nicht einem phallogozentrischen Automatismus folgend gleichbedeutend mit der Ausübung von Herrschaft wäre. Der Anus, der „überaus demokratische“³⁷ (Carrascosa/Sáez 2011: 14) Körperteil,³⁸ kann dazu als Vorbild dienen. Ein „passiver Stolz“,³⁹ wie ihn Carrascosa/Sáez (ebd., 32) proklamieren, würde den penetrierbaren Anus als parodistisches Original einsetzen:⁴⁰ „Im Anfang war der Anus“⁴¹ (ebd., 33).⁴² Dieser passive Stolz würde die ubiquitäre Identifizierung rezeptiver Analität mit männlicher Homosexualität (siehe ebd., 28), die seine Manifestation über den Hinweis auf ein angeblich geteiltes Schicksal mit auch den insertiven schwulen Machos stets verhindert, zurückweisen. Die Strategie der Voranstellung des Parameters Penetrationsrolle verweigert den homogenisierenden Etiketten ‚männlich‘, ‚schwul‘ oder auch ‚queer‘ die Gefolgschaft und

³⁵ Vgl. auch Carrascosa/Sáez 2011: 55-57.

³⁶ Deleuze/Guattari (1974: 93f.), auf die sich Hocquenghem hier bezieht, sprechen vom Phallus als einem „despotische[n] Signifikant[en]“. Vgl. auch Kemp 2013: 5.

³⁷ „El culo parece muy democrático“. Vgl. auch Carrascosa/Sáez 2011: 55.

³⁸ Ähnlich auch Preciado 2003: 18f.

³⁹ „orgullo passivo“.

⁴⁰ Vgl. Schloch 2010: 42-44.

⁴¹ „En el principio era el ano.“

⁴² Vgl. für einen Vorschlag, im Sinne ähnlicher Überlegungen das Wort *Arschloch* für eine Politik mit dem penetrierten Anus zu reklamieren Schloch 2010.

betont die Differenz zu jenen Männern, Schwulen und Queers, die aus dem Besitz eines Penis und seiner ‚fachgerechten‘, nämlich penetrativen Anwendung einen Herrschaftsanspruch ableiten. Eine solche Differenz haben immer wieder radikale Strömungen des Feminismus betont. Kate Millett (1971: 9-30) analysiert zu Beginn von *Sexus und Herrschaft* (1969, dt. 1971) anhand dreier literarischer Sex-Erzählungen die Durchdringung des sexuellen Aktes durch Herrschaft und fasst zusammen:

„Der Koitus spielt sich [...] in keinem Vakuum ab; obwohl er an sich eine rein biologische und körperliche Tätigkeit zu sein scheint, ist er doch so tief im größeren Zusammenhang der menschlichen Handlungsweisen verankert, daß man ihn als Mikrokosmos einer großen Anzahl von Haltungen und Werten betrachten kann, die zusammen die Kultur ausmachen. Unter anderem dient der Koitus als Modellfall für Sexualpolitik auf intimster Basis.“ (Ebd., 31)

In ihrer Genet-Lektüre gegen Ende desselben Buches fasst sie schließlich Genets drastische Betonung von allgemeineren sexuellen Strukturen in der „Tatsache, daß die Sexrolle den Sexrang bestimmt“ (ebd., 398) zusammen. Wenn der sexuelle Akt politisch ist, und wenn in dieser sexuellen Politik „die Sexrolle den Sexrang bestimmt“, dann kann die Koalition, die im Rahmen einer Politik mit dem penetrierten Anus fundamentale Bedeutung hat, keine schwule und keine queere sein, sondern muss eine feministische sein.⁴³

Literaturverzeichnis

- Bergmann, Franziska (2008): „Mann, was sind wir hart!“ – Eine queer-feministische ANALyse geschlechts-differenzierter Körpergrenzen. In: Dies., Jennifer Moos und Claudia Münzing (Hg): *queere (t)ex(t)perimente*, Freiburg i.Br.: Fördergemeinschaft wissenschaftlicher Publikationen von Frauen, S. 57–64.
- Bersani, Leo: *Is the Rectum a Grave?*. In: *October* 43 (1987), S. 197–222.
- Bourdieu, Pierre (2013): *Die männliche Herrschaft*, 2. Aufl., Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Carrascosa, Sejo/Sáez, Javier (2011): *Por el culo: Políticas anales*, Barcelona/Madrid: egales.

⁴³ Für Diskussionen und Kommentare danke ich Michael Frey und dem Tuntentee Perversia.

- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (1974): *Anti-Ödipus: Kapitalismus und Schizophrenie I*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Ebermayer, Ludwig/Lobe, Adolf/Rosenberg, Werner (1925): *Reichs-Strafgesetzbuch mit besonderer Berücksichtigung der Rechtsprechung des Reichsgerichts, 3., vermehrte und verbesserte Aufl.*, Berlin/Leipzig: de Gruyter.
- Eins, Wieland (2005): Schimpfwort. In: Helmut Glück (Hg): *Metzler Lexikon Sprache*, Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 565.
- Exner, Lisbeth (1996): *Fasching als Logik: Über Salomo Friedlaender/Mynona*, München: belleville.
- Foucault, Michel (1983): *Der Wille zum Wissen (Sexualität und Wahrheit. Erster Band)*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1989): *Der Gebrauch der Lüste (Sexualität und Wahrheit. Zweiter Band)*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Freud, Sigmund (1972): *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*. In: Studienausgabe Bd. V: *Sexualleben*, hg. von Alexander Mitscherlich, Angela Richards und James Stachey, Frankfurt a.M.: Fischer, S. 37–145.
- Freud, Sigmund (1989): *Charakter und Analerotik*, in: Studienausgabe, Bd. VII: *Zwang, Paranoia und Perversion*, hg. von Alexander Mitscherlich, Angela Richards und James Stachey, 5. Aufl., Frankfurt a.M.: Fischer, S. 23–30.
- Friedlaender, Salomo/Mynona (2008): *Der Schmarotzer*. In: *Grotesken. Teil I*, hg. von Detlef Thiel und Hartmut Geerken (*Gesammelte Schriften 7*), Herrsching: Waitawhile, S. 522–525.
- Girard, René (2012): *Figuren des Begehrens: Das Selbst und der Andere in der fiktionalen Realität*. Mit einem Nachwort von Wolfgang Palaver, 2. Aufl., Wien: Lit.
- Halperin, David (2000): *Homosexuality*. In: George E. Haggerty (Hg.): *The Encyclopedia of Lesbian and Gay Histories and Cultures*, Bd. 2, New York/London: Garland, S. 450–455.
- Halperin, David (2002): *How to Do the History of Homosexuality*, Chicago/London: The University of Chicago Press.
- Halperin, David (2003): *Ein Wegweiser zur Geschichtsschreibung der männlichen Homosexualität*. In: Andreas Kraß (Hg.): *Queer denken: Gegen die Ordnung der Sexualität (Queer Studies)*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 171–220.
- Höcker, Arne (2012): *Epistemologie des Extremen: Lustmord in Kriminologie und Literatur um 1900*, München: Fink.
- Hocquenghem, Guy (1974): *Das homosexuelle Verlangen*. Mit einem Anhang von Hans-Werner Köblitz, München: Hanser.
- Jameson, Fredric (1983): *Postmodernism and Consumer Society*, in: Hal Foster (Hg.): *The Anti-Aesthetic: Essays on Postmodernism Culture*, Port Townsend: Bay Press, S. 111-125.
- Kemp, Jonathan (2013): *The Penetrated Male*, New York: punctum.
- Köbler, Gerhard (1997): *Lexikon der europäischen Rechtsgeschichte*, München: Beck.
- Kötz, Kathrin (2001): *Die Prosa Paul van Ostaijens. Stilistische, poetologische und philosophische Korrespondenzen mit dem Werk von Mynona (Salomo Friedlaender) (Niederlande-Studien 24)*, Münster u. a.: Waxmann.
- Kristeva, Julia (1982): *Powers of Horror: An Essay on Abjection*, New York: Columbia University Press.

- Kuxdorf, Manfred (1990): *Der Schriftsteller Salomo Friedlaender/Mynona: Kommentator einer Epoche. Eine Monographie*, Frankfurt a.M. u. a.: Lang.
- Lacan, Jacques (1991): *Die Bedeutung des Phallus*. In: *Schriften II. Ausgewählt und hg. von Norbert Haas*, 3. Aufl., Weinheim: Quadriga, S. 121–132.
- Lévi-Strauss, Claude (1981): *Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lichtenberg, Georg Christoph (1998): *Schriften und Briefe*, Bd. 1, hg. von Wolfgang Promies, 6. Aufl., Frankfurt a.M.: Zweitausendeins.
- Millett, Kate (1971): *Sexus und Herrschaft: Die Tyrannei des Mannes in unserer Gesellschaft*, München: Desch.
- Olshausen, Justus (1909): *Kommentar zum Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich*, Bd. 1, 8. umgearbeitete Aufl., Berlin: Vahlen.
- Preciado, Beatriz (2003): *kontrasexuelles manifest*, Berlin: b_books.
- Robertson, Eric: *The Penetrated Male: Phallic Feedback, The Male Hole, and Imposture*. In: *Transcripts 2* (2012), S. 210–222, http://www.humanities.uci.edu/collective/hctr/transcripts/2012/2012_02_15.pdf [2.1.2014].
- Scheffler, Gabriele (2000): *Schimpfwörter im Themenvorrat einer Gesellschaft*, Marburg: Tectum.
- Schloch, Aaron R. (=Benedikt Wolf, 2010): *Manifest des Arschlochs*, München: Selbstverlag.
- Sedgwick, Eve Kosofsky (1985): *Between Men: English Literature and Male Homosocial Desire*, New York: Columbia University Press.
- Sedgwick, Eve Kosofsky (1993): *Is the Rectum Straight?: Identification and Identity in The Wings of the Dove*. In: *Tendencies*, Durham: Duke University Press, S. 73–103.
- Sedgwick, Eve Kosofsky (2003): *Epistemologie des Verstecks*. In: Andreas Kraß (Hg.): *Queer denken: Gegen die Ordnung der Sexualität (Queer Studies)*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 113–143.
- Theweleit, Klaus (2005): *Männerphantasien 1 + 2*, 3. Aufl., München/Zürich: Piper.
- Wachenfeld, Friedrich (1901): *Homosexualität und Strafgesetz: Ein Beitrag zur Untersuchung der Reformbedürftigkeit des § 175 St.G.B.*, Leipzig: Dieterich.
- Wittig, Monique (1992): *The Straight Mind: And Other Essays*, Harvester Wheatsheaf: Hempel Hempstead.
- Wolf, Benedikt (2013): *Penetration – Liebe – Männlichkeit: Zum Verhältnis von Gewalt und Liebe in literarischen Figuren penetrierter Männlichkeit (Bronnen – Jahnn)*, http://www.fk12.tu-dortmund.de/cms/ISO/de/soziologie/soziologie_der_geschlechterverhaeltnisse/Medienpool/AIM_2013_Tagung/Wolf_Zum_Verhaeltnis_von_Gewalt_und_Liebe.pdf [4.12.2013].

Verzeichnis der Autor_innen und Herausgeber_innen

Aurich, Mona, B. A., studiert Politikwissenschaften im Master-Studiengang an der Universität Potsdam. Durch den Teilstudiengang Soziologie entdeckte sie die Gender Studies für sich.

Kontakt: mona.aurich@gmail.com

Bruns, Lucia Josephine studiert Soziologie und Erziehungswissenschaften an der Universität Potsdam und arbeitet neben dem Studium in dem Social-Media-Projekt „No-Nazi.Net“ der Amadeu-Antonio-Stiftung, das sich gegen Neonazis und menschenverachtende Einstellungen in den Sozialen Netzwerken engagiert.

Kontakt: lbruns@uni-potsdam.de

Fischer, Martin studiert derzeit Soziologie und Erziehungswissenschaften an der Universität Potsdam. Sein Beitrag basiert auf einer Seminararbeit, welche im dritten Semester seines Bachelorstudiums entstand. Sein Hauptinteresse gilt der Sozialisationswirkung von populären Texten, seien es Film- und Fernsehbeiträge, Beiträge aus der populären Literatur oder multimediale Phänomene.

Kontakt: martfis@uni-potsdam.de

Frey, Michael, Dr. phil., war wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrbereich Soziologie der Arbeit und Geschlechterverhältnisse des Instituts für Sozialwissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin und Lehrbeauftragter an der Professur für Geschlechtersoziologie der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Potsdam. Er ist assoziiertes Mitglied des Zentrums für transdisziplinäre Geschlechterstudien der Humboldt-Universität zu Berlin und vertritt derzeit die Professur für Wirtschafts- und Organisationssoziologie an der Hochschule für Wirtschaft und Technik Berlin. Zuvor war er Projektleiter „Familiengerechte Hochschule“ an der Technischen Hochschule Wildau. Seine Arbeitsschwerpunkte sind der Wandel von Arbeits- und Geschlechterverhältnissen.

Kontakt: michael.frey@htw-berlin.de bzw. michael.frey@sowi.hu-berlin.de

Günther, Franziska studiert im 5. Semester (BA) an der Universität Potsdam Soziologie und Politik und hat sich in ihrem Studium den Schwerpunkt der Geschlechtersozio­logie gesetzt. Nebenbei arbeitet sie bei der Deutschen Kinder- und Jugendstiftung. Der Beitrag basiert auf einer gemeinsamen Seminararbeit (mit Felix Heyer, Elisabeth Riha, Chris Baumann) zum Thema Geschlecht und Gesellschaft aus dem dritten Semester ihres Bachelorstudiums.

Kontakt: franziska.guenther.mail@gmail.com

Heine, Frederic, Diplom-Politikwissenschaftler, studierte Politikwissenschaft an der Freien Universität Berlin. Seine Schwerpunkte im Studium waren die Politische Theorie des Marxismus und der Frankfurter Schule, Politische Ökonomie und Männlichkeitstheorie. Seine Diplomarbeit schrieb er zur integralen Analyse von Gesellschaftstransformation mit Ansätzen der Regulationstheorie, der Care-Ökonomie sowie der Geschlechter- und Klassenhegemonie. Derzeit studiert er Global Political Economy im Master an der University of Sussex.

Veröffentlichung: „Die Europapolitik des deutschen Machtblocks und ihre Widersprüche“ (mit Thomas Sablowski, 2013, Hrsg: Rosa-Luxemburg-Stiftung).

Kontakt: frederic.heine@gmx.net

Henze, Patrick (Patsy l'Amour laLove), M. A., hat Gender Studies an der Georg-August-Universität im B.A. und an der HU Berlin im M.A. studiert. Er promoviert derzeit bei Prof. Dr. Beate Binder zur Schwulenbewegung der 1970er Jahre und ihrem Emanzipationsbegriff sowie der Bedeutung von Affekten und Emotionen für soziale Bewegungen. Er forscht zu schwulen Männlichkeiten im Zusammenhang von Selbstthass und Subjektconstitution sowie zu schwuler Pornographie. Er ist Mitglied im Vorstand des *Schwulen Museums* und ist aktiv in feministischen und schwulen Initiativen wie dem *FAQ Infoladen*. Publikation: *Die lückenlose Kette zwischen Politik und Schwul-Sein aufzeigen*. Aktivismus und Debatten in der Homosexuellen Aktion Westberlin zwischen 1971 bis Juni 1973. In: Pretzel, Andreas/Weiß, Volker: Rosa Radikale. Die Schwulenbewegung der 1970er Jahre. Hamburg 2012. S. 124-142.

Kontakt: www.patrick-henze.de; www.patsy-love.de

Heyer, Felix studiert Politikwissenschaften und Soziologie im 5. Semester (BA) an der Universität Potsdam. Im Rahmen seines Studiums interessiert er sich vor allem für die Soziologie der Geschlechterverhältnisse und die Sozialstruktur von Gesellschaften. Der Beitrag basiert auf einer gemeinsamen Seminararbeit (mit Franziska Günther, Elisabeth Riha, Chris Baumann) zum Thema Geschlecht und Gesellschaft aus dem dritten Semester seines Bachelorstudiums.

Kontakt: f.heyer@mail.com

Klein, Saskia, M. A., hat Gender Studies und Pädagogik an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg im B. A. (2007-2010) und anschließend Gender Studies an der Humboldt-Universität zu Berlin im M. A. (2010-2012) studiert. Ihre Abschlussarbeit dort behandelte *Väter und Elternzeit – Eine genderkritische Analyse von Entscheidungsfaktoren*. Seit 2012 absolviert sie ein duales Bachelor Studium in BWL an der Hochschule für Wirtschaft und Recht Berlin. Ihre thematischen Schwerpunkte sind dort Vereinbarkeit von Beruf und Familie, Diversity Management sowie Arbeitgeberattraktivität.

Kontakt: saskia_klein@gmx.de

Körner, Franziska ist seit Oktober 2010 Studentin der Soziologie und der Spanischen Philologie an der Universität Potsdam. Ihr Hauptinteresse im BA-Studium gilt der Soziologie der Geschlechterverhältnisse (oder Geschlechtersoziologie), in deren Rahmen sie sich insbesondere den theoretischen Konzepten von Pierre Bourdieu zuwandte.

Kontakt: franziska_koerner@web.de

Kremer, Kathrin, M. A., studierte Sozialwissenschaften und Gender Studies an der Leibniz-Universität Hannover und der Humboldt-Universität zu Berlin. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Männlichkeiten/Weiblichkeiten, Politiken des Körpers und Geschlechts und Schönheitshandeln. In Ihrer Masterarbeit beschäftigte sie sich mit weiblicher Magersucht als kulturelles Phänomen und ethnische Störung. Zur Zeit arbeitet sie in Berlin als Life- und Business Coach mit den Schwerpunkten Reintegration von Frauen mit Essstörungen, Wiedereinstieg in Ausbildung und Berufsleben und Coming- Out. Publikation: Kathrin Kremer: Sexualerziehung in der Schule als pädagogischer Auftrag. Ein Gespräch mit ABQueer. In: Berliner Blätter. Ethnographische und ethnologische Beiträge.

Kontakt: kathrin.kremer11@googlemail.com

Kriszio, Marianne, Dr. phil., Diplomsoziologin, war bis Ende 2013 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien der Humboldt Universität zu Berlin. Von 1993 bis 2009 war sie hauptamtliche Frauenbeauftragte dieser Universität. Publikationen zur Arbeit von Frauenbeauftragten an Hochschulen, zur Situation von Wissenschaftlerinnen an ostdeutschen Hochschulen nach der Wende sowie zur universitären Personalstruktur. Von Ende 2011 bis Februar 2014 war sie an einem Forschungsprojekt zur Situation von Professorinnen und Professoren internationaler Herkunft an deutschen Hochschulen beteiligt.

Kontakt: marianne.kriszio@gender.hu-berlin.de

Lehnigk, Maria studiert an der Universität Potsdam Soziologie und Erziehungswissenschaft. Ihren Themenschwerpunkt legt sie dabei auf die soziale Ungleichheitsforschung sowie auf die Analyse der sozialen Strukturen der Deutschen Demokratischen Republik.

Kontakt: mlehnigk@uni-potsdam.de

Riha, Elisabeth studiert Volkswirtschaftslehre und Soziologie im 5. Semester (B. A.) an der Universität Potsdam. Sie interessiert sich besonders für das Erforschen der sozialen Welt, die Auseinandersetzung mit empirischen Zusammenhängen und deren Wirkungen auf Theoriekonzepte. Der Beitrag basiert auf einer gemeinsamen Seminararbeit (mit Felix Heyer, Franziska Günther, Chris Baumann) zum Thema Geschlecht und Gesellschaft aus dem dritten Semester ihres Bachelorstudiums.

Kontakt: anna.elisabeth.riha@googlemail.com

Schönborn, Tina studierte Sozialwissenschaften und Gender Studies in Berlin und Brighton. Zu ihren Schwerpunkten im Studium gehörten marxistische Gesellschaftstheorie und feministische Geschlechtersozioologie. Sie hat ihre Bachelorarbeit zum Thema des hier veröffentlichten Artikels verfasst. In ihrer Freizeit guckt sie gerne Katzenvideos auf Youtube.

Kontakt: tina.schoenborn@gmx.de

Wolf, Benedikt, M. A., hat Neogräzistik, Deutsch als Fremdsprache, Soziologie und Klassische Philologie in München und Thessaloniki studiert. Derzeit schreibt er als Stipendiat der Rosa Luxemburg Stiftung an seiner Dissertation über *Penetrierte Männlichkeit in deutschsprachiger Erzählliteratur 1905-1968* an der Humboldt-Universität zu Berlin. 2012/2013 war er DAAD Sprachassistent für Deutsch als Fremdsprache an der Universität Zypern in Nikosia. Seine Arbeitsschwerpunkte sind die deutschsprachige Erzählliteratur des 20. Jahrhunderts, die Kritische Heteronormativitätsforschung/Queer Studies, Männlichkeiten sowie die Antiziganismusforschung.

Kontakt: aaron.benedikt.wolf@googlemail.com